
103 | 2017

Fontane Blätter

In diesem Heft: »**Schopenhauer: »Parerga und Paralipomena.« – Gwinner über Schopenhauer – Gutsbesitzer Wieseke auf Plauerhof (Westhavelland.)« Fontanes Exzerpte aus Schopenhauer** – Hanna Delf von Wolzogen (Hrsg.) / **Noch ein Nordlicht in München. Paul Heyse und der zweite Erstdruck des *Archibald Douglas*** – Andreas Beck / **Ein kreativer Apparat. Die Mediengeschichte von Fontanes Bibliotheksnetz und Lektürpraktiken** – Petra McGillen / **George und Theodor Fontane. Briefe – Hoffnungen – Trauer** – Heide Streiter-Buscher / **Rezensionen / Bibliographie / Informationen**

103 | 2017

Fontane Blätter

Halbjahresschrift, begründet 1965

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs und
der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.

herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen
und Andreas Köstler

5 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- 8 »Schopenhauer: »Parerga und Paralipomena.« –
Gwinner über Schopenhauer – Gutsbesitzer Wieseke
auf Plauerhof (Westhavelland.)«
Fontanes Exzerpte aus Schopenhauer.
Herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen
- 85 Noch ein Nordlicht in München. Paul Heyse, die
Kulturpolitik des bayerischen Königs und der
zweite Erstdruck des *Archibald Douglas* in der
Neuen Münchener Zeitung
Andreas Beck

Literaturgeschichtliches, Interpretationen, Kontexte

- 100 Ein kreativer Apparat. Die Mediengeschichte
von Theodor Fontanes Bibliotheksnetz und Lektüre-
praktiken
Petra McGillen

Rezensionen und Annotationen

- 126 Fontanes Erzähl-Fragmente erstmals vollständig.
Theodor Fontane. Fragmente. Erzählungen,
Impressionen, Essays. Im Auftrag des Theodor-
Fontane-Archivs hrsg. von Christine Hehle und
Hanna Delf von Wolzogen. Band I: Texte; Band II:
Kommentar. Berlin, Boston: de Gruyter 2016
Gotthard Eler
- 131 Theodor Fontane: Dichter und Romancier.
Seine Rezeption im 20. und 21. Jahrhundert.
Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Richard
Faber. Würzburg: Königshausen & Neumann 2015
Brunhilde Wehinger

- 135 Mit feinem Humor und großem Ernst:
Helmuth Nürnbergers Fontane-Studien.
Helmuth Nürnberger: »Auf der Treppe von
Sanssouci.« Studien zu Fontane. Hrsg. von Michael
Ewert und Christine Hehle. Würzburg:
Königshausen & Neumann 2016
Hans Ester

Vermischtes

- 140 George und Theodor Fontane.
Briefe – Hoffnungen – Trauer
Heide Streiter-Buscher

Bibliographie

- 168 Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Informationen

- 172 Autorenverzeichnis
173 Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs
176 Publikationen der Theodor Fontane Gesellschaft
181 *Fontane Blätter* im Abonnement
181 Richtlinien für Autoren der *Fontane Blätter*
184 Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser, sind die *Fontane Blätter* in aller Regel den Werken Fontanes in allen Aspekten ihrer Überlieferung, ihrer Interpretation und ihrer Kontexte gewidmet, so geht es im vorliegenden Heft vorwiegend um das Schreiben selbst bzw. um Aktivitäten und Tätigkeiten, die dem eigentlichen Schreiben vorausgehen bzw. mit diesem eng verbunden sind, wie das Recherchieren, das Lesen, das Exzerpieren und Ordnen der akkumulierten Aufzeichnungen und Informationen. D.h. auch, dass wir einen Blick ins Archiv und die darin aufbewahrten Materialien werfen – und damit in die »Werkstatt« Fontanes, als deren Zeugnisse besagte Materialien gelten können.

Eine quasi natürliche Folge davon ist, dass das Rubrum »Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes« für diesmal an Umfang gewonnen hat. Fontanes *Schopenhauer-Exzerpte*, die bislang nur in der von Hans-Heinrich Reuter vorgelegten gekürzten Fassung bekannt waren, werden hier von Hanna Delf von Wolzogen erstmals vollständig in ihrer überlieferten Form vorgestellt. Nicht zuletzt, weil Fontane selbst seine Lektüre in den Exzerpten thematisiert, haben wir uns dazu entschlossen, die mit der Lektüre gesetzte Beziehung zwischen Text und Leser (im gebotenen Rahmen der *Blätter*) abzubilden, indem wir Fontanes Exzerpte und den gelesenen Text in einer Parallelspalte darstellen; wobei wir der Lesbarkeit halber das Querformat gewählt haben. Die Unbequemlichkeiten, die Ihnen aus der Querlektüre vielleicht erwachsen mögen, bitten wir, mit dem Gedanken an den notwendigen Aufwand zu dezimieren, den die Beschaffung der von Fontane konsultierten Ausgaben und das Suchen der exzerpierten Passagen erfordern würden. Wir danken der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz für die freundliche Abdruckerlaubnis. Als weitere Frucht einer solchen Archiv- und Bibliotheksstöberei kann auch der Beitrag von Andreas Beck gelten, der uns einen bislang unbemerkt gebliebenen Druck des *Archibald Douglas* in der *Neuen Münchener Zeitung* vorstellt.

Im Rubrum »Literaturgeschichtliches ...« können Sie die deutsche Fassung einer zuerst in englisch erschienenen Arbeit von Petra McGillen lesen, die sich den Lektüre-Praktiken Fontanes widmet und der Frage nachgeht, wie es Fontane gelingt, die dabei gesammelten Informationen für künftige Schreibprojekte verfügbar zu halten. Lassen Sie sich überraschen. Ein besonderer Dank gilt dem Dartmouth College, New Hampshire, das den Erwerb der Lizenz für den Abdruck gefördert hat.

Auch im Rubrum »Rezensionen« geht es um unfertige Texte, nämlich um Fontanes Erzählfragmente, die von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen in einer Neuedition vorgelegt wurden und hier von Gotthard Erler besprochen werden. Ferner hat Brunhilde Wehinger für uns den zweiten Band mit den zur Fontane-Ringvorlesung, die das Fontane-Archiv zusammen mit dem Institut für Germanistik der Universität Potsdam veranstaltet hat, gelesen, und Hans Ester nimmt den von Christine Hehle und Michael Ewert herausgegebenen Band mit Fontane-Studien von Helmuth Nürnberger in den Blick.

Im Rubrum »Vermischtes« können Sie einen Vortrag nachlesen, den Heide Streiter-Buscher unlängst im Fontane-Archiv gehalten hat. Er beschäftigt sich mit der Beziehung Theodor Fontanes zu seinem ältesten Sohn George, welche durch dessen von der Autorin aufgefundene Briefe an Ludovica Hesekeel völlig neue Aspekte erhalten hat.

Mit Unfertigem und Fragmentarischem wird sich auch der Band zur Tagung des Fontane-Archivs »Formen ins Offene. Zur Produktivität des Unvollendeten« beschäftigen, auf den wir schon jetzt aufmerksam machen möchten.

Er gibt uns auch Gelegenheit, auf eine Veränderung im Team der Herausgeberinnen hinzuweisen, die sich mit dem vorliegenden Heft vollzieht. Hanna Delf von Wolzogen, die als Leiterin des Theodor-Fontane-Archivs seit 1996 auch die Herausgabe der *Fontane Blätter* zu verantworten hatte, hat dieses Amt an ihren Nachfolger Peer Trilcke übergeben. Wir danken Hanna Delf von Wolzogen für ihr langjähriges Engagement zum Wohle der Blätter und wünschen Peer Trilcke alles Gute für künftige Herausforderungen.

Die Herausgeber

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

»Schopenhauer: »Parerga und Paralipomena.«
 – Gwinner über Schopenhauer – Gutsbesitzer
 Wieseke auf Plauerhof (Westhavelland.)«
 Fontanes Exzerpte aus Schopenhauer.

Herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen

Unter den wenigen Philosophen, in dessen Werken Fontane tatsächlich gelesen hat, steht Schopenhauer obenan.¹ Schopenhauers Stern war seit dem Erscheinen der Bände *Parerga und Paralipomena* im Jahre 1851 machtvoll aufgegangen,² und spätestens seit den 1870er Jahren fand Schopenhauer auch Fontanes Interesse. Tagebucheinträge und Briefe sprechen davon. Wenn gleich der versierte Medien-Profi Fontane sich das Phänomen Schopenhauer keineswegs nur oder auch nur zuerst durch Werk-Lektüre erschlossen haben wird, so dürfen die überlieferten Lektüre-Exzerpte doch als wichtigste Quelle seiner Beschäftigung mit dem Philosophen gelten. Gleichwohl bleiben Interessierte bis heute auf die lediglich Auszüge gebende Ausgabe von Hans-Heinrich Reuter aus dem Jahre 1969 verwiesen, die auch in die Nymphenburger Ausgabe übernommen wurde.³ Galten damals Zeugnisse aus dem Arbeitsumfeld eines Schriftstellers als nachrangige Materialien – »Steinbrüche«, aus denen auch editorisch nach Belieben geschürft werden konnte –, so werden diese heute als Quellen für Aussagen zur Aufbewahrungs- und Schreibpraxis eines Autors betrachtet, wobei ihre materiale Beschaffenheit und überlieferte Ordnung Bedeutung gewinnt.

Die hier vorgelegte, im Kontext der Beschäftigung mit Fontanes Erzählfragmenten entstandene Edition erhebt nicht den Anspruch, derartigen Lektüreauforderungen genügen zu können. Sie gibt lediglich Fontanes Schopenhauer-Exzerpte erstmals vollständig und in der heute vorfindlichen Ordnung wieder.

Um den heutigen, nicht immer über die von Fontane benutzten Ausgaben verfügenden Lesern die Lektüre der Exzerpte sinnfälliger zu machen, haben wir uns entschlossen, den Exzerpt-Text nicht durch einen klassischen Kommentar zu erschließen, sondern dem Text der Exzerpte in einer Parallelspalte die jeweilige Stelle des gelesenen und exzerpierten und/oder annotierten Schopenhauertextes gegenüber zu stellen. Zwar kann auf diese Weise der Zeilenfall der Exzerpte nicht dargestellt werden, aber es wird möglich, den konkreten textuellen Bezug zum gelesenen Text herzustellen. An wenigen

FONTANE.

1

St 58

Schopenhauer:

„Lebensweisheit ist für alle
männl. „

„Lebensweisheit ist für alle
männl. „

Gilbert von Wiedeke

St

Flügel (Hauptstadt
Land.)

STAATS-
BIBLIOTHEK
BERLIN

DSB
Font.-Arch.
Potsdam

Stellen, wo die vollständige wörtliche Wiedergabe des Schopenhauerschen Textes den Rahmen des hier Darstellbaren gesprengt hätte, paraphrasieren wir (kursiv) und bitten, die Stelle selbst vollständig bei Schopenhauer nachzulesen.

Fontane liest Schopenhauer

Im Tagebuch erwähnt Fontane seine Schopenhauer-Lektüre erstmals für die Zeit des Aufenthaltes im thüringischen Groß-Tabarz im Juli 1873, wo neben Schopenhauer auch *Tristram Shandy*, *Sentimental Journey* und der »Schiller-Goethe Briefwechsel« gelesen wurde.⁴ Schopenhauer war in dem offenbar sehr anregenden Familien- und Freundeskreis, der sich während der Sommerfrische traf, nicht selten Gesprächsthema, sogar von »Haushaltswörtern« ist im Brief an Zöllners die Rede.⁵ Auch aus dem erwähnten Schiller-Goethe-Briefwechsel fertigte Fontane Exzerpte an, in denen er auf seine Schopenhauer-Lektüre zu sprechen kommt.⁶ Für den Winter des folgenden Jahres erwähnt das Tagebuch die Schopenhauer-Abende im Hause Wangenheim, an denen neben Wangenheims und Fontanes auch Hofprediger Carl Windel und Cousine teilnahmen.⁷ Die Atmosphäre des Wangenheim'schen Hauses beschreibt Fontane rückblickend im sogenannten Wangenheim-Kapitel, nicht ohne auf Hofprediger Windel, einer »Mischung von Strenggläubigkeit und Schopenhauer«, als dem Stichwortgeber für den Philosophen zurückzukommen.⁸ Damit nicht genug: Durch Wilhelm Gwinners Schopenhauer-Biographie wurde Fontane auf Carl Ferdinand Wiesike, den Ziegelei- und Torfgutbesitzer aus Plaua an der Havel, Anhänger der Hahnemannschen Homöopathie und glühender Verehrer Schopenhauers, aufmerksam, den er umgehend kontaktierte und bereits im Frühjahr 1874 erstmals besuchte.⁹ Aus diesem Kontakt mit dem Schopenhauer-Jünger der ersten Stunde erwuchs eine bis zu Wiesikes Tod im Jahre 1880 währende freundschaftliche Beziehung, die durch jährliche Besuche gefestigt wurde. Die Stunden bei Wiesike »zwischen Schopenhauer, altem Rheinwein und Naturgenuß«¹⁰ machten die Plauer Szenerie zu einem Arkadien auf Fontanes imaginärer Topographie. Fontane hat seine Wertschätzung im Nachruf auf Carl Ferdinand Wiesike und im *Plaua*-Kapitel in *Fünf Schlösser* zum Ausdruck gebracht.¹¹ Ein Besuch bei Wiesike war ohne Schopenhauer nicht zu haben, doch Fontane wusste nicht nur den rheinweingefüllten Pokal zu schätzen, der zu Ehren des Hausgottes herumgereicht wurde,¹² sondern auch Wiesikes Bibliothek und die Schopenhauer-Handschriften, die Wiesike aus dem Nachlass Ernst Otto Lindners erworben hatte.¹³ Im *Plaua*-Kapitel zitiert er sie wörtlich und gibt ausführliche Beschreibungen ihrer Beschaffenheit.¹⁴

Fontanes nachweisliche Beschäftigung mit Schopenhauer erstreckt sich mithin über mehr als ein Jahrzehnt und endet nicht mit dem Erscheinen von

Fünf Schlösser. Die hier kurz skizzierten Lese-Szenen entsprechen durch-aus dem, was Fontane bereits 1857 gegenüber seiner Frau formulierte, dass nämlich das Beste, was er wisse, sich aus Umgang, Erzählung und Lektüre herleite.¹⁵ Sein Schopenhauer-Bild speiste sich aus Eindrücken, die er in Sommerfrische-Gesellschaften, abendlichen Lese-Zirkeln und nicht zuletzt durch Mittelsmänner (wie Windel und Wiesike), also keineswegs »nur« aus Lektüren, wozu neben den Werken Schopenhauers selbstverständlich auch Zeitschriften und Zeitungen zu zählen sind, gewonnen hatte. Schopenhauer war ein Medienereignis, seit John Oxenforths Rezension in der *Westminster Review* 1851 die Bände *Parerga und Paralipomena* schlagartig berühmt gemacht hatte,¹⁶ und der medienversierte Fontane nahm ihn in der medialen Breite seiner Wirkung wahr. Die Edition der Exzerpte wäre also als eine Facette im facettenreichen Spektrum einer medial begriffenen Schopenhauer-Rezeption zu lesen. Anknüpfend an Wolfgang Raschs Ausführungen zu Fontanes Bibliothek¹⁷ und Petra McGillens Überlegungen zu Fontanes Lesepraxis als multimediales Bibliotheksnetzwerk¹⁸ wäre Fontanes Schopenhauer-Lesepraxis zu verstehen als eines der Verfahren seiner medialen Verarbeitung des Phänomens Schopenhauer. Nicht zuletzt Fontane selbst ermutigt uns zu dieser Perspektive, wenn er seine eigenen Leseindrücke unmittelbar notierend reflektiert. Unter dem angedeuteten performativen Aspekt des Schopenhauer-Lesens kommt der Text, aus dem exzerpiert wird, als Bezugsgröße und Anlass für annotierende Bemerkungen ins Bild. Das exzerpierende und annotierende Lesen geschieht immer, und insbesondere bei Fontane, in Beziehung zum exzerpierten Text, wobei die Lese-Szene¹⁹ gelegentlich von Fontane wiederum im Text reflektiert wird.²⁰

Was las Fontane aus den *Parerga und Paralipomena* und was nicht?

Fontane exzerpierte aus der Erstausgabe von Wilhelm Gwinner: *Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre*. Leipzig: Brockhaus 1862 (im Folgenden: Gwinner. Kapitel-Nr. Titel, Seite) und aus Arthur Schopenhauer: *Parerga und Paralipomena: Kleine philosophische Schriften* (1851). Zweite, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage, aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers hrsg. von Julius Frauenstädt. 2 Bde. Berlin: A. W. Hayn 1862 (im Folgenden: Parerga I bzw. II. Kapitel. §, Seite). Die Nachweise werden vor der Belegstelle genannt.

Während die Notate aus Gwinner sich auf sämtliche Kapitel des Buches – und darunter am häufigsten auf das Kapitel 6. *Wer er war* – beziehen, liegt der Schwerpunkt bei den Bänden *Parerga und Paralipomena* deutlich auf dem 2. Band. Da wir naturgemäß von Lektüren nur wissen, wenn sie in irgendeiner Form erwähnt werden, so sollte auch im Falle der Schopenhauer-

Lektüre davon ausgegangen werden, dass Fontane mehr gelesen hat als die Werke, aus denen exzerpiert wurde. Zu erinnern wäre an die im Entwurf eines Briefes an Carl Ferdinand Wiesike in Aussicht genommene Lektüre von *Die Welt als Wille und Vorstellung*.²¹ Dennoch bleibt unwahrscheinlich, dass Fontane die *Parerga* systematisch und linear gelesen hat, was im Übrigen auch nicht Schopenhauers Veröffentlichungsstrategie entsprochen hätte, der sein Werk als »bei Weitem das populärste« konzipiert und neben einer Reihe von geschlossenen Abhandlungen zu Fragen der Philosophie und Philosophiegeschichte auch *Aphorismen zur Lebensweisheit* (sämtlich im ersten Band) und eben *Parerga und Paralipomena* (d.h. Beiwerke und Nachträge) aus seiner lebenslangen Aufzeichnungspraxis zusammengestellt hatte.²² Kursorisch wird Fontane hineingeschaut haben in die *Skizze einer Geschichte der Lehre vom Idealen und Realen*, die den Begriff des Realen in Form einer historischen Debatte diverser Philosophen abhandelt, oder in die *Fragmente zur Geschichte der Philosophie*, die ausgewählte Positionen der Philosophiegeschichte nach Maßgabe des eigenen Werkes vorträgt, oder in die berühmt-berüchtigte Abhandlung *Ueber die Universitätsphilosophie*, in der nicht nur die »Hegelei« geschurigt, sondern auch das Ideal eines autonomen, von staatlicher Einflussnahme (sprich: eines nicht-beamteten) freien Philosophierens vertreten wird; eine Position, der Fontane im Hinblick auf Erziehungsfragen (vgl. hier, 41 ff.) gewiss hätte folgen können. Nicht nur im *Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt*, den Fontane ausführlich exzerpiert und annotiert hat, sondern auch in der *Transszendenten Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen* kommen Phänomene wie prophetische Träume und Hellsehen zur Sprache. Während in ersterem empirisch und physiologisch argumentiert wird, entwickelt Schopenhauer in letzterem einen Begriff des »transzendenten Fatalismus« als »metaphysische Phantasie« mit der Absicht, den objektiv wirkenden Willen auch an Phänomenen des subjektiven Erlebens zu zeigen (welche – wie der Traum oder das Schicksal – nicht der individuellen Willkür gehorchen) und ihn, an diesen Grenzerfahrungen des subjektiven Bewusstseins, als Lehrmeister der Vergänglichkeit auszuweisen; d.h. einen Glücksbegriff im Wissen um den Tod zu entwickeln.²³ Auf Fontanes Affinität zu diesem Fragenkomplex (Freiheit und Notwendigkeit/Fatalität) wurde immer wieder hingewiesen, im Hinblick auf das Roman-Fragment *Allerlei Glück* zuerst von Arthur Hübscher und Walter Müller-Seidel.²⁴ Eine mögliche Lektüre dieser Kapitel wäre mithin nicht ausgeschlossen. Ein Blick in den 2. Band der *Parerga*, der seinem Verfasser zufolge »Vereinzelte, jedoch systematisch geordnete Gedanken über vielerlei Gegenstände« enthält, zeigt, dass Fontane diesen – der Textsorte durchaus angemessen – mit der Willkür und vermutlich auch der Lust des »brutal reading« durchmaß.²⁵

Die Reutersche Edition

Die bislang einzige Edition der Schopenhauer-Exzerpte wurde, wie gesagt, 1969 von Hans-Heinrich Reuter unter dem Titel *Arthur Schopenhauer* vorgelegt,²⁶ jedoch in einer gekürzten und stark bearbeiteten Fassung. Reuter, der davon ausging, dass das Original verloren sei, edierte nach einer »vierzehnteiligen, fortlaufend geschriebenen maschenschriftlichen Kopie«, bei der es sich um die Abschrift handelt, die mit dem Nachlass Fontanes ins Fontane-Archiv kam und hier bis heute unter der Signatur TFA Pa 7,2 [1] j aufbewahrt wird (vgl. hier, 16 f.). Die Reutersche Edition wurde von den Herausgebern der Nymphenburger Fontane-Ausgabe in großen Teilen wörtlich übernommen, wobei der Stellenkommentar um Erläuterungen zu Personen und Werken ergänzt wurde.²⁷ Reuter geht davon aus, dass es sich um »methodisch und inhaltlich deutlich voneinander geschiedene, teilweise in sich nochmals unterbrochene Stücke« handelt, die durch Friedrich Fontane »nach der zufälligen Lage der Blätter und Zettel im Konvolut willkürlich aneinander gereiht und verzahnt [worden seien], ohne auf ihre Zusammengehörigkeit und die aus ihrem Inhalt zu erschließende wahrscheinliche Chronologie der Entstehung Rücksicht zu nehmen.«²⁸ Dagegen unterstellt Reuter einen »Entstehungsanlaß«, nämlich den »Wille[n] zur Selbstverständigung«, verstanden als »ideologische Entwicklung«, und gliedert das Manuskript nach Maßgabe dieser teleologischen Konstruktion in die Teile I–IV.²⁹ Unkommentiert abgeschriebene Zitate werden als rein reproduktiv weggelassen. So kommen in Teil I von den 28 Lemmata aus Gwinner lediglich 12 zum Druck, ergänzt durch die auf dem letzten Blatt (hier, 72) notierten Stellen, und in Teil II von den mehr als 30 umfangreichen Lemmata aus dem *Versuch über das Geistersehn* nur ein einziges,³⁰ wobei Reuter Fontanes Selbstanweisungen (»lesen bis second sight« usw.) als Hinweise darauf liest, dass es sich bei diesem Teil der Exzerpte um »eine weitgehend ausgearbeitete Disposition zu einem Vortrag« gehandelt habe. Dagegen sieht er in den als Teil III wiedergegebenen Exzerpten aus *Parerga und Paralipomena* (er druckt 27 der 36 Lemmata) »eine grundsätzlich andere Funktion«, sie trügen mit einer Ausnahme den Charakter von »Urteilen« und »kritischen Spezialkursen« und verwiesen auf Teil IV, d.h. den auf den ersten Seiten des Exzerpts befindlichen durchformulierten Text: »IV wäre nicht denkbar ohne den zuvor von I und II bis III zurückgelegten Weg.«³¹ Dem Selbstverständigungstelos folgend geht Reuter von einem »längeren Entstehungszeitraum« aus und schlägt folgende Datierung vor: Die Teile I und II seien während der Sommerfrische in Tabarz (1873) bzw. während der Dienstagsgesellschaften im Hause Wangenheim (Anfang 1874) entstanden und als eine Phase des reproduzierenden Lesens und Staunens zu charakterisieren (AzL 281), eigene Gedanken habe Fontane zu dieser Zeit nicht beigesteuert. Dagegen sieht Reuter in den humorvoll ironischen Bemerkungen des *Plaue*-Kapitels über Wiesikes Schopenhauer-

Kult einen Beleg für die fortgeschrittene Phase der »ideologischen Entwicklung« Fontanes im Hinblick auf Schopenhauer und nennt als Terminus ante quem das Erscheinen des *Plaue*-Kapitels (1887, Anm. 14; AzL 283 ff.), wobei er eine zeitliche Nähe zur Entstehungszeit von *Cécile* vermutet (AzL, 287). Obwohl Reuter ein breites und anhaltendes Interesse an Schopenhauer bei Fontane konstatiert, unterstellt er »Fontanes ›total empirischer Natur« ein »völliges Unverständnis«, ja eine »Abneigung gegen jede Spielart metaphysischer Spekulation« und beruft sich dabei als *pars pro toto* auf das Lemma »Ich verstehe es leider nicht« aus den Gwinner-Exzerpten (hier, 29). Derart philosophisch depotenziert, können Fontanes spöttische Notate ideologisch gefahrlos rezipiert werden. Reuter: »Fontanes hier zum ersten Male vollständig publizierte Schopenhauer-Aufzeichnungen belegen eine in ihrer Art beispielhafte Entwicklung. Sie gipfelt in einem Akt entschiedener Distanzierung von einer Weltanschauung, die zu einem Hauptbestandteil der bürgerlichen deutschen Ideologie geworden war.«³²

Manuskript und Abschrift

Als Textgrundlage für unsere Edition wurde das in der Fontane-Sammlung der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz befindliche Manuskript mit der Signatur SBB St 58 (ehemals Leihgabe des Theodor-Fontane-Archivs) herangezogen und mit der im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrten Typoskript-Abschrift mit der Signatur TFA Pa 7,2 [1] j verglichen. Der Text wird buchstaben-, zeichengetreu und linear wiedergegeben. Die Referenz zur Textgrundlage und zur Typoskript-Abschrift wird seitenweise in der Marginalspalte genannt. Wir verzichten im Rahmen dieser Edition auf einen textkritischen Apparat. Die Handschrift der Exzerpte wurde im Katalog von Meyer & Ernst 1933 als Los 501 mit folgender Beschreibung angeboten: »Schopenhauer. Eig. Betrachtungen über: ›Schopenhauer Parerga und Paralipomena«. Gwinner über Schopenhauer. Gutsbesitzer Wiesike auf Plauerhof. Ca. 50 Seiten. Folio«. Es wurde, den Marginalien von Charlotte Jolles im Katalog der Auktion von Meyer & Ernst von 1933 zufolge, von der damaligen Staatsbibliothek erworben und gehört seither zu ihrem Bestand.³³

Das Konvolut der Handschrift besteht aus 25 Bogen und 2 Blatt. Ihm liegt ein mit Tinte beschrifteter Umschlagbogen (23 x 35 cm) bei, der offensichtlich vom Auktionshaus Meyer & Ernst stammt. Er ist wie folgt beschriftet: »Fontane/48 Blatt« (links oben), »Schopenhauer«, darunter mit Bleistift: »(Nr. 501)« (beide mittig) und den Inventarisierungsvermerk des TFA »Hb 1973:58«. Die Exzerpte wurden auf dem üblicherweise verwendeten minderwertigen, leicht vergilbten Konzept-Papier (33 x 20,5 cm Folio) geschrieben sowie auf zwei Blatt von unterschiedlicher Größe (fol. 6, 6a, 7 und 51), wobei das Papier der Bogen 4 (fol. 8, 9), 16–23 (fol. 32–46) und der Blätter (fol. 6, 6a,

7 und 51) etwas dünner ist. Die Blätter weisen eine Doppelfollierung auf, wobei hier die Follierung nach beschriebener Seite zugrunde gelegt wird. Als Schreibmittel verwendete Fontane den Bleistift, mit Ausnahme einiger mit Tinte beschriebener Seiten (fol. 32–36). In der Regel beschreibt Fontane nur die äußere, d.h. die erste und letzte Seite des Bogens (1r und 2v). Es herrscht ein regelmäßiges Schriftbild vor, das nur wenige Streichungen aufweist. Auf einigen Seiten findet sich die für Fontane typische Beschriftung der Seitenränder (fol. 14, 16v, 20, 23, 24, 31). Blatt (fol. 6, 6a, 7) wurde mit einem kleineren Blatt beklebt. Der erste Bogen diente als Umschlagbogen und wurde nur einseitig (fol. 1) beschrieben. Auf der Rückseite des letzten Blattes (fol. 51) befindet sich Text aus dem Kapitel *Regiment Prinz Ferdinand Nr. 34*, das im Frühjahr 1873 entstand und bereits am 7. und 21.5.1873 im *Wochenblatt der Johanniter Ordensballei Brandenburg* (Nr. 19 und 21), dann in der 3. Auflage des Bandes *Grafschaft Ruppin* (1875) erschien.³⁴

Das überlieferte Manuskript wird durch einen ausformulierten Text, der sowohl im Zusammenhang der Gwinner-Lektüre (die Exzerpte daraus schließen unmittelbar an) entstanden sein kann, als auch im Kontext der Lektüre der *Parerga und Paralipomena*. Fontane hatte das letztgenannte Werk nachweislich während der Sommerfrische in Tabarz 1873 gelesen, parallel zum Goethe-Schiller-Briefwechsel.³⁵ Betrachtet man Anlage und Gestus beider Manuskripte, so fällt ihre Ähnlichkeit hinsichtlich ihrer materialen Beschaffenheit (Papier, Schreibstift, Schriftbild) und ihres Schreibgestus auf: urteilsfreudig kommentierende Passagen wechseln mit rein reproduzierenden Abschriften ab. Die Bögen 16–23 sind auf etwas dickerem Papier geschrieben. Sie tragen die Exzerpte aus dem *Versuch über Geistersehn* aus Teil I der *Parerga und Paralipomena*, was darauf hinweisen könnte, dass diese zu einem späteren Zeitpunkt hier eingeordnet wurden. Die Exzerpte aus dem 2. Band der *Parerga* beziehen sich ausschließlich auf die Kapitel XX. bis XXXI. und folgen nicht durchweg der Kapitelfolge des Buches, so dass nicht auszuschließen ist, dass umsortiert wurde oder Teile der Exzerpte verloren sind.

Die Typoskript-Abschrift, die sich im Fontane-Nachlass im Theodor-Fontane-Archiv Potsdam befindet (Signatur TFA Pa 7,2 [1] j), umfasst 15 Blatt, wobei die Rückseiten nicht beschrieben wurden. Auf Blatt 15, das den Vermerk »Buchkritik: / Abschrift nach der Urschrift, deren Rückseiten unbeschrieben sind« trägt, befindet sich ein Text mit der Überschrift »Victor Hehn's Italien«.³⁶ Die erste Seite trägt den Vermerk: »Buchkritik: Abschrift nach der Urschrift, deren Rückseiten frei sind. In Umschlag:« (TFA Pa 7,2 [1] j, 1). Die Folgeseiten tragen den Vermerk: »/Buchkritik: /Schopenhauer/«. Die Abschrift weist eine mit Bleistift aufgetragene Paginierung »362–375« sowie eine maschinenschriftliche Paginierung durch den Abschreiber auf. Das Typoskript wurde auf gelbem Papier von der Größe 33 x 21 cm Folio geschrieben.

Offensichtlich wurde die Abschrift im Verlag von Friedrich Fontane vor der Versteigerung von Meyer & Ernst angefertigt. Der Abschreiber folgt der noch heute vorfindlichen Textfolge des Manuskripts ohne Abweichungen und Auslassungen. Somit können wir davon ausgehen, dass es sich bei der heutigen Textanordnung um diejenige handelt, die schon zum Zeitpunkt der Abschrift vorlag. Ob es sich bei dieser Textanordnung um eine von Fontane selbst oder um eine von seinen Nachlassverwaltern bzw. von Friedrich Fontane nach Fontanes Tod vorgenommene Ordnung handelt, lässt sich nicht feststellen. Sicher scheint indes, dass Fontane seine Exzerpte und Annotationen der Schopenhauer-Lektüre, wie andere Materialien auch, aufbewahrt und möglicherweise ergänzt hat, um darauf womöglich zu einem späteren Zeitpunkt zurückgreifen zu können. Die im *Plaue*-Kapitel mitgeteilten Abschriften und Beschreibungen von Schopenhauer-Handschriften, die sich im Besitz Carl Ferdinand Wiesikes befanden, legen die Vermutung nahe, dass auch diese sich im Schopenhauer-Konvolut befunden haben könnten. Die Umstände der Überlieferung der Exzerpte und ihre Behandlung als eigenes Los im Auktionskatalog von Meyer & Ernst sprechen für die Wertschätzung des Manuskripts, von der von Reuter unterstellten »willkürliche[n] Umsortierung durch Friedrich Fontane« kann m.E. nicht ausgegangen werden. Auch seine Bewertung der unkommentiert abgeschriebenen Stellen überzeugt nicht. Vielmehr scheint die Tatsache der Abschrift im Lichte der Notationspraxis Fontanes eher dafür zu sprechen, dass die jeweiligen Stellen für ihn von besonderem Interesse waren und für eine mögliche Weiterverwendung bereitgehalten werden sollten.

Wir danken der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz für die Druckgenehmigung der Exzerpte sowie der Abbildungen und dem Theodor-Fontane-Archiv für die Bereitstellung der Scans der Abbildungen.

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 1, TFA Pa 7,2 [1] j. 1	Schopenhauer: »Parerga und Paralipomena.« — Gewinner über Schopenhauer — Gutsbesitzer Wieseke [!] auf Plauerhof (Westhavelland.)	Schopenhauer] Arthur Schopenhauer: <i>Parerga und Paralipomena: Kleine philosophische Schriften</i> (*1851). Zweite, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage, aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers hrsg. von Julius Frauenstädt. 2 Bde. Berlin: A. W. Hayn 1862 [im Folgenden: <i>Parerga I</i> bzw. II. Kapitel. S. Seite]. Gewinner über Schopenhauer] Wilhelm Gwinner: <i>Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre</i> . Leipzig: Brockhaus 1862 [im Folgenden: Gwinner. Kapitel, Seite].
SBB St 58, 2, TFA Pa 7,2 [1] j. 1	Geistreich und interessant und anregend ist alles; vieles zieht einem einen Schleier von den Dingen oder von den Augen fort und gewährt einem den Genuß freudigen Schauens; über Dinge, über die man aus Mangel an Erkenntniß oder auch aus einer gewissen Feigheit im Unklaren war, wird man sich klar; man hat die angenehme Empfindung: das erlösende Wort wurde gesprochen. In originellen, anschaulichen, wirklich glänzenden und dabei meist amüsanten Vergleichchen ist er ein Meister, aber trotz alledem kann ich nicht sagen, dass mich durch	
SBB St 58, 3, TFA Pa 7,2 [1] j. 1	gehends das Gefühl begleitete: <u>Du sitzt hier an den Quellen der Erkenntniß</u> . Dies Gefühl habe ich, wenn ich Goethe, oder Shakespear oder Scott lese, unendlich mehr. Zahlloses ist unbillig,	

	<p>einseitig, falsch. Riesige Eitelkeit und Querköpfigkeit spielen ihm beständig einen Streich. Es ist durchaus kein Evangelium. Nur immer Einzelnes ist entzückend, und dann wieder andres durchaus nicht. Es ist eine gefährliche Lektüre; man muß ziemlich alt und gut organisirt sein, um hier wie die berühmte Biene auch aus Atropa³⁷ und Datu-³⁸ Honig zu saugen. Der Boden auf dem dies alles wuchs, hatte doch nicht die richtige Mischung und war durch das <i>It seitlich!</i> Leben falsch gedüngt.</p>	
<p>SBB St 58, 4, TFA Pa 7.2 [1] j. 1</p>	<p>Der Genuß, den einem die Lektüre Schopenhauers bereitet, ist nur da ein voller und ungetrübter, wo seine Urtheile nicht durch unliebsame persönliche Erfahrungen getrübt oder geradezu bestimmt werden. Zu einem »reinen Denken« kommt er keineswegs immer. Seine Urtheile wurzeln nicht sehr oft nicht in bloßer Wünschenswerther objektiver Anschauung, sondern in aller persönlichster Erfahrung. Das ist aber bei Personen, deren Empfinden keineswegs immer nichts weniger als ein billiges und gerechtes, sondern ein selbststüchtiges und launenhaftes ist, keineswegs durchaus nicht von dem was er sagt, finde ich geradezu schwach, selbst da wo er das übliche Feuerwerk abbrennt. Uebersaus vielen seiner Wünsche, Vorschläge Anempfehlungen, ja</p>	
<p>SBB St 58, 5, TFA Pa 7.2</p>	<p>Forderungen gegenüber, empfinde ich aufs lebhafteste: »Gott sei Dank, daß die Dinge einen an-</p>	

Signatur	Fontane	Schopenhauer
[1] j. 1 und TFA Pa 7,2 [1] j. 2	dem Weg gehn und vorläufig auch noch gehen werden.« Ich verlange von einem Philosophen der für die Jahrtausende schreiben will, nicht, daß er an Luther oder Friedrich den Großen, oder Preußens protestantischen Beruf etc. etc. glaubt; er mag sich geistig expatriiren, er mag sich auf eine »höhere Warte« stellen und auf die Befan- genheiten des lebenden Geschlechts vornehm herabblicken. Aber wenn er den Maulwurfshügel aufgiebt, von dem wir uns die Welt betrachten, so soll er sich nicht auf einen nebenliegenden Kuhfla- den stellen und von dieser Höhe herab Weisheit predigen. Ueberall da, wo er relativ praktisch ein- zugreifen trachtet, vermisse ich ganz und gar ei- nen höheren Standpunkt. Er glaubt ihn zu haben, aber es ist nicht der Fall.	
SBB St 58, 6 ⁴⁰ , TFA Pa 7,2 [1] j. 2	S. 3. Die Lehre von der Erblichkeit der Eigen- schaften. Die Successionsfrage des Geistes. —	S. 3. Die Lehre von der Erblichkeit ...] Gwinner: 1. Wie er ward, 3: »Leider können wir uns für Aeltern und Vorältern berühmter Menschen nicht eher interessieren, als bis sie bereits in das Dunkel der Vergangenheit gehüllt sind; wa- ren sie dagegen selbst schon bekannt oder gar berühmt, so sollen wir diesen glücklichen Zufall benutzen, um die Nachwelt in den Besitz eines möglichst vollständigen Ma- terials zur Beurtheilung der zur Zeit noch nicht reifen Suc- cessionsfrage des Geistes zu setzen. Dieser Fall liegt hier vor: [...]« S. 30. »Genie und Wahnsinn sind ...] Gwinner: 1. Wie er ward, 30: »Als schlagender Beweis der Unwissenheit Fichte's war ihm gleich in der ersten Stunde die Behauptung

	<p>Schop. annimmt.</p> <p>S. 31. Religion u. Philosophie. Sein Groll gegen Schleiermacher ebenfalls unmotivirt. [links unten schräg:] Rosen[xxx]⁴¹</p>	<p>tung aufgefallen: Genie und Wahnsinn seien so wenig verwandt, dass sie vielmehr an den entgegengesetzten Enden lägen. Auch Fichte's persönliche Erscheinung, die Art seines Kathedervortrags widerstrebe ihm gänzlich.«</p> <p>S. 31. Religion u. Philosophie] Gwinner. 1. <i>Wie er ward</i>, 31: »Bei Schleiermacher hörte er Geschichte der Philosophie im Mittelalter; als aber in der Einleitung vorkam, Philosophie und Religion könnten nicht ohne einander bestehen und keiner könne Philosoph sein ohne religiös zu sein, schrieb er empört an den Rand des Heftes: »Keiner, der religiös ist, gelangt zur Philosophie: er braucht sie nicht; keiner der wirklich philosophirt, ist religiös; er geht ohne Gängelband, aber frei!« und schalt Schleiermacher einen Pfaffen.«</p>
<p>SBB St 58, 7, TFA Pa 7,2 [1] j. 2</p>	<p>S. 79. Wie gering er vom Geschwätz, von der sogenannten »Unterhaltung« dachte und wie viel höher ihm die Studirstube und das Lesen und die Natur standen.</p>	<p>S. 79. <i>Wie gering er vom Geschwätz ...</i>] Gwinner. 4. <i>Wie er sprach</i>, 78, wo dieser davon spricht, dass Schopenhauer der »praktischen Süffsance des gemeinen Menschenverstandes die nackte Schneide der Grobheit« entgegen gesetzt habe, und weiter ebd., 79: »Unterhalte er sich mit den Menschen, so empfange er ihre Meinungen, die meistens flach oder erlogen seien und in der armseligen Sprache ihres Geistes. Unterhalte er sich mit der Natur, so gebe sie, wahr und unverstellt, das ganze Wesen jedes Dinges, davon sie rede, anschaulich, unerschöpflich und rede mit ihm die Sprache seines Geistes.«</p> <p>S. 83. <i>über Genie und Talent</i>] Gwinner. 5. <i>Was er trieb</i>, 82 f., wo Gwinner über Schopenhauers Art und Weise zu lesen spricht und sagt: »Auch er hatte schon in früher Jugend an sich wahrgenommen, dass er nicht das Talent des inducativen Forschers besass, Mehreres auf einmal ins Auge zu</p>

Signatur	Fontane	Schopenhauer
	<p>S. 90. Er las zumeist: Shakespeare, Goethe, Calderon, Lord Byron Dann Petrarca, Burns, Bürger. Dazu 4 Romane: Don Quixote, Tristram Shandy, Heloise, u. Wilhelm Meister.</p> <p>S. 98. Ueber den <u>Orang Utang</u>, (brillant)</p>	<p>fassen, und man wird immer finden, dass dies mehr Sache des Talents als des Genies ist. So behauptete Schopenhauer, bezeichnend genug für ihn selbst, ein echtes Genie werde nie reden und schreiben zugleich. [...] überhaupt sich mit jener Gewandtheit bewegen, die der grosse Haufen bewundere. Dazu sei seine Rüstung zu schwer.«</p> <p>S. 90. <i>Er las zumeist: ...</i>] Gwinner. 5. <i>Was er trieb</i>, 90: »Für die grossen Dichter aller Jahrhunderte bewahrte er sich zutiefst einen wachen Sinn: am meisten las er Shakespeares und Goethes, in zweiter Linie Calderon und Lord Byron, dessen pessimistischer Kain ihn natürlich vor allem entzückte. Unter den Lyrikern hielt er neben Petrarca Burns und Bürger in hohen Ehren.« Ebd., 90 f.: »Gleichwie die Italiener von ihren vier Dichtern sprach er gern von vier Romanen: Don Quijote, Tristram [!] Shandy, Heloise und Wilhelm Meister, sodass er jeder Nation einen gutschriftlichen Ausnahmefall anführte; denn Boccaccio erzählte nur Scandalgeschichten.«</p> <p>S. 98. <i>Über den Orang Utang</i>] Gwinner. 5. <i>Was er trieb</i>, 97 f.: »Zur Herbstmesse 1857 wurde in Frankfurt eine große Seltenheit in Europa, ein lebender junger Orang (Pithecius) gezeigt. Schopenhauer besuchte den »muthmaasslichen Stammvater unseres Geschlechts«, auf dessen persönliche Bekanntschaft er fast bis zu seinem siebenzigsten Jahre vergeblich gewartet habe, fast täglich und ermahnte seine Bekannten, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, ja, lieber heute als morgen zu gehen, denn er könnte morgen todt sein. Besonders fiel ihm der Blick des Thieres auf, das keinen Zug äffischer Bosheit hatte und dessen Kopf, im Stirn- und Scheitelbein entschieden bes-</p>

ser gebildet als derjenige der niedrigsten Race unseres eigenen Geschlechts, keine thierische Geberde verrieth. Er fand in diesem merkwürdigen, von Jugend auf melancholischen Thiere die Sehnsucht des naturbildenden Willens nach der Erkenntnis personificirt, wie wenn er seinen Blick mit dem des Propheten in das gelobte Land hätte ver gleichen wollen.«

S. 109. Ueber Genie. Frühreif und lange Kind.

S. 109. Ueber Genie.] Gwinner. 6. *Wer er war*, 109: »Wir finden in dem Leben des Genies den scheinbaren Widerspruch, dass es gewöhnlich frühe reif wird und doch ebenso ungewöhnlich lange Kind bleibt. Zur Beleuchtung dieser Frage dient die Lehre Schopenhauer's vortrefflich. Die Welt als Vorstellung nämlich umfasst der von der Herrschaft des Willens relativ freigegebene Intellect des Genies leichter und schneller, als der gewöhnliche Mensch, und wenn es gleich, seiner ursprünglichen Anlage gemäss, für die Erkenntniß des Einzelnen, für dieses oder jenes besondere Gebiet der Erfahrung zuweilen weniger Sinn hat, das Unterscheidende innerhalb dieser Gebiete schwerer erfasst als selbst das gemeine Talent, so beherrscht es doch das Ganze der Erscheinungen vermöge seiner grösseren Objektivität freier und findet die Uebergänge aus einer Sphäre der Welt in die andere sicherer heraus.«

S. 114. *Tat-twam asi*. Wer ist der beste Mensch? (brillant).

S. 114. *Tat-twam asi* Gwinner. 6. *Wer er war*, 114 f.: »Der selbe Mann, der als obersten Satz der Moral lehrte: *Tat-twam asi*, d. i. der beste Mensch sein heisst zwischen sich und den andern den wenigsten Unterschied machen, der schlechteste, den meisten – hatte das Schicksal, von der Wiege bis zum Grabe die tiefe unerschütterliche Ueberzeugung durch sein Leben zu tragen, dass ihn Sternenweisen von denen trennten, mit denen er leben, die er lieben

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 8, TFA Pa 7,2 [1] j, 2	<p>S. 116. Die großen Dichter und Denker. (Ich halte das hier Gesagte nicht für richtig.)</p>	<p>sollte. Dieses wunderbare Heimweh des Genius, welchem vor unserm Philosophen zwei deutsche Dichter, Schiller und Hölderlin, in unnachahmlichen Weisen, [...] Sprache verliehen, findet sich hier, bei dem deutschen Denker theoretisch begründet und praktisch dargestellt.«</p> <p>S. 116. <i>Die größeren Dichter und Denker!</i> Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 116: »Hätte sein Geist nicht die Schwächen und Mängel gehabt, die er hatte, so würde er auch ohne Zweifel in seiner Stärke nicht so excellirt haben, wie er gethan. Dies ist nun einmal das Loos unvollkommener, im Irrthum strebender und im Streben irrender Geister, dass ihre Kraft nach der einen Seite nothwendig Abbruch leidet, wenn sie nach der andern über das mittlere Maass hinaus wächst. Daher scheint alle menschliche Genialität durch einen unvermeidlichen Excess bedingt, der sie für das Leben in dieser Welt so wenig geschickt macht, dass die grossen Dichter fast immer unglücklich und die grossen Denker fast immer menschenscheu gewesen sind.«</p>
SBB St 58, 8, TFA Pa 7,2 [1] j, 2	<p><u>Chamfort</u>: »Il y a une prudence supérieure^{[1]42} à celle qu'on qualifie ordinairement de ce nom; elle consiste à suivre hardiment son caractère, en acceptant avec courage les désavantages et les inconvénients qu'il faut produire.«</p> <p><u>Hamlet</u> (Polonius) This above all: to thine own self be true; And it must follow as the night the day Thou canst not thea be false to any man.</p>	<p><u>Chamfort</u>] Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 118; (franz.) Es gibt eine Lebensklugheit höherer Art, als die gewöhnliche mit diesem Namen bezeichnete; sie besteht darin, unentwegt seinem Charakter zu folgen, unter mutigem Aufnehmen der Nachteile und Unannehmlichkeiten, die er hervorgerufen muß.</p> <p><u>Hamlet</u> (Polonius)] Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 119: »This above all, – to thine own self be true; / And it must follow, as the night the day, / Thou canst not then be false to any man.«; (engl.) Das über alles: sei dir selber treu; / Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tag, / Du kannst nicht</p>

	<p>S. 120. »Um von den Menschen geliebt zu sein, muß man ihnen ähnlich sein, – das aber hole der Teufel.« (Steht im Widerspruch zu dem Satze auf S. 114.)</p>	<p>falsch sein gegen irgendwen. S. 120.] Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 120 f.: »Similis simili gaudet: um von den Menschen geliebt zu sein, müsste man ihnen ähnlich sein; das aber hole der Teufel!« (lat.) Gleiches hat Freude an gleichem.</p>
<p>SBB St 58, 9, TFA Pa 7,2 [1] j. 2</p>	<p>S. 121. »Die meisten Menschen verglich er den Roßkastanien, – sie sähen aus wie die ächten, seien aber durchaus ungenießbar.« S. 122. Goethe schrieb ihm ins Stammbuch: Willst du dich deines Lebens freuen, So mußst der Welt du Werth verleihen. S. 122. Man sei wie der Brahmine unter den Parias und sehe sich als ein solcher an. Zur Belehrung der – Durchschnitts- – Menschen, nicht zur Gemeinschaft mit ihnen ist man geboren. S. 125. Seine Mängel.</p>	<p>S. 121.] Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 121: »Die meisten Menschen verglich er den Roßkastanien, die das Aussehen der ächten haben, aber durchaus ungenießbar seien.« S. 122. <i>Goethe schrieb ihm ins Stammbuch</i>: Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 122: »Goethe, sagte er, schrieb mir ganz seinem Charakter gemäß ins Stammbuch: / Willst du dich deines Lebens freuen, / So musst der Welt du Werth verleihen.« S. 122.] Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 122 f.: »Man müsse durchdrungen sein von der Ueberzeugung und sie stets gegenwärtig haben, dass man heruntergekommen sei in eine Welt, die von moralisch und intellectuall erbärmlichen Wesen bevölkert sei, zu denen man nicht gehöre, deren Gemeinschaft man daher auf alle Weise zu meiden habe: man solle sich ansehen und benehmen wie ein Brahmine unter Sudra's und Paria's. Die wenigen Besseren solle man, je nachdem sie es seien, schätzen und ehren. Zur Belehrung der Uebrigen, nicht zur Gemeinschaft mit ihnen sei man geboren.« S. 125. <i>Seine Mängel</i>] Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 125 f.: »Sehen wir aber, wie seine Lehre ihm selbst vorhält, dass er in Al-lem, was dem Willen also dem Wesen angehöre, sich nicht von den Andern unterscheide, und [...] sein intellectuelles</p>

Signatur	Fontane	Schopenhauer
	<p>S. 126. Der »Wille« (brillant)</p> <p>S. -127 und-128. Die Meinung die er von sich hat, ist doch zu groß.</p>	<p>Leben als den werthgebenden, unsterblichen Theil seiner selbst betrachtete, so sind wir hier bestimmter als irgendwo auf das eigentliche Deficit seiner Philosophie sowohl als seines Charakters hingewiesen, welches er mit der von ihm verachteten Schelling-Hegelschen Weltanschauung gemein hat: die <i>V e r k e n n u n g d e s p e r s ö n l i c h e n G e i s t e s</i>. [...] Wenn wir, was er über den Werth seines Lebens fühlte und dachte, unter den rein ethischen Gesichtspunkt bringen, so vermissen wir die sonst an ihm gewohnte Klarheit. Geist und Genie, die er über Alles suchte und liebe, seien es, sagte er, die ihn vom großen Hainen, der dieselben fliehe und hasse, unterscheiden. Es fragt sich aber, was dem Genie seinen realen Inhalt giebt.«</p> <p>S. 126. Der »Wille«] Gewinner. 6. <i>Wer er war</i>, 126; »[...] vielmehr die geistige Persönlichkeit selbst, deren Wesen nach ihm »Wille« ist. Aber dieser Wille hat eben nach ihm sein bestes Leben nicht an sich, sondern an der Erkenntnis, die sein Wesen zugleich offenbart und verläugnet. / So wenig als möglich zu wollen und so viel als möglich zu erkennen, sei die leitende Maxime seines Lebenslaufs gewesen; denn der Wille sei das durchweg Gemeine und Schlechte in uns: man solle ihn verbergen wie die Genitalien, obgleich beide die Wurzel unseres Wesens seien.«</p> <p>S. -127 und-128. Vgl. Gewinner. 6. <i>Wer er war</i>, 126 f.: »Er nannte sein Leben ein heroisches, das nicht mit dem Philistermaass oder der Krämerelle zu messen sei [...] l...]. l...]; sein Leben aber sei ein intellectuelles, dessen ungehinderten Fortgang und ungestörte Wirksamkeit in den wenigen Jahren der vollen Geisteskraft und ihrer freien Anwendung Früchte tragen müsse, Jahrhunderterte der Menschheit</p>

zu bereichern. Für dieses intellectuelle Leben sei sein persönliches bloss die Basis, die *conditio sine qua non*, also etwas ganz Untergeordnetes.« Ebd., 128: »Der mächtige Unterschied zwischen seinesgleichen und den Andern beruhe grossentheils darauf, dass erstere ein dringendes Bedürfniss haben, welches die Andern nicht kennen, ja dessen Befriedigung ihnen verderblich sein würde: das Bedürfniss der freien Musse zum Denken und Studiren, welches sogar den moralischen Maasstab zur Beurtheilung von Menschen seines gleichen ändere; [...]«

S. 131. Das Philosophieren war ihm Ernst, alles andre Spaß.

S. 131. *Das Philosophieren war ihm Ernst*. ...] Gwinner: 6. *Wer er war*. 131: »Die Wichtigkeit des intellectuellen unsterblichen Menschen in ihm sei so unendlich gross gewesen gegen die des Individuums, dass er, wenn auch noch viele persönliche Sorgen auf ihm gelastet, so sogleich habe fahren und verschwinden lassen, sobald ein philosophischer Gedanke sich geregt habe; denn ein solcher sei ihm immer voller Ernst gewesen und alles Andere dagegen Spass. Das sei der Adels- und Freibrief der Natur.«

S. 136. S. 137 unten, wo er erklärt wer er sei. –

S. 136. S. 137 unten ...] Gwinner: 6. *Wer er war*, 136: »Ein seltenes und grosses Glück sei es daher, an sich selber so viel zu besitzen, dass man nicht durch Ueberdruß seiner selbst und durch Langeweile getrieben werde, die Gesellschaft der Menschen zu suchen, [...]« Ebd., 137 f.: »Wer aber sei er denn? Der, welcher Die Welt als Wille und Vorstellung geschrieben und vom grossen Problem des Daseins eine Lösung gegeben, welche vielleicht die bisherigen antiquiren, jedenfalls aber die Denker der kommenden Jahrhunderte beschäftigten werde. Der sei er, und was könnte den anfechten in den Jahren, die er noch zu athmen habe?«

Signatur	Fontane	Schopenhauer
	<p>S. 138 »Die natürlichen Mönche« brillant.</p>	<p>S. 138] Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 138: »Zu allen Zeiten habe es bei den gebildeten Nationen eine Art natürlicher Mönche gegeben, Leute, die, im Bewusstsein überwiegender Geisteskräfte, die Ausbildung und Uebung derselben je dem anderen Gut vorzögen und daher ein contemplatives, geistig thätiges Leben führten, dessen Früchte nachmals der Menschheit zu gut kämen.«</p>
<p>SBB St 58, 10, TFA Pa 7,2 [1] j. 2 und TFA Pa 7,2 [1] j. 3</p>	<p>S. 141. Aus dem Benehmen Anderer gegen uns sollen wir nicht lernen wer <u>wir</u> sind, sondern wer <u>sie</u> sind.</p> <p>S. 141. Wenn zwei mit einander reden, treibt gewöhnlich jeder mit dem Andern heimlich einen gewissen Spott.</p> <p>S. 141. Auch alles Folgende auf dieser Seite brillant.</p>	<p>S. 141. Aus dem Benehmen ...] Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 141: »Aus dem Benehmen Anderer gegen uns sollten wir nicht etwa erst lernen und abnehmen, wer <u>wir</u> seien, sondern wer <u>sie</u> seien. Im letzteren Sinne könnten wir es kalt beobachten, im ersteren nicht.«</p>
	<p>S. 141. Wenn zwei mit einander reden, treibt gewöhnlich jeder mit dem Andern heimlich einen gewissen Spott.</p> <p>S. 141. Auch alles Folgende auf dieser Seite brillant.</p>	<p>S. 141. Wenn zwei mit einander reden ...] Gwinner. 6. <i>Wer er war</i>, 141: »Wenn Zwei miteinander reden, treibe gewöhnlich jeder mit dem Andern heimlich einen gewissen Spott. In jedem Augenblicke kalter Vernunft werde man daher an jeden Augenblick Ironie mit Triumph, an jede Herzensegung mit Beschämung zurückdenken.« Und so fort.</p>
	<p>S. 147. »Verwirrung des Willens« und »Wachsen in Selbsterkenntniß« – darin gipfelt seine Philosophie und seine Forderung.</p>	<p>S. 147. »Verwirrung des Willens« ...] Gwinner. <i>Wer er war</i>, 146 f.: »Mehr noch als die erlangte Anerkennung seiner Geisteskraft trug deren allmähliche Befreiung von der Herrschaft des Willens« mit dem Eintritt des Alters zu seiner Befriedigung bei. Nur ein Mensch von so außerordentlicher Energie des Temperaments, von so abnorm starker Heftigkeit der Triebe und zugleich von so erstaunlicher Entwicklung des intellectuellen Lebens vermag die endliche Erlösung von der dämonischen Gewalt der Leidenschaften zu empfinden wie er. [...] Er, dessen Lehre in</p>

<p>SBB St 58, 11, TFA Pa 7,2 [1] j. 3</p>	<p>S. 160–62 wird in S's eigenen Worten der Kern seiner Philosophie gegeben. Ich verstehe es leider nicht.</p>	<p>dem Postulat der Verneinung des Willens gipfelt, er, der die Selbsterkenntnis als das reinste und edelste, als das höchste und letzte Ziel unseres indischen Daseins unermüdlich betrachtet, geübt und gepriesen – er sah das Feuer, welches solange in seinen Adern gesprüht, lächelnd verflöschet und der Verlust der Genüsse ward ihm zum höchsten Genuss.«</p>	<p>S. 160–62] Gewinner. 7. Was er lehrte, 159 unten–162: »Zum Vollzuge glaubt er nun die geforderte Vereinigung der äusseren mit der inneren Erkenntnis dadurch zu bringen, dass er alle und jede Bewegung ihrer äusseren Ursache nach zur blossen Erscheinung, zur <i>V o r s t e l l u n g</i> herabsetzt, dagegen das, was dieser Erscheinung als innere Bedingung zu Grunde liegt, auch in der leblosen Natur, zum <i>W i l l e n</i> erhebt. Die doppelte, auf zwei völlig heterogene Weisen gegebene Erkenntnis, die wir vom Wesen und Wirken unseres eigenen Leibes haben, gebraucht er als Schlüssel zum Wesen jeder Erscheinung in der Natur; beurtheilt alle Objecte, die <i>n i c h t</i> auf doppelte Weise, sondern allein als Vorstellungen unserem Bewusstsein gegeben sind, n a c h <i>A n a l o g i e</i> dieses Leibes, und nimmt daher an, dass sie ihrem inneren Wesen nach dasselbe seien was wir, für uns und in uns, »Willen« nennen. »So erkennen wir, trotz aller accidentellen Verschiedenheiten, zwei Identitäten, nämlich die der Causalität mit sich selbst auf allen Stufen, und die des zuerst unbekanntem X (der Naturkräfte und Lebenserscheinungen) mit dem Willen in uns. Wir erkennen das identische Wesen der Causalität in den verschiedenen Gestalten, die es auf verschiedenen Stufen annehmen muss, und nun sich zeigen mag als mechanische, chemische, physikalische Ursache, als Reiz, als anschauliches Motiv, als ab-</p>
---	--	---	--

Signatur		Schopenhauer
		<p>straktes gedachtes Motiv: wir erkennen es als Eins und dasselbe, sowohl da, wo der stossende Körper so viel Bewegung verliert als er miththeilt, als da wo Gedanken mit Gedanken kämpfen und der siegende Gedanke, als stärkstes Motiv, den Menschen in Bewegung setzt, welche Bewegung nun mit nicht geringerer Nothwendigkeit erfolgt, als die der gestossenen Kugel. Statt da, wo wir selbst das Bewegte sind und daher das Innere des Vorgangs uns intim und durchaus bekannt ist, von diesem inneren Licht geblendet und verwirrt zu werden und dadurch uns dem sonstigen, in der ganzen Natur uns vorliegenden Causalzusammenhang zu entfremden und die Einsicht in ihn uns auf immer zu verschliessen; bringen wir die neue, von Innen erhaltene Erkenntniss, zur äussern hinzu, als ihren Schlüssel, und erkennen die zweite Identität, die Identität unseres Willens mit jenem uns bis dahin unbekanntem X, das in aller Causalerklärung übrig bleibt. Demzufolge sagen wir alsdann: auch dort, wo die palpabelste Ursache die Wirkung herbeiführt, ist jenes dabei noch vorhandene Geheimnissvolle, jenes X, oder das eigentlich Innere des Vorgangs, das wahre Agens, das Ansich dieser Erscheinung, – welche uns am Ende doch nur als Vorstellung und nach den Formen und Gesetzen der Vorstellung gegeben ist, – wesentlich dasselbe mit dem, was bei den Aktionen unseres Leibes als Anschauung und Vorstellung uns gegeben ebenso als Anschauung und Vorstellung bekannt ist als Wille. (Die tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit dieses seines Grunddogmas lässt ihn an dieser Stelle in die Apoptrophe ausbrechen: »Dies ist, geberdet euch wie ihr wollt! das Fundament der wahren Philosophie; und wenn es dieses Jahrhundert nicht einseht; so werden es viele fol-</p>

gende. Tempo è galant-uomol se nessun' altro.« Gwinner zitiert hier aus Schopenhauer, *Ueber den Willen in der Natur*, 2. Auflage, 85 f. und weist darauf hin, dass dieser in sein Handexemplar der 1. Auflage der *Welt als Wille und Vorstellung* folgende Worte Gracians vermerkt habe: »Y si esto no es su siglo, muchos otros le seran.«

S. 170 unten und 71 oben. Wichtig.

S. 170 unten und 71 oben] Gwinner, 7. Was er lehrt, 170 f.: »Die Individualität, lehrt er, inhärire zwar zunächst dem Intellect, der, die Erscheinung abspiegelnd, der Erscheinung angehöre, welche das principium individualitatis zur Form habe; aber sie inhärire auch dem Willen; nur in seiner Bejahung, nicht in seiner Verneinung. In dieser Bejahung liege die metaphysische freie That, welche den intelligiblen Charakter begründe. Hieraus folge, dass die Individualität nicht allein auf dem principio individualitatis beruhe und daher nicht durch und durch blosse Erscheinung sei; sondern dass sie im Dinge an sich, im Willen des Einzelnen wurzle: denn sein in der Zeit erkannter intelligibler Charakter selbst sei individuell.«

S. 192 und 93.

S. 192 und 93.: Gwinner, 7. Was er lehrt, 192 f.: »Fassen wir das Gesagte zusammen, so ist das eigentliche Wesen und unvergängliche Verdienst seiner Lehre: der überzeugende Nachweis von der nur secundären, nur physischen Bedeutung unseres Intellects gegenüber der primären, metaphysischen Dignität des ethischen Factors unseres Bewusstseins. Die uns erscheinende Welt stellt sich in dieser Lehre als ein, man darf sagen zufälliges Mittel zu einem über alle ihre Herrlichkeiten weit erhabenen, transmundanen Zwecke dar. Zugleich aber ist sie uns näher gerückt; denn

Signatur	Fontane	Schopenhauer
	<p>S. 195 Gwinner meint: alles ist richtig an ihm, nur darin irrt er, daß er –das– principium individui [] verkennt.</p>	<p>wir erfahren durch das Medium unseres eigenen Willens die Wirkungsweise der Naturkräfte nunmehr realiter und synergetisch. Auf diesen Brennpunkt seiner Lehre passt das schöne Gleichniss, welches ein Anhänger von dem Eindrücke seiner Schriften gebraucht, indem er sagt: »Mir ward dabei zu Mütthe, als ob ich in die Bilderflucht zweier einander gegenüber hängender Spiegel hineinschaute und mir beim letzten Bilde, das ich erblickte, sagen müsst: freilich besässtest du nur das Auge, du würdest dann noch weiter und so in infinitum sehen.« Und wenn wir hiermit die Philosophie seiner berühmten Zeitgenossen, im Verhältnisse zu der Aufgabe, welche Kant's unsterbliche kritische That der Spekulation hinterlassen hatte, vergleichen, so werden wir bekennen müssen, dass er, trotz des unlängbaren grossen Deficits seiner eigenen Rechnung, der wahre Erbe des Meisters geworden ist, und ihm die maasslose Polemik gegen dessen falsche Nachfolger, die sein Licht bei dessen Anfang mit ihrem Scheinglanze verdunkelten, gern verzeihen.«</p> <p>S. 195 Gwinner meint: [...] Gwinner. 8. <i>Quoad politica</i>, 195 f.: »[...] ohne die wesentlichen Mängel zu übersehen, welche auch diesen Theil seines Systems, in Folge der Verkenning des principii individui, drücken. [...] Indessen geht dieser, mit allem Pomp der Civilisation einherstolzirenden Humanitätshoheit unserer Tage eine Kleinigkeit ab, die unser Freund in den Vordergrund seiner politischen Ansicht zu stellen indiscret genug gewesen ist: die Erkenntniss des unveräusserlichen Egoismus und der eudämonistischen Grundverkehrtheit des Willens der Einzelnen, aus deren Zusammenstellung das sublimen Ganze sich aufbaut, und welche, unter dem noblen Flitter ihren Zweck bergend,</p>

<p>SBB St 58, 12, TFA Pa 7,2 [1] j. 3</p>	<p>Parerga II. S. 562. »Gallicismen verderben unsre deutsche Sprache, nicht aber, wie bornirte Puristen vermeinen, die Einführung einzelner Fremdwörter; diese werden assimiliert und bereichern die Sprache.«</p>	<p>das eigentliche, vorzeitliche und deshalb unzeitgemässe Princip der vielgeschätigten, wort- und thatenreichen politischen Gegenwart mit vermehrter Kraft zu Tage fördern.«</p>
<p>SBB St 58, 14, TFA Pa 7,2 [1] j. 3</p>	<p>Parerga II. S. 562.] <i>Parerga</i> II. 23. <i>Ueber Schriftstellerei und Stil</i>, § 291, 562: »Aus dem selben würdigen Grunde wird, [...] von unsern sinnlosen Tintenklekern überall) F ü r gesetzt, wo g e n, u m, a u f oder sonst eine Präposition oder auch gar keine stehn sollte, um nur das Französische <i>pour</i> nachzuäffen; [...], und überhaupt die Einführung der armsälligen Grammatik eines zusammengeleiteten <i>patois</i>, wie das Französische, in die deutsche, viel edlere Sprache, machen die v e r d e r l i c h e n G a l l i c i s m e n aus; nicht aber, wie bornirte Puristen vermeinen, die Einführung einzelner Fremdwörter: diese werden assimiliert und bereichern die Sprache.«</p> <p>S. 602.] <i>Parerga</i> II. 25. <i>Ueber Sprache und Worte</i>. § 309, 602: »Bisweilen auch drückt eine fremde Sprache einen Begriff mit einer Nuance aus, welche unsere eigene ihm nicht giebt und mit der wir ihn jetzt gerade denken: dann wird Jeder, dem es um einen genauen Ausdruck seiner Gedanken zu thun ist, das Fremdwort gebrauchen, ohne sich an das Gebelle pedantischer Puristen zu kehren.«</p>	<p>S. 602.] <i>Parerga</i> II. 25. <i>Ueber Sprache und Worte</i>. § 309, 602: »Bisweilen auch drückt eine fremde Sprache einen Begriff mit einer Nuance aus, welche unsere eigene ihm nicht giebt und mit der wir ihn jetzt gerade denken: dann wird Jeder, dem es um einen genauen Ausdruck seiner Gedanken zu thun ist, das Fremdwort gebrauchen, ohne sich an das Gebelle pedantischer Puristen zu kehren.«</p>
<p>SBB St 58, 14, TFA Pa 7,2 [1] j. 3</p>	<p>S. <i>Ueber chinesische Schriftzeichen</i>. Dies ist sehr interessant. Die chinesischen Schriftzeichen haben den Charakter unsrer Zahlen. »Hundertdreißig« ist ein langes Wort;</p>	<p>S.1 <i>Parerga</i> II. 25. <i>Ueber Sprache und Worte</i>. § 311, 607 ff., hier 609: »Man braucht nämlich nicht Chinesisch zu können, um sich darin auszudrücken; sondern Jeder liest sie in seiner eigenen Sprache ab, gerade so, wie unsre Zahlenzeichen, welche überhaupt für die Zahlenbegriffe Das sind,</p>

Signatur	<p>Fontane</p> <p>wie kurz daneben »123«. Solche Zeichen haben die Chinesen für tausend Dinge und Begriffe und wer diese Zeichen kennt kann darin in seiner eigenen Sprache Briefe schreiben, die ein anderer wenn er nur auch diese chines. Zeichen kennt, in seiner Sprache versteht. Beispielsweise ich treffe in der Südee mit einem Stockrussen zusammen; er spricht nur russisch, ich nur deutsch. Aber wir waren beide in China und haben das chinesische Alphabet gelernt. Will ich ihm nun schreiben: »Rhabarber kostet jetzt doppelt so viel als früher« so schreibe ich: Y / . = I x T.⁴³ Das Zeichen »Y/« lese ich, weil [i seitlich:] jedes dieser beiden Zeichen die Sache (oder den Begriff) selbst ausdrückt: »Rhabarber kostet« und der Russe liest dasselbe heraus nur in russischen Worten. Es können (verte)</p>	<p>Schopenhauer</p> <p>was die chinesischen Schriftzeichen für alle Begriffe; [...] Daher ist, wie mich ein englischer Theehändler, der fünf Mal in China gewesen war, versichert hat, in allen indischen Meeren, die chinesische Schrift das gemeinsame Medium der Verständigung zwischen Kaufleuten der verschiedensten Nationen, die keine Sprache gemeinschaftlich verstehn.«</p>
<p>SBB St 58, 13,⁴⁴ TFA Pa 7,2 [1] j. 3</p>	<p>also alle Menschen die die chinesischen Schriftzeichen genau kennen sich in Briefen gut und klar verständigen, ohne daß sie im Uebrigen chinesisches oder ihre ihre gegenseitigen Sprachen verstehen. Einige meinen deshalb diese Schriftzeichen müßten Weltalphabet werden.</p>	
<p>SBB St 58, 15, TFA Pa 7,2 [1] j. 3 und TFA Pa 7,2 [1] j. 4</p>	<p><u>Parerga II</u> S. 606. »Der Mensch, welcher kein Latein versteht, gleich[t] Einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet; sein Horizont ist äußerst beschränkt; nur das Nächste sieht er</p>	<p><u>Parerga II / S. 606.</u> <u>Parerga II. 25. Ueber Sprache und Worte.</u> § 309, 606: »Der Mensch, welcher kein Latein versteht, gleicht Einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet: sein Horizont ist äußerst beschränkt: nur das Nächste sieht er deutlich, wenige Schritte darüber hinaus verliert es sich ins Unbestimmte.</p>

	<p>deutlich, wenige Schritte darüber hinaus verliert es sich ins Unbestimmte. Der Horizont des Lateiners hingegen geht sehr weit, durch die neueren Jahrhunderte, das Mittelalter, das Alterthum.« Nach <u>meinen</u> Lebenserfahrungen ist dies alles Unsinn. Es giebt nichts Beschränkteres als einen lateinischen Gymnasial-Professor –F– und die, die eine Ausnahme davon machen, verdanken es entweder der Gnade Gottes, <i>[links seitlich:] F An 20 andren Stellen giebt er dies selber zu.</i></p>	<p>Der Horizont des Lateiners hingegen geht sehr weit, durch die neueren Jahrhunderte, das Mittelalter, das Alterthum. – [...] – Wer kein Lateiner versteht, gehört nicht zum Volke, auch wenn er ein großer Virtuose auf der Elektrisirschne wäre und das Radikal der Flußspathsäure im Tiegel hätte.«</p>
<p>SBB St 58,⁴⁵ TFA Pa 7,2 [1] j. 4</p>	<p>die ihnen einen guten Grippls mit ins Leben gab oder modernen Einflüssen, die mit der Latinität nicht das Geringste zu schaffen haben. Reisen, das Leben in den alten westeuropäischen Cultiurländern und das regelmäßige Lesen der Times geben einem einen ganz andern Horizont als die Beschäftigung mit Cicero, den, von allen –nicht absolut zur Philologen-Gilde gehörenden– Menschen die <u>ich</u> kennen gelernt habe, überhaupt keiner fähig <i>[li seitlich unten:]</i> war nach Seite der Sprache oder aber des <u>Inhalts</u> hin, voll zu ver- stehen. Natürlich giebt es solche, <i>[li seitlich oben:]</i> aber sie sind so rar, daß sie wenig in Betracht kommen, und xxxx</p>	
<p>SBB St 58, 16 TFA Pa 7,2 [1] j. 4</p>	<p>T ihren »erweiterten Horizont« müssen mir auch diese erst beweisen. Mit andern Worten: Nicht-Philologen wissen beinah nie etwas von diesen Dingen, die Philologen selbst aber – wenigstens so viel ich deren kennen gelernt habe – waren –fast– ausnahmslos bornirte Kerle, vor deren</p>	

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 17, TFA Pa 7,2 [1] j. 4	<p>Weitblick und [I] seitlich:] Einsicht ich keinen Respekt gewinnen konnte. Schopenhauer denkt auch hier nur an sich.</p> <p>S. 607. Ueber das Nibelungenlied. »Wenn ihr, edle Germanen und deutsche Patrioten, an die Stelle der griechischen und römischen Klassiker alteutsche Reimereien setzt, so werdet ihr nichts Anderes als Bärenhäuter erziehn. Nun aber gar diese Nibelungen mit der Ilias zu vergleichen, ist eine rechte Blasphemie, mit welchen die Ohren der Jugend vor Allem verschont bleiben sollen.« In dieser Form und Ausdehnung halte ich den Sch: Satz einfach für Unsinn. Dazu kommt noch, daß es doch jedenfalls mißlich ist den »edlen Germanen«, denen auf andren Seiten von ihrer »edlen alten Sprache« so viel vorgeredet wird, um schließlich zu sagen, daß die Beschäftigung mit der größten Dichtung die diese »alte edle Sprache« hervorgebracht hat, nur Bärenhäuter erziehen würde. Natürlich ist all so was zu vertheidigen, aber der ersten unmitttelbaren und wie ich glaube richtigen Empfindung nach, wirkt dies alles doch wie Inconsequenz und Confusion, die ein so scharfer »Denker« doch vermeiden müßte.</p>	<p>S. 607. Ueber das Nibelungenlied.] Parerga II. 25. Ueber Sprache und Worte. § 309, 607: »Auf Gymnasien sollte keine alteutsche Litteratur, Nibelungen und sonstige Poeten des Mittelalters gelehrt werden: diese Dinge sind zwar höchst merkwürdig, auch lesenswerth, tragen aber nicht zur Bildung des Geschmacks bei und rauben die Zeit, welche der alten, wirklich klassischen Litteratur angehört. Wenn ihr, edle Germanen und deutsche Patrioten, an die Stelle der griechischen und römischen Klassiker alteutsche Reimereien setzt; so werdet ihr nichts Anderes, als Bärenhäuter erziehn. Nun aber gar diese Nibelungen mit der Ilias zu vergleichen ist eine rechte Blasphe mie, mit welcher die Ohren der Jugend, vor Allem, verschont bleiben sollten. – «</p>
SBB St 58, 18, TFA Pa 7,2 [1] j. 4	<p>S. 653 und 54. Ich halte das, was er über die Weiber sagt, im</p>	<p>S. 653 und 54.] Parerga II. 27. Ueber die Weiber. §§ 375–384, 649 ff. Schopenhauer geht davon aus, dass das Weib</p>

<p>TFA Pa 7,2 [1] j. 4 und TFA Pa 7,2 [1] j. 5</p>	<p>Wesentlichen für falsch. Die Sünde begleitet unser Leben und die Fleischessünde wo möglich doppelt. Dies gilt vom <i>genus Homo</i> überhaupt, ob männlich ob weiblich. Zu behaupten, daß die Weiber sinnlicher; zeugungsstücker – und in ihrer Sinnlichkeit rücksichtsloser – seien als die Männer, ist sehr gewagt. Den alten Satz, daß alles Weibliche, Frau wie Mädchen, leicht verführt werden kann, will ich gelten lassen, das hat hundert Gründeder, die mit einem potenzierten Sinnlichkeitsmaß oder mit Rücksichtslosigkeit wenig oder nichts zu schaffen haben. In Wahrheit liegt die Sache so, daß Keuschheit, gleichviel ob sie aus sinnlicher Kühle oder aus andrem resultiert, immer noch eher weibliche wie männliche Eigenschaft ist und nicht bloß aus</p>	<p>»weder zu großen geistigen, noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Thun, sondern durch Leiden ab.« (649) <i>Er begründet seine These etwa mit dem Körperbau, der frühen Reife und Schönheit der Mädchen im Gegensatz zur längeren Reifephase der zur Vernunft bestimmten Knaben.</i> (650 f.) <i>Ihr kindischer Charakter, der nie die Reife des Mannes erreicht, prädestiniere sie zur Aufzucht der Kinder.</i> Ebd. § 382, 654 f.: »Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeimige Geschlecht das schöne nennen konnte nur der vom Geschlechtstrieb ummebelte männliche Intellekt: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit. Mit mehr Fug, als das schöne, könnte man das weibliche Geschlecht das u n ä s t h e t i s c h e nennen.« <i>Und so fort.</i></p>
<p>SBB St 58, 20, TFA Pa 7,2 [1] j. 5</p>	<p>immer vorhandener, das ganze Geschlecht begleitender Propagationslust sondern aus den mannigfachen Gründen, unter denen auch das ist was man »Liebe« nennt, verloren geht. Es giebt sinnliche Weiber wie es sinnliche Män-</p>	<p><i>Fontane bezieht sich hier auf die §§ 379 und 380, wo Schopenhauer behauptet, die Weiber neigten zur Lüge und »instinkartigen Verschlagenheit« (652) und: »Aus dem aufgestellten Grundfehler und seine Beigaben entspringt aber Falschheit, Treulosigkeit, Verrath, Undank u.s.w.« (653) – »Für die Propagation des Menschengeschlechts zu sorgen, sind von Natur die jungen, starken und schönen Männer berufen«, während die »Ausartung des Geschlechts«, welcher der »feste Wille der Natur sei«, sich in den »Leidenschaften der Weiber« durchsetze. <i>Diese leben »durchweg mehr in der Gattung«, was »ihrem ganzen Wesen und Treiben einen gewissen Leichtsinne« gebe.</i> (654)</i></p>

Signatur	<p>Fontane</p> <p>ner giebt, doch ist ihre Zahl geringer als wie die der letzteren. Der Trieb schweigt öfter in ihnen, oder tritt moderierter auf, oder wird mit Hülfe von Gegenkräften, glücklicher bekämpft. Glückt es nicht, unterliegen sie dem Trieb – Fälle, die wenn fxxxj – die betr. Individuen – in die verführerische Situation gestellt werden, meinethwegen die Regel bilden mögen – so geschieht dadurch nur überhaupt das <u>Menschliche</u>, nicht aber etwas <u>speziell Weibliches</u>. Die Männer sind nicht nur ebenso treulos und gewissenlos wie die Weiber, sie sind es noch mehr, weil sie sich dabei halb oder dreiviertel in ihrem [<i>li seitlich unten</i>:] Recht dünken und es ist deshalb ungerecht und unrichtig immer – nur – von der Treulosig [<i>li seitlich oben</i>:] keit der Weiber zu sprechen. Ihr Kampf ist meist ernster und wenn sie unterliegen, so unterliegen sie aus jener <i>loben, um 180° gedreht</i>:] Fleischesschwäche, die das Erbtheil beider Geschlechter ist.</p>	Schopenhauer
<p>SBB St 58, 21. TFA Pa 7,2 [1] j. 5</p>	<p>S. 658. Was er über <u>Monogamie</u> und <u>Polygamie</u> sagt, wäre als Tischunterhaltung bei einem kleinen Dinner mit Cyperein entzückend; es ist geistreich, unterhaltend, anregend, wie alles was er schreibt. Aber so wie es mehr sein will als ein geistreiches Aperçu (und es will mehr sein) so berührt es mich wie Unsinn. Man kann daraus citieren, um mal an einer bestimmten Stelle der Debatte, einen guten Trumpf auszuspielen, aber von Wahrheit,</p>	<p>S. 658.] Vgl. <i>Parerga</i> II. 27. <i>Ueber die Weiber</i>. § 383, 658 f.: Die europäischen Ehegesetzte nehmen das Weib als Aequivalent des Mannes, gehn also von einer unrichtigen Voraussetzung aus. – [...] als die Gesetze den Weibern gleiche Rechte mit den Männern einräumten, hätten sie ihnen auch eine männliche Vernunft verleihen sollen. [...] »Dem bei der widermätulich vortheilhaften Stellung, welche die monogamische Einrichtung und die ihr beigegebenen Ehegesetze dem Weibe ertheilen, indem sie durchweg das Weib als das volle Aequivalent des Mannes betrachten,</p>

<p>SBB St 58, 23, TFA Pa 7,2 [1] j. 5 und TFA Pa 7,2 [1] j. 6</p>	<p>Erkenntniß, Recht und Billigkeit ist es so weit ab wie Kaliban von Antinous.⁴⁶ Den Harem und seine Wirthschaft über unser occidentales Frauenleben stellen wollen, heißt überhaupt gegen Freiheit, Menschenrecht und Menschenwürde sich flau oder selbst gegen-</p>	<p>was es in keiner Hinsicht ist, tragen kluge und vorsichtige Männer sehr oft Bedenken, ein so großes Opfer zu bringen und auf ein so ungleiches Paktum einzugehn. [...] Für das weibliche Geschlecht als ein G a n z e s betrachtet, ist demnach die Polygamie eine wirkliche Wohlthat.«</p>
<p>Sätzlich stellen. Man muß dann auf Slaventhum und Hörigkeit zurückgreifen und Mecklenburg über England stellen. Natürlich hat das alles etwas für sich; es giebt nichts so Tolles, was nicht in bestimmter künstlicher Beleuchtung, momentan reizend oder selbst richtig erscheinen könnte, aber es ist alles Täuschung. In Mecklenburg verhungert niemand, in London verhungern Hunderte, dennoch ist England Stolz und Vorbild der Nationen und Mecklenburg die komische Figur. Das eine drückt eben einfach ein Höheres, das andre ein Niedrigeres aus. Das Niedrigere kann in meinem Sinn das glücklichere sein und irgend ein Nationalökonom kann sagen: »Das Land, das die meistgefütterten Menschen hat, ist das glücklichste« aber ein Philosoph, ein aufs Geistige gestellter Mann kann dergleichen nur sagen, wenn er zu Freiheit fordert, den Rest der Menschheit aber [li seitlich unten:] als inferiores Pack ansieht, das in Harem oder Hörigkeit seine Tage verbringen mag. So komisch mir die [li seitlich oben:] christliche Entrüstung ist, die den Asiaten in all und jedem eine erbärmliche Stellung anweisen möchte, so bin ich doch weit ab [zu Kopf 180°:] davon, diese als die Träger des »Richtigen« und »Eigentli-</p>		

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 22, TFA Pa 7,2 [1] j. 6	<p>chen« anzusehn, zu deren Zuständen</p> <p>[links unten:] wir zurückkehren müßten.</p>	
SBB St 58, 24, TFA Pa 7,2 [1] j. 6	<p>S. 660.</p> <p>Die »Dame« ist nicht das »Monstrum europäischer Civilisation« sondern geradezu die Blüthe. Es giebt nichts Schöneres, Wohthuerenderes, Sittigeres als eine wirkliche Dame. Sie ist das Licht des Hauses, die Herrin vor der man sich nicht aus Narrethei und Mode, sondern in aufrichtiger Huldigung verbeugt. Sie präntdirrt nichts, sondern was ihr an Dank und Verehrung dargebracht wird, ist freiwillige und –den Geber– beglückende Gabe. England ist reich an solchen Damen. Daß diese Damenschafft, namentlich auch in England, oft zur Carrrikatur führt, während sie –(die Damenschafft selbst)– in andern Ländern nur schwach vertreten ist, beweist nichts gegen die Berechtigung der »Dame«. Wo es ihrer nur wenige giebt, strebe man dahin ihre Zahl zu vermehren, wo andrerseits die [li seitlich unten:] »Dame« zur präntensiosen Närrin geworden ist, suche man den gesunden Zustand wieder herzustellen. [li seitlich oben:] Aber jedenfalls beweist die Entartung nichts gegen die Art.</p>	<p>S. 660.] <i>Parerga</i> II. 27. <i>Ueber die Weiber</i>. § 383, 659 f.:</p> <p>»Ueber <i>Polygamie</i> ist gar nicht zu streiten, sondern sie ist als eine überall vorhandene Thatsache zu nehmen, deren bloße <i>Regulirung</i> die Aufgabe ist. Wo giebt es denn wirkliche <i>Monogamisten</i>? Wir alle leben, <i>wenn es eine Zeit lang</i>, meistens aber immer, in <i>Polygamie</i>. Da folglich jeder Mann viele Weiber braucht, ist nichts gerechter, als daß ihm frei stehe, ja obliege, für viele Weiber zu sorgen. Dadurch wird auch das Weib auf ihren richtigen und natürlichen Standpunkt, als subordinirtes Wesen, zurückgeführt, und die <i>Dame</i>, dies <i>Monstrum</i> <i>Europäischer Civilisation</i> und christlich-germanischer Dummheit, mit ihren lächerlichen Ansprüchen auf Respekt und Verehrung, kommt aus der Welt, und es giebt nur noch <i>Weiber</i>, aber auch keine <i>unglückliche Weiber</i> mehr, von welchen jetzt <i>Europa</i> voll ist.«</p> <p><i>Dazu</i> § 381, 657: »Das Weib im <i>Ocidente</i>, namentlich die <i>Dame</i>, befindet sich in einer <i>fausse position</i>: denn das Weib, von den Alten mit <i>Recht</i> <i>sexus sequior</i> genannt, ist keineswegs geeignet, der <i>Gegenstand</i> unserer Ehrfurcht und <i>Veneration</i> zu seyn, den <i>Kopf</i> höher zu tragen, als der Mann, und mit ihm gleiche Rechte zu haben. Die Folgen dieser <i>fausse position</i> sehen wir genugsam</p>

<p>SBB St 58, 25, TFA Pa 7,2 [1] j. 6 und TFA Pa 7,2 [1] j. 7</p>	<p>S. 662. Auch das über den »Verschwendungs- hang« der Weiber Gesagte, ist nach meiner Meinung grund- falsch. Sie sind im Gegentheil viel ökonomischer als die Männer, sie sind so recht das zusammen- haltende Element, während der Mann erwirbt. Das ganze Kapitel »Über die Weiber« zählt zu dem Schwächsten, was man sich denken kann; es ist das Gequackel eines eigensinnigen, vorurtheilsvollen, persönlich vergrätzten alten Herrn.</p>	<p>sam. Es wäre sonach sehr wünschenswerth, daß auch in Europa dieser Nr. 2 des menschlichen Geschlechts ihre naturgemäße Stelle wieder angewiesen und dem Damen-Unwesen, über welches nicht nur ganz Asien lacht, i. . . ein Ziel gesetzt würde; wovon die Folgen, in gesellschaftlicher, bürgerlicher und politischer Hinsicht, unberechenbar wohlthätig seyn würden.«</p>
<p>S. 662.] Parerga II. 27. Ueber die Weiber. § 384, 662: »Die Ei- telkeit der Weiber, selbst wenn sie nicht größer, als die der Männer seyn sollte, hat das Schlimme, daß sie sich ganz auf materielle Dinge wirft, nämlich auf ihre persönliche Schönheit und nächstdem auf Flitter, Staat, Pracht. [...] Dies macht sie, zumal bei ihrer geringen Vernunft, zur Ve- r- schwendung u n g geneigt; [...] Sollte nicht in Frankreich der seit Ludwig XIII. immer wachsende Einfluß der Weiber Schuld seyn an der allmätigen Verderbniß des Hofes und der Regierung, welche die erste Revolution herbeiführ- te; deren Folge alle nachherigen Umwälzungen gewesen sind? Jedenfalls ist eine falsche Stellung des weiblichen Geschlechts, wie eine solche an unserm Damenwesen ihr grellestes Symptom hat, ein Grundgeborenen des gesell- igen Zustandes, welches, vom Herzen desselben aus, auf alle Theile seinen nachtheiligen Einfluß erstrecken muß.«</p>	<p>S. 663 etc.] Parerga II. 28. Ueber Erziehung. §§ 385-389. Hier §385, 663: »Der Natur unseres Intellekts zufolge sollen die Begriffe durch Abstraktion aus den Anschau- ungen entstehen, mithin diese früher daseyn, als jene. Wenn es nun wirklich diesen Gang nimmt i. . .; so weiß der Mensch ganz gut, welche Anschauungen es sind, die unter jedem seiner Begriffe gehören und von demselben vertre- tet werden: er kennt Beide genau und behandelt demnach</p>	
<p>S. 663 etc. Ueber Erziehung. Im Allgemeinen alles sehr wahr. Natürlich sollen die Begriffe aus den Anschauungen (die also vorausgehen müssen) erwachsen; ich glaube aber nicht, daß namentlich bei phantasiereichen Kindern das Lesen von Ge- schichten und Märchen viel schadet, im Gegen- theil. Nur das Hineintrichtern von redensartlichen Sätzen, die in der eigenen Seele fundamentallos</p>		

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 26, TFA Pa 7,2 [1] j. 7	<p>sind, ist gefährlich.</p>	<p>alles ihm Vorkommende richtig. Wir können diesen Weg die natürliche Erziehung nennen.</p> <p>Hingegen bei der künstlichen Erziehung wird, durch Vorsagen, Lehren und Lesen, der Kopf voll Begriffe gepfropft, bevor noch eine irgend ausgebreitete Bekanntheit mit der anschaulichen Welt da ist.« <i>Und so fort.</i> Ebd., § 386, 666: »Vor allem sei man darauf bedacht, sie zu einer reinen Auffassung der Wirklichkeit anzuleiten und sie dahin zu bringen, daß sie ihre Begriffe stets unmittelbar aus der wirklichen Welt schöpfen und sie nach der Wirklichkeit bilden, nicht aber sie anderswo herholen, aus Büchern, Mährchen, oder Reden Anderer, und solche Begriffe nachher schon fertig zur Wirklichkeit hinzubringen, welche letztere sie alsdann, den Kopf voll Chimären, theils falsch auffassen, theils nach jenen Chimären umzumodeln fruchtlos sich bemühen, und so auf theoretische, oder praktische Irrwege gerathen.«</p>
S. 667. Ueber Erziehung.	<p>Die Vorschläge, die S. macht, sind gut gedacht, aber sie stehn auf der Stufe eines in den Gedanken eines Philosophen gutconstuirten Staates. Es giebt keine solchen Staaten und es wird auch nie solche »Erziehungen« geben, wie S. sie anräth. Der Grundsatz erst »Anschauungen« dann »Begriffe« ist richtig, aber er ist in unserer Culturwelt auch nicht annähernd durchzuführen. Beispielsweise in einer großen Stadt. S. proponirt: »bis zum 16. Jahre sollen die Kinder nichts von Philosophie und Religion hören, überhaupt sich nur mit Thatsächlichem bekannt machen.« Wie denkt</p>	<p>S. 667. <i>Ueber Erziehung.</i> Vgl. <i>Parerga</i> II. 28. <i>Ueber Erziehung.</i> § 387, 666: »Eben weil früh eingesogene Irthümer meistens unauslöschlich sind und die Urtheilskraft am spätesten zur Reife kommt, soll man die Kinder, bis zum sechzehnten Jahre, von allen Lehren, worin große Irthümer seyn können, frei erhalten, also von aller Philosophie, Religion und allgemeinen Ansichten jeder Art, und sie bloß solche Dinge treiben lassen, worin entweder keine Irthümer fährlich ist, wie Sprachen, Naturkunde. Geschichte u.s.w., überhaupt aber in jedem Alter nur solche Wissenschaften, die demselben zugänglich und ganz und gar verständlich sind.«</p>

	<p>er sich nun aber die Ausföhrung? In einer groÖen Stadt schwirren die Urtheile umher wie Mücken im Sommer; über alles wird geurtheilt und – die Kinder hören zu. Sollen sie all die Zeit über pensylvanisch einge</p>	
<p>SBB St 58, 27, TFA Pa 7.2 [1] j. 7</p>	<p>sperrt bleiben? Da wäre der Schaden größer als der Vortheil und ich würde mich ohne Weiteres für Fortbestand des gegenwärtigen Zustandes entscheiden.</p> <p>S. 668 (§ 388 auch über Erziehung) ausgezeichnet.</p>	<p>S. 668 (§ 388 auch über Erziehung)] <i>Parerga</i> II. 28. <i>Ueber Erziehung</i>, § 388, 668: »Die R e i f e der Erkenntniß, d. h. die Vollkommenheit, zu der diese in jedem Einzelnen gelangen kann, besteht darin, daß eine genaue Verbindung zwischen seinen sämtlichen abstrakten Begriffen und seiner anschauenden Auffassung zu Stande gekommen sei; so daß jede seiner Begriffe, unmittelbar oder mittelbar, auf einer anschaulichen Basis ruhe, als wodurch allein derselbe realen Werth hat; und ebenfalls, daß er jede ihm vorkommende Anschauung dem richtigen, ihr angemessenen Beriff zu subsumiren vermöge. Diese R e i f e ist allein das Werk der Erfahrung und mithin der Zeit. Denn, da wir unsere anschaulichen und unsere abstrakten Erkenntnisse meistens separat erwerben, erstere auf dem natürlichen Wege, letztere durch gute und schlechte Belehrung und Mittheilung Anderer; so ist in der Jugend meistens wenig Uebereinstimmung und Verbindung zwischen unsern, durch bloÖe Worte fixirten Begriffen und unsrer, durch die Anschauung erlangten realen Erkenntniß. Beide kommen erst allmählig einander näher und berichtigen sich gegenseitig; aber erst wann sie mit einander ganz verwachsen sind, ist die Reife der Erkennt-</p>

Signatur	Fontane	Schopenhauer
	<p>§. 389 auch sehr wahr. Doch muß man die Erzählungs- und Märchenlektüre der Kinder von der Romanlektüre junger Leute streng scheiden. Jene ist unschuldig, oft ein Vorzug, der Ueberfluß an Phantasie verblitzt sich; gefährlich sind aber allerdings die »Romane«, die die Welt nach dieser oder jener Seite hin unwahr schildernd, jungen Leuten den Kopf derartig verdrehen, daß sie nachher in der wirklichen Welt den Schaden davon haben. Wenn S. auch W. Scott als in gewissem Sinne verwerflich aufführt, so ist das rickthil. Der Schaden, den Scott angerichtet hat, zerreiβt noch kein Spinnweb.</p>	<p>niß da. Diese Reife ist ganz unabhängig von der sonstigen, größern, oder geringern Vollkommenheit der Fähigkeiten eines Jeden, als welche nicht auf dem Zusammenhange der abstrakten und intuitiven Erkenntniß, sondern auf dem intensiven Grade Beider beruht.«</p> <p>§ 389 auch sehr wahr.] <i>Parerga</i> II. 28. <i>Ueber Erziehung.</i> § 389, 668 f.: »Für den praktischen Menschen ist das nöthigste Studium die Erlangung einer genauen und gründlichen Kenntniß davon, wie es eigentlich in der Welt hergeht; aber es ist auch das langwierigste, indem es bis ins späte Alter fort dauert, ohne daß man ausgelernt hätte; während man in den Wissenschaften doch schon in der Jugend das Wichtigste bemisstert. [...] Diese schon an sich bedeutende Schwierigkeit der Sache wird nun noch verdoppelt durch die Romane, als welche einen Hergang der Dinge und des Verhaltens der Menschen darstellen, wie er in der Wirklichkeit eigentlich nicht Statt findet. Dieser nun aber wird mit der Leichtgläubigkeit der Jugend aufgenommen und dem Geiste einverleibt; wodurch jetzt an die Stelle bloß negativer Unkunde ein ganzes Gewebe falscher Voraussetzungen, als positiver Irrthum, tritt, welcher nachher die Schule der Erfahrung selbst verwirrt und ihre Lehren in falschem Lichte erscheinen läßt. Gieng der Jüngling vorher im Dunkeln; so wird er jetzt noch von Irrlichtern irre geführt; das Mädchen oft noch mehr. Ihnen ist, durch die Romane, eine ganz falsche Lebensansicht untergeschoben und sind Erwartungen erregt worden, die nie erfüllt werden können. Dies hat meistens den nachtheiligsten Einfluß auf das ganze Leben. Entschieden im Vortheil stehn hier die Menschen, welche in ihrer Jugend zum Romanelesen keine Zeit, oder Gele-</p>

		<p>genheit, gehabt haben, wie Handwerker u. dgl. Wenige Romane sind von obigem Vorwurf auszunehmen, ja, wir-ken eher im entgegenetzten Sinne: z. B. und vor allen G i l B l a s und sonstige Werke des L e s a g e (oder viel-mehr ihre spanischen Originale), ferner auch der <i>vicar of Wakefield</i> und zum Theil die Romane Walter Scott's. Der Don Quijote kann als eine satirische Darstellung jenes Irr-weges selbst angesehen werden.«⁴⁷</p>
<p>SBB St 58, 28, TFA Pa 7.2 [1] j. 7</p>	<p>S. 670 bis 77. <u>Ueber Physiognomik</u>. Alles sehr gut.</p>	<p>S. 670 bis 77.] <i>Parerga</i> II. 29. <i>Zur Physiognomik</i>. § 390, 670–677, hier 670 f.: »Daß das Außere das Innere darstellend wiedergebe und das Antlitz das ganze Wesen des Men-schen ausspreche und offenbare ist eine Voraussetzung, deren Apriorität, und mithin Sicherheit, sich kundgiebt in jeder, bei jeder Gelegenheit hervortretenden allgemeinen Be-der, einen Menschen, der sich durch irgend etwas, im Gu-ten oder Schlimmen, hervorgethan, oder auch ein außeror-dentliches Werk geliefert hat, zu s e h n, oder, falls Dieses versagt bleibt, wenigstens von Andern zu erfahren, wie e r a u s s e h t: [...]. Vielmehr ist jedes Menschengesicht eine Hieroglyphe, die sich allerdings entziffern läßt, ja, deren Alphabet wir fertig in uns tragen. Sogar sagt das Gesicht eines Menschen, in der Regel, mehr und Interessanteres, als sein Mund; denn es ist das Compendium alles Dessen, was dieser je sagen wird; indem es das Monogramm alles Denkens und Trach-tens dieses Menschen ist. Auch spricht der Mund nur Ge-danken eines Menschen, das Gesicht einen Gedanken der Natur aus. [...] Ist nun schon jedes Individuum, als ein ein-zelner Gedanke der Natur, betrachtungswürdig; so ist es im höchsten Grade die Schönheit; denn sie ist ein höherer, allgemeinerer Begriff der Natur: sie ist ihr Gedanke der Species. [...]</p>

Signatur	Fontane	Schopenhauer
		<p>Alle gehen stillschweigend von dem Grundsatz aus, daß Jeder ist wie er <i>s i e h t</i>; dieser ist auch richtig; aber die Schwierigkeit liegt in der Anwendung [...]. [...] Allerdings ist die Entzifferung des Gesichts eine große und schwere Kunst. Ihre Prinzipien sind nie <i>in abstracto</i> zu erlernen. Die erste Bedingung dazu ist, daß man seinen Mann mit <i>r e i n o b j e k t i v e m</i> Blick auffasse; welches so leicht nicht ist. Sobald nämlich [...] irgend etwas Subjektives sich einmischt, verwirrt und verfälscht sich die Hieroglyphe. [...].«</p> <p><i>Dann</i> 673: »Schon jedes Gespräch nämlich befreundet einigermassen und führt einen gewissen <i>r a p p o r t</i>, eine wechselseitige, <i>s u b j e k t i v e</i> Beziehung ein, bei der die Objektivität der Auffassung sogleich leidet. [...].«</p> <p><i>Weiter</i>, 674 f.: »Denn um die wahre Physiognomie eines Menschen rein und tief zu erfassen, muß man ihn beobachten, wenn er allein und sich selbst überlassen dasitz. Schon jede Gesellschaft und sein Gespräch mit einem Andern wirft einen fremden Reflex auf ihn, meistens zu seinem Vortheil, indem er durch die Aktion und Reaktion in Thätigkeit gesetzt und dadurch gehoben wird. Hingegen allein und sich selber überlassen, in der Brühe seiner eigenen Gedanken und Empfindungen schwimmend, – nur da ist er ganz und gar <i>e r s e l b s t</i>.« [...]</p> <p><i>Weiter</i>, 676 f.: »Der Blick der <i>K l u g h e i t</i>, selbst der feinsten, ist von dem der <i>G e n i a l i t ä t</i> dadurch verschieden, daß er das Gepräge des Willensdienstes trägt; der andere hingegen davon freist. [...]</p> <p>Anders nun aber, als mit dem Intellektuellen, verhält es sich mit dem Moralischen, dem Charakter des Menschen: dieser ist viel schwerer physiognomisch zu erkennen; weil</p>

er als ein Metaphysisches, ungleich tiefer liegt und mit der Korporisation, dem Organismus, zwar auch zusammenhängt, jedoch nicht so unmittelbar und nicht an einen bestimmten Theil und System desselben geknüpft ist, wie der Intellekt. [...] Demnach sieht es so aus, daß wir, physiognomisch urtheilend, uns leicht für einen Menschen dahin verbürgen können, daß er nie ein unsterbliches Werk hervorbringen; aber nicht wohl, daß er nie ein großes Verbrechen begehn werde.«

Der Ausfall auf Hegel ... | *Parerga* II. 29. *Zur Physiognomik*. § 390, 677: »Daher möchte ich meinen scharfsinnigen Landsleuten rathen, daß, wenn sie ein Mal wieder Belieben tragen, einen Alltagskopf, 30 Jahre lang, als großen Geist auszuspaunen, so doch nicht eine solche Bierwirthsphysiognomie dazu wählen mögen, wie *Hegel* hatte, auf dessen Gesicht die Natur, mit ihrer leserlichsten Handschrift, das ihr so geläufige »Alltagsmensch« geschrieben hatte.«

S. 678 bis 82. | *Parerga* II. 30. *Ueber Lärm und Geräusch*. § 391, 678–682, hier 678: »Kant hat eine Abhandlung über die lebendigen Kräfte geschrieben: ich aber möchte eine Nanie und Threnodie über dieselben schreiben; weil ihr so überaus häufiger Gebrauch, im Klopfen, Hämmern und Rammeln, mir mein Leben hindurch, zur täglichen Pein gereicht hat. Allerdings giebt es Leute, ja, recht viele, die hierüber lächeln: weil sie unempfindlich gegen Geräusch sind: es sind jedoch eben die, welche auch unempfindlich gegen Gründe, gegen Gedanken, gegen Dichtungen und Kunstwerke, kurz, gegen geistige Eindrücke jeder Art sind: denn es liegt an der zähen Beschaffenheit und handfesten Textur ihrer Gehirnmasse. [...]«
Und, 679: »Der Lärm aber ist die impertinenteste aller Un-

Der Ausfall auf Hegel etwas unwürdig; aber dergleichen muß man von diesem stürmischen Kauz nun mal hinnehmen.

S. 678 bis 82. Ueber Lärm und Geräusch. Brillant.

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 29, TFA Pa 7,2 [1] j. 7 und TFA Pa 7,2 [1] j. 8	S. 683 bis 89. <u>Gleichnisse, Parabeln und Fabeln.</u> Unter diesen sind einzelne nicht allzu treffend, andre ein wenig verbraucht, der Rest vorzüglich. Z. B. S. 685 das Gleichniß mit den <u>zwei Chinesen</u> ,	terbrechungen, da er sogar unsere eigenen Gedanken unterbricht, ja, zerbricht. Wo jedoch nichts zu unterbrechen ist, da wird er freilich nicht sonderlich empfunden werden. [...]« <i>Und</i> , 681 f.: »Die allgemeine Toleranz gegen unnötigen Lärm, z. B. gegen das so höchst ungezogene und gemeine Thürwerfen, ist geradezu ein Zeichen der allgemeinen Stumpfheit und Gedankenleere der Köpfe. In Deutschland ist es, als ob es ordentlich darauf angelegt wäre, daß, vor Lärm, Niemand zur Besinnung kommen solle: z. B. das zwecklose Trommeln.«
	S. 687 das vom <u>Luftballon</u>	S. 683 bis 89.] <i>Parerga</i> II. 31. <u>Gleichnisse, Parabeln und Fabeln.</u> § 392–413, 683–689. Z. B. S. 685 das <u>Gleichniß mit den zwei Chinesen</u>] <i>Parerga</i> II. <u>Gleichnisse, Parabeln und Fabeln.</u> § 398, 685: »Zwei Chinesen in Europa waren zum ersten Mal im Theater. Der eine beschäftigte sich damit, den Mechanismus der Maschinen zu begreifen; welches ihm auch gelang. Der andere suchte, trotz seiner Unkunde der Sprache, den Sinn des Stückes zu enträthseln. – Jenem gleicht der Astronom, diesem der Philosoph.« S. 687 das vom <u>Luftballon</u>] <i>Parerga</i> II. 31. <u>Gleichnisse, Parabeln und Fabeln.</u> § 407, 687: »Wer im Luftballon aufsteigt sieht nicht sich erheben, sondern die Erde herabsinken, tiefer und immer tiefer. – Was soll das? Ein Mysterium, welches nur die Beiflichtenden verstehn.«
	S. 688 das von <u>Simson und Gulliver</u>	S. 688 das von <u>Simson und Gulliver</u>] <i>Parerga</i> II. 31. <u>Gleich-</u>

nisse, *Parabeln und Fabeln*. § 411, 688: »Jeder Heros ist ein S a m o n: der Starke erliegt den Ränken der Schwachen und Vielen: verliert er endlich die Geduld, so erdrückt er sie und sich; oder er ist bloß ein Gulliver unter den Liliputanern, deren übergroße Anzahl ihn zuletzt doch überwältigt.«

und 689 das von den Stachelschweinen. Alle vier sind ausgezeichnet.

und 689 das von den Stachelschweinen] *Parerga* II. 31. *Gleichnisse, Parabeln und Fabeln*. § 413, 689: »Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zusammen, um durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder von einander emtfernte. Wann nun das Bedürfniß der Erwärmung sie wieder näher zusammen brachte, wiederholte sich jenes zweite Uebel; so daß sie zwischen beiden Leiden hin und hergeworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. – So treibt das Bedürfniß der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zu einander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder von einander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammenseyn bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: *keep your distance!* – Vermöge derselben wird zwar das Bedürfniß gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. – Wer jedoch viele eigene, innere Wärme hat bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.«

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 30, TFA Pa 7,2 [1] j. 8	<p>S. 690 bis 96. <u>Einige Verse</u>. Diese Verse sind meist unbedeutend, wofür er sie auch selber ausgiebt; nur die 1815 geschriebenen 8 Zeilen auf die <u>sixtinische Madonna</u> sind <u>sehr</u> schön.</p> <p>Reizend auch die Anmerkung über den <u>Tod Kants</u> (blauer Himmel, Wölkchen »Das ist die Seele Kants, die gegen gen Himmel steigt«.) Durch Viele der Gleichnisse und Verse sind wieder – nur – dazu da, sich und andern zu erzählen, er sei ein riesengroßer Kerl.</p>	<p>S. 690 bis 96. <u>Einige Verse</u>.] Vgl. <u>Parerga II. Einige Verse</u>, 690–696. 1815 <u>geschriebenen 8 Zeilen</u>] <u>Parerga II. Einige Verse</u>, 693: »Dresden 1815 / Auf die <u>Sixtinische Madonna</u>. / Sie trägt zur Welt ihn: und er schaut entsetzt / In ihrer Gräu' chaoticische Verwirrung, / In ihres Tobens wilde Raserei, / In ihres Treibens nie geheilte Thorheit, / In ihrer Quaalen nie gestillten Schmerz, – / Entsetzt: doch strahlet Ruh' und Zuversicht / Und Siegesglanz sein Aug', verkündigend / Schon der Erlösung ewige Gewißheit.«</p> <p>Anmerkung über den <u>Tod Kants</u>] <u>Parerga II. Einige Verse</u>, 693 f.: »1820. / An Kant.*) / Ich sah Dir nach in Deinen blauen Himmel, / Im blauen Himmel dort verschwand Dein Flug. / Ich blieb allein zurück in dem Gewimmel, / Zum Troste mir Dein Wort, zum Trost Dein Buch. – / Da such' ich mir die Oede zu beleben / Durch Deiner Worte geisterfüllten Klang: / Sie sind mir alle fremd, die mich umgeben, / Die Welt ist öde und das Leben lang. / (Unvollendet.) – *) Der Tag, an welchem Kant verschieden, war so klar und wolkenlos, wie es bei uns nur wenige giebt: nur ein kleiner, leichtes Wölkchen im Zenith schwebte am azurblauen Himmel. Man erzählte, ein Soldat habe auf der Schmiedebrücke die Umstehenden darauf aufmerksam gemacht mit den Worten: Sehet das ist die Seele Kants, die gen Himmel fliegt.« (C. F. Reusch, Kant und seine Tischgenossen, S. 11)«</p>
	<p>S. 616. »<u>Psychologische Bemerkungen</u>«. Hier reitet er seinen Hauptgaul »<u>Wille und Intellekt</u>«. Er führt geistvoll durch: Das Glück des Daseins erheische die <u>richtige Proportion</u> zwischen</p>	<p>S. 616. »<u>Psychologische Bemerkungen</u>«.] <u>Parerga</u>. 26. <u>Psychologische Bemerkungen</u>. §§ 314–374, 616–648. <u>Fontane bezieht sich hier auf § 314, 616 f.</u>: »Jedes animalische Wesen, zumal der Mensch, bedarf, um in der Welt bestehen</p>

Wille und Intellekt. Viel Wille [xx] –fordert– (zur Controle der Leidenschaft oder des Temperaments) viel Intellekt, mäßiger Wille mäßigen Intellekt, schwacher Wille schwachen Intellekt.

Diese ganze Aufstellung ist ein Blender.

Viel Wille (Leidenschaft) erfordert viel Intellekt, um das große Leidenschaftsmaß zu zügeln; – die-ser Satz ist richtig.

Würde Schopenhauer nun [xx] fortfahren: für mäßigen Willen genügt mäßiger Intellekt und für schwachen Willen schwacher

und fortkommen zu können, einer gewissen Angemessenheit und Proportion zwischen seinem Willen und seinem Intellekt. Je genauer und richtiger nun die Natur diese getroffen hat, desto leichter, sicherer und angenehmer wird er durch die Welt kommen. Inzwischen reicht eine bloße Annäherung zu dem eigentlich richtigen Punkte schon hin, ihn vor Verderben zu schützen. Es giebt dennoch eine gewisse Breite, innerhalb der Grenzen der Richtigkeit und Angemessenheit des besagten Verhältnisses. Die dabei geltende Norm ist nun folgende. Da die Bestimmung des Intellekts ist, die Leuchte und der Lenker der Schritte des Willens zu seyn; so muß, je heftiger, ungestümer und leidenschaftlicher der innere Drang eines Willens ist, desto vollkommener und heller der ihm beigegebene Intellekt seyn; damit die Heftigkeit des Wollens und Strebens, die Gluth der Leidenschaften, das Ungestüm der Affekte, den Menschen nicht irre führe, oder ihn fortreiße zum Unüberlegten, zum Falschen, zum Verderblichen; welches Alles, bei sehr heftigem Willen und sehr schwachen Intellekt, unausbleiblich der Fall seyn wird. Hingegen kann ein phlegmatischer Charakter, also ein schwacher, matter Wille, schon mit einem geringen Intellekt auskommen und besteht: ein gemäßigter bedarf eines mäßigen. Ueberhaupt tendirt jedes Mißverhältniß zwischen einem Willen und seinem Intellekt, d. h. jede Abweichung von der aus obiger Norm folgenden Proportion, dahin, den Menschen unglücklich zu machen: folglich auch, wenn das Mißverhältniß das umgekehrte ist. Nämlich auch die abnorm starke und übermächtige Entwicklung des Intellekts und das daraus entstehende ganz unverhältnißmäßige Ueberwiegen desselben über den Willen, wie es das Wesentliche des eigentlichen Genies ausmacht, ist für die Bedürfnisse und Zwecke des Lebens nicht bloß überflüssig, sondern

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 31, TFA Pa 7.2 [1] j. 8	Intellekt, so würde ich ihm zustimmen. Dieses Wort »genügt« braucht er aber nicht; im Gegenteil, er leitet das Glück aus der Notwendigkeit obiger Proportion ab, und darin hat er ganz gewiß Unrecht. Er hat –Unrecht– den mit mäßigem Willen ausgestatteten Naturen gegenüber, aber vielleicht noch mehr den mit schwachem Willen ausgestatteten gegenüber. Diese Willensschwachen, die	denselben geradezu hinderlich. Alsdann nämlich wird, in der Jugend, die übermäßige Energie der Auffassung der objektiven Welt, von lebhafter Phantasie begleitet und aller Erfahrung ermangelnd, den Kopf für überspannte Begriffe und sogar für Chimären empfänglich machen und leicht damit anfüllen; woraus dann ein excentrischer und sogar phantastischer Charakter hervorgeht. Wenn nun auch späterhin, nachdem die Belehrung der Erfahrung eingetreten, sich Dieses verloren und gegeben hat; so wird dennoch das Genie in der gemeinen Außenwelt und dem bürgerlichen Leben nie sich so zu Hause fühlen, so richtig eingreifen und so bequem sich bewegen, wie der Normalkopf, vielmehr noch oft seltsame Mißgriffe thun. Denn der Alltagskopf ist in dem engen Kreise seiner Begriffe und seiner Auffassung so vollkommen zu Hause, daß Keiner ihm darin etwas anhaben kann und sein Erkennen bleibt stets seinem ursprünglichen Zwecke getreu, den Dienst des Willens zu besorgen, liegt also diesem beständig ob, ohne je zu extravagiren. Das Genie hingegen ist, [...], im Grunde ein <i>monstrum per excessum</i> , wie, umgekehrt, der leidenschaftliche, heftige Mensch, ohne Verstand, der hirnlose Wütherich, ein <i>monstrum per defectum</i> ist.«

	<p>»Phlegmatici«, – wie er sie selbst nennt, – diese für leidenschaftliches Thun Unqualificirten, können ihre meiner Meinung nach, ohne alle Gefahr für ihr Glück einen großen Intellekt besitzen, ja, mit Hilfe desselben ein glänzendes Geschäft machen. Sie brauchen ihren Intellekt nicht in bloßem Control-Dienst verblitzen, sondern können ruhig und frei mit demselben schalten, was ich für ein Glück, aber nicht für ein Unglück halte. Andererseits wird die phlegmatische Anlage dahin wirken, daß der starke [i] seitlich unten:] Ueberschuß an Intellekt nicht zu Tollheiten und Ueberschlagungen führt, die das Glück gefährden. Das Phlegma wird zum [i] seitlich oben:] Ballast, das ein <u>zu</u> hoch Steigen des Ballons verhindert.</p>	
<p>SBB St 58, 32, TFA Pa 7,2 [1] j. 9</p>	<p><u>Ueber Geisterseh</u> S. 242. Denn es kommt drauf an, zu begreifen, daß eine Einwirkung gleich der von einem Körper nicht notwendig die Anwesenheit eines Körpers voraussetze.</p>	<p><u>Ueber Geisterseh</u>.: Vgl. Parerga I. Versuch über das Geisterseh und was damit zusammenhängt, 239–328. S. 242] Parerga I. Versuch über das Geisterseh und was damit zusammenhängt, 241 f.: »Was ein Geisterseher, der sich selbst recht versteht und auszudrücken wüßte, behaupten würde, ist bloß die Anwesenheit eines Bildes in seinem anschauenden Intellekt, vollkommen ununterscheidbar von dem, welches, unter Vermittelung des Lichtes und seiner Augen, daselbst von Körpern veranlaßt wird, und dennoch ohne wirkliche Gegenwart solcher Körper; dergleichen, in Hinsicht auf das hörbar gegenwärtige, Geräusche, Töne und Laute, ganz und gar gleich den durch vibrirende Körper und Luft in seinem Ohr hervorgebrachten, doch ohne die Anwesenheit oder Bewegung solcher Körper: Eben hier liegt die Quelle des Mißverständnisses, welches alles für und wider die Realität der Geistererschein-</p>

Signatur	<p>Fontane</p> <p>S. 242. Unstre Anschauung der Außenwelt ist nämlich nicht <i>blos sensual</i>, sondern hauptsächlich intellektual d.h. (objektiv ausgedrückt) cerebral. Die Erregung zu einem <u>Anschauungsakte</u> geht im Allgemeinen von der <u>Sinnesempfindung</u> aus, aber die Erregung kann auch <u>-geistig-</u> von innen kommen und nun früge es sich ob nicht irgend ein etwas geisterhaft von außen gerade so wirken könne, wie jene Erregung <u>geistig</u> von innen kam.</p>	<p>Schopenhauer</p> <p>nungen Gesagte durchzieht. Nämlich die Geisterscheinung stellt sich dar, völlig wie eine Körperscheinung: sie ist jedoch keine, und soll es auch nicht seyn. Die Unterscheidung ist schwer und verlangt Sachkenntniß, ja philosophisches und physiologisches Wissen. Denn es kommt darauf an, zu begreifen, daß eine Einwirkung gleich der von einem Körper nicht nothwendig die Anwesenheit eines Körpers voraussetze.«</p> <p>S. 242.] <i>Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 242: »[...] daß nämlich unsere Anschauung der Außenwelt nicht bloß <i>sensual</i>, sondern hauptsächlich <i>intellektual</i>, d. h. (objektiv ausgedrückt) <i>cerebral</i> ist. – Die Sinne geben nie mehr, als eine bloße Empfindung in ihrem Organ, also einen an sich höchst dürftigen Stoff; aus welchem allererst der <i>Verstand</i>, durch Anwendung des ihm <i>a priori</i> bewußten Gesetzes der Kausalität, und der eben so <i>a priori</i> ihm einwohnenden Formen, Raum und Zeit, diese Körperwelt aufbaut. Die Erregung zu diesem Anschauungsakte geht, im wachen und normalen Zustande, allerdings von der Sinnesempfindung aus, indem diese die Wirkung ist, zu welcher der Verstand die Ursache setzt. Warum aber sollte es nicht möglich seyn, daß auch ein Mal eine von einer ganz andern Seite, also von innen, vom Organismus selbst ausgehende Erregung zum Gehirn gelangen und von diesem, mittelst seiner eigenthümlichen Funktion und dem Mechanismus derselben gemäß, eben so wie jene verarbeitet werden könnte? <i>nach</i> dieser Verarbeitung aber würde die Verschiedenheit des ursprünglichen Stoffes nicht mehr zu erkennen sein; [...]«</p>
----------	---	--

<p>SBB St 58, 33, TFA Pa 7,2 [1] j. 8 und TFA Pa 7,2 [1] j. 9</p>	<p>S. 243. »Alle bisherigen Erklärungen der Geisteserscheinungen sind <u>spiritualistische</u> gewesen; <u>ich</u> versuche hier eine <u>idealistische</u> Erklärung.« »Ich habe keinen Beruf den Scepticismus der Ignoranz zu bekämpfen, dessen superkluge Gebärden täglich mehr außer Kredit kommen und bald nur noch in England Cours haben werden.« »Wer heutzutage die Thatsache des animalischen Magnetismus und seines Hellschm bezweifelt, ist nicht ungläubig sondern unwissend zu nennen.«</p>	<p>S. 243.] <i>Parerga I. Versuch über das Geisterschn und was damit zusammenhängt</i>, 243: »Demnach würden wir auch hier, eben wie bei der Körperwelt, auf die Frage nach dem Verhältniß der Erscheinung zum Dinge an sich geführt werden. Dies aber ist der transcendente Standpunkt, von welchem aus es sich vielleicht ergeben könnte, daß der Geisterscheinung nicht mehr noch weniger Idealität anhiinge, als der Körperscheinung, die ja bekaunntlich unabweichbar dem Idealismus unterliegt und daher nur auf weitem Umwege auf das Ding an sich, d. h. das wahrhaft Reale, zurückgeführt werden kann. Da nun wir als dieses Ding an sich den Willen erkannt haben; so giebt dies Anlaß zu der Vermuthung, daß vielleicht ein solcher, wie den Körperscheinungen, so auch den Geisterscheinungen zum Grunde liege. Alle bisherigen Erklärungen der Geisterscheinungen sind <u>spiritualistische</u> gewesen: eben als solche erleiden sie die Kritik Kants, im ersten Theile seiner <u>Träume eines Geistessehers</u>. Ich ver suche hier eine <u>idealistische</u> Erklärung. – [...] endlich auch habe ich keinen Beruf den Scepticismus der Ignoranz zu bekämpfen, dessen superkluge Gebärden täglich mehr außer Kredit kommen und bald nur noch in England Cours haben werden. Wer heut zu Tage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellschm bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen.«</p>
<p>S. 244.</p>	<p>Können in unsrem anschauenden Intellekt (Gehirn) anschauliche Bilder entstehen, auch ohne daß auf Körper da sind, die auf die äußern Sinne wirken? Ja. Dazu gehört der Traum. Der Traum unterscheidet sich durch die ungemei-</p>	<p>S. 244.] <i>Parerga I. Versuch über das Geisterschn und was damit zusammenhängt</i>, 244: »Zunächst nun also frägt sich, ob denn wirklich in unsrem anschauenden Intellekt, oder Gehirn, anschauliche Bilder, vollkommen und ununterscheidbar gleich denen, welche daselbst die auf die äußern Sinne wirkende Gegenwart der Körper veranlaßt,</p>

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 34, TFA Pa 7,2 [1] j. 9	<p>ne Frische, -Andauer- und gleichsam Faßbarkeit des Bildes, das er giebt vom bloßen Phantasiebild, das vergleichsweise immer blaß ist.</p>	<p>ohne diesen Einfluß entstehen können. Glücklicherweise benimmt uns hierüber eine uns sehr vertraute Erscheinung, jeden Zweifel: nämlich der Traum. Die Träume für bloßes Gedankenspiel, bloße Phantasiebilder der ausgehen zu wollen, zeugt von Mangel an Besinnung, oder an Redlichkeit: denn offenbar sind sie von diesen verschieden. Phantasiebilder sind schwach, matt, unvollständig, einseitig und so flüchtig, daß man das Bild eines Abwesenden kaum einige Sekunden gegenwärtig zu erhalten vermag, und sogar das lebhafteste Spiel der Phantasie hält keinen Vergleich aus mit jener handgreiflichen Wirklichkeit, die der Traum uns vorführt.</p>
	<p>S. 245. »Ueberraschend im Traum ist die dramatische Richtigkeit der Charaktere (im Traum ist jeder ein Shakespeare), und dieselbe Allwissenheit in uns, die es macht, daß -im Traum- jeder natürliche Körper genau in Gemäßheit seiner Eigenschaften handelt, macht es auch, daß jeder Mensch, der in meinen Träumen auftritt, in vollster Gemäßheit seines Charakters handelt und redet.« »Wir wissen oft nicht, ob wir etwas erlebt oder geträumt haben; wenn aber jemand zweifelt, ob etwas geschehen sei, oder ob er es sich bloß eingebildet habe, so wirft er auf sich den Verdacht des Wahnsinns.« (Dies scheint mir doch fraglich.)</p>	<p>S. 245.] <i>Parerga I. Versuch über das Geisterschn und was damit zusammenhängt</i>, 245: »Das durchaus Objektive deselben zeigt sich ferner darin, daß seine Vorgänge meistens gegen unsre Erwartung, oft gegen unsern Wunsch ausfallen, sogar bisweilen unser Erstaunen erregen; daß die agierenden Personen sich mit empörender Rücksichtslosigkeit gegen uns betragen; überhaupt in der rein objektiven dramatischen Richtigkeit der Charaktere und Handlungen, welche die artige Bemerkung veranlaßt hat, daß jeder, während er träumt, ein Shakespeare sei. Denn die selbe Allwissenheit in uns, welche macht, daß im Traum jeder natürliche Körper genau seinen wesentlichen Eigenschaften gemäß wirkt, macht auch, daß jeder Mensch in vollster Gemäßheit seines Charakters handelt und redet. In Folge alles Diesen ist die Täuschung, die der Traum erzeugt, so stark, daß die Wirklichkeit selbst, welche beim Erwachen vor uns steht, oft erst zu kämpfen hat und Zeit gebraucht, ehe sie zum Worte kommen kann, um uns von</p>

	<p>S. 245 und 46. Aristoteles macht die feine Bemerkung, daß im Traum uns unsere Phantasie noch abwesende, außerhalb der Trauerscheinung liegende Dinge vorstellt, woraus sich ergeben würde, daß, während wir träumen, unsre Phantasie noch disponibel ist.</p>	<p>der Trüglichkeit des schon nicht mehr vorhandenen, sondern bloß dagewesenen Traumes zu überzeugen. Auch hinsichtlich der Erinnerung sind wir, bei unbedeutenden Vorgängen, bisweilen im Zweifel, ob sie geträumt oder wirklich geschehn seien: wenn hingegen Einer zweifelt, ob etwas geschehn sei, oder er es sich bloß e i n g e b i l d e t habe; so wirft er auf sich selbst den Verdacht des Wahnsinns.«</p> <p>S. 245 und 46.] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 245 f.: »Auch Aristoteles [...] macht [...] die feine und richtige Bemerkung, daß wir, im Träume selbst, uns abwesende Dinge noch durch die Phantasie vorstellen. Hieraus aber läßt sich folgern, daß, während des Traumes, die Phantasie noch disponibel, also nicht sie selbst das Medium, oder Organ, des Traumes sei.«</p>
<p>SBB St 58, 35, TFA Pa 7,2 [1] j. 9 und TFA Pa 7,2 [1] j. 10</p>	<p>S. 250. Wie entstehen nun die Träume und zwar speziell jene, die dem Einschlafen sofort folgen? Schopenhauer sagt: es giebt einen <u>innern Nervenherd</u> (Gangliensystem) und einen <u>äußern Nervenherd</u> (Gehirn). Bei Tag ist die Verbindung und die Einwirkung jenes auf diesen gering. Bei Tage hat nämlich das <u>Gehirn zu thun</u> und ist so nicht in der Lage die leisen Einwirkungen des innern Nervenherdes zu bemerken. Bei Nacht, im Schlaf aber ist dies anders, das <u>Gehirn ruht</u> und nun können vom Gangliensystem heraufsteigende Kräfte, Einflüsse auf dasselbe einwirken. »Eine Kerze beginnt zu scheitern, wenn die Abenddämmerung eintritt, wir hören bei Nacht die Quelle rieseln, die wir bei</p>	<p>S. 250.] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 250: »[...] dieser [der »Nachhall« aus der »Werkstätte des organischen Lebens«, Hrsg.] wird im Wachen, wo das Gehirn an seinen eigenen Operationen, also am Empfangen äußerer Eindrücke, am Anschauen, auf deren Anlaß, und am Denken, volle Beschäftigung hat, gar nicht wahrgenommen; sondern hat höchstens einen geheimen und unbewußten Einfluß, aus welchem diejenigen Aenderungen der Stimmung entstehen, von denen keine Rechenschaft aus objektiven Gründen sich geben läßt. Beim Einschlafen jedoch, als wo die äußern Eindrücke zu wirken aufhören und auch die Regsamkeit der Gedanken, im Innern des Sensoriums, allmähig erlischt, da werden jene schwachen Eindrücke, die aus dem innern Nervenherde des organischen Lebens, auf mittelbarem Wege, heraufdringen, imgleichen jede geringe Modifika-</p>

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 36, TFA Pa 7,2 [1] j. 10	<p>Tage <u>nicht</u> hörten, –und– die Harfe, die so lange sie gespielt wurde, einen fremden Ton nicht widergiebt, vermag [i seitlich:] diesen Ton widerzugeben, wenn sie still dahängt.</p> <p>S. 250. Dieser Prozeß d.h. der Einwirkung des Gangliensystems auf das Sensorium des Gehirns erzeugt alle Träume und der Unterschied zwischen den Abend-, Nacht- und Morgenträumen ist nur der, daß Abends und Morgens die Einwirkungen auf das noch erregte –oder wieder munter gewordene– Gehirn leicht erfolgen, während in der Nacht, wenn das Gehirn tief ruht, diese Einwirkungen viel stärker sein müssen. Daher sind die, übrigens nur selten vorkommenden prophetischen Träume, immer <u>Nacht</u>-Träume.</p> <p>Träume also sind: schwache Nachhülle aus der Werkstätte des organischen Lebens, die in die sensorielle Tätigkeit des Gehirns eindringen.</p>	<p>tion des Blutumlaufs, da sie sich den Gefäßen des Gehirns mittelt; fühlbar, – wie die Kerze zu scheitern anfängt, wenn die Abenddämmerung eintritt; [...] wie eine Harfe von einem fremden Tone nicht widerklingt, während sie selbst gespielt wird, wohl aber, wenn sie still dahängt.«</p>
	<p>S. 251, 52 und 53 lesen bis <i>second sight</i> und <u>Traumorgan</u>.</p>	<p>S. 250.] <i>Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 250 unten: »Hier also muß die Ursache der Entstehung [...] jener beim Einschlafen aufsteigenden Traumgestalten liegen, und nicht weniger die der, aus der absoluten mentalen Ruhe des tiefen Schlafes sich erhebenden, dramatischen Zusammenhang habenden Träume; nur daß sie diesen, da sie eintreten, wenn das Gehirn schon in tiefer Ruhe und gänzlich seiner Nutrition hingegeben ist, eine bedeutend stärkere Anregung von innen erfordert seyn muß; daher eben es auch nur diese Träume sind, welche, in einzelnen, sehr seltenen Fällen, prophetische, oder fatidike Bedeutung haben, [...]«</p> <p><i>Träume also sind Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 251: »Also jene schwachen Nachhülle aus der Werkstätte des organischen Lebens sind es, welche in die, der Apathie entgegengesinkende, oder ihr bereits hingeebene, sensorielle Tätigkeit des Gehirns dringen und sie schwach, zudem auf einem ungewöhnlichen Wege und von einer andern Seite, als im Wachen, erregen: aus ihnen jedoch muß dieselbe, [...] den Anlaß und Stoff zu ihren Traumgestalten nehmen, so hervorgerufen diese auch solchen Eindrücken seyn mögen.«</p> <p>S. 251, 52 und 53 lesen ...] <i>Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 251–253, hier 253 f.:</p>

»Hinsichtlich auf unsern Hauptgegenstand bleibt die Thatsache stehn, daß wir ein Vermögen haben zur anschaulichen Vorstellung raumerfüllender Gegenstände und zum Vernehmen und Verstehn von Tönen und Stimmen jeder Art. Beides ohne die äußere Anregung der Sinnesempfindungen, welche hingehen zu unser wachen Anschauung die Veranlassung, den Stoff, oder die empirische Grundlage, liefern, mit derselben jedoch darum keineswegs identisch sind; da solche durchaus *intellektuell* ist und nicht bloß *sensual*; [...] Jene, keinem Zweifel unterworfenen Thatsache nun aber haben wir fest zu halten: denn sie ist das *Urpheomen*, auf welches alle unsre ferneren Erklärungen zurückweisen, indem sie nur die sich noch weiter erstreckende Thätigkeit des bezeichneten Vermögens darthun werden. Zur Benennung desselben wäre der bezeichnendste Ausdruck der, welchen die Schotten für eine besondere Art seiner Aeüßerung oder Anwendung sehr sinnig gewählt haben, geleitet von dem richtigen Takt, den die eigenste Erfahrung verleiht: er heißt: *second sight*, das *zweite Gesicht*. Denn die hier erörterte Fähigkeit zu träumen ist in der That ein zweites, nämlich nicht, wie das erste, durch die äußern Sinne vermitteltes Anschauungsvermögen, dessen Gegenstände jedoch, der Art und Form nach, dieselben sind, wie die des ersten; woraus zu schließen, daß es, eben wie dieses eine Funktion des *Gehirns* ist. [...] Für dieses [*das subjektive Vermögen, welches sich in den beschriebenen Phänomenen kundgibt*, Hrsg.] bleibt mir daher keine passendere Benennung, als die des *Träumorgans*, als welche die ganze in Rede stehende Anschauungsweise durch diejenige Aeüßerung derselben bezeichnet, die Jedem bekannt und geläufig ist.«

Hallucinationen S. 294 u. 95.] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 294: »Ich wer-

Hallucinationen S. 294 u. 95.

SBB St 58,
37

Signatur	Fontane	Schopenhauer
TFA Pa 7,2 [1] j. 10	<p>Die Hallucinationen entsprechen den nichtsbedeutenden Träumen, sind Produkt körperlicher Krankheit oder doch eines unnormalen Zustandes, haben einen gleichgültigen Inhalt und werden einer ärztlichen Behandlung, namentlich Blutziehungen, Nicolai erzählt einen solchen Fall. Er sah ganz bestimmte Dinge und Personen; sah sie immer wieder und hatte doch das klarste Wissen: das alles ist Unsinn und lediglich das Produkt einer psychischen Verstimmung.</p> <p>Auch noch <u>Hallucinationen</u>, aber doch – eines –</p>	<p>de demnach jetzt die entfernteren Ursachen jenes Phänomens, so weit sie uns bekannt sind, aufzählen, wobei ich [...] so lange diese allein in derhalb des Organismus liegen, das Phänomen mit dem Namen der Hallucination bezeichnet wird, diesen jedoch ablegt und verschiedene andere Namen erhält, wenn eine außerhalb des Organismus liegende Ursache nachzuweisen ist, oder wenigstens angenommen werden muß.«</p> <p><i>Die Hallucinationen entsprechen...</i> Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 294 f.: »1) Die häufigste Ursach des in Rede stehenden Gehirnphänomens sind heftige, akute Krankheiten, namentlich hitzige Fieber, [...]»</p> <p>2) Der Wahnsinn ist keineswegs immer, aber doch bisweilen von Hallucinationen begleitet, [...]»</p> <p>3) In seltenen, glücklicherweise aber vollkommen konstanten Fällen, entstehn, [...] Hallucinationen, als Erscheinungen menschlicher Gestalten, die den wirklichen täuschend gleichen. Der bekannteste Fall dieser Art ist der Nikolai's, da er ihn 1799 der Berliner Akademie vorgelesen und diesen Vortrag auch besonders abgedruckt hat. [...] — Was nun aber die unter gegenwärtiger Nummer in Betrachtung genommenen Fälle betrifft, deren Typus Nicolai's Krankheit ist; so haben sie sich sämtlich als aus rein körperlichen, gänzlich im Organismus selbst gelegenen Ursachen entsprungen erwiesen, sowohl durch ihren bedeutungslosen Inhalt und das Periodische ihrer Wiederkehr, als auch dadurch, daß sie therapeutischen Mitteln, besonders Blutziehungen, allemal gewichen sind.«</p> <p>Auch noch <u>Hallucinationen</u> Parerga I. Versuch über das</p>

	<p>andern Charakters sind, sind jene Erscheinungen, die den Tod dessen herbeiführen, der sie hat. Ein schottischer Jurist sah <u>monatelang</u> erst eine <u>Katze</u>, dann einen <u>Ceremonienmeister</u>, dann ein <u>Skelett</u> leibhaftig vor sich; er zehrte ab und starb.</p>	<p><i>Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 295 f.: »4) Denselben reihen sich nun zunächst gewisse, ihnen übrigens ähnliche Erscheinungen objektiv und äußerlich da- stehender Gestalten an, welche sich jedoch durch einen, eigens für den Seher bestimmten, bedeutsamen und zwar meistens finstern Charakter unterscheiden, und deren reale Bedeutsamkeit meistens durch den bald darauf erfol- genden Tod Dessen, dem sie sich vorstellten, außer Zweifel gesetzt wird. Als ein Muster dieser Art ist der Fall zu be- trachten, den Walter Scott, <i>on demonology and witchcraft</i>, <i>letter 1</i>, erzählt, [...], von dem Justizbeamten, welcher, Mo- nate lang, erst eine Katze, darauf einen Ceremonienmeis- ter, endlich ein Skelett, leibhaft stets vor sich sah, wobei er abzehrte und endlich starb.«</p>
<p>SBB St 58, 38, TFA Pa 7,2 [1] j. 10</p>	<p>Frau <u>Stephens</u> sah wachend eine Leiche hinter ihrem Stuhle liegen und starb einige Tage drauf.</p> <p>Miß <u>Lee</u> sah ihre Mutter, die ihr Tag und Stunde ihres <u>Todes</u> – genau – vorherverkündete.</p> <p>Goethe sah sich zu Pferde und in einem Kleide, das er 8 Jahre später, an derselben stelle, wirklich trug.</p> <p>Dieser letzte Fall ist aber schon nicht mehr Hallu-</p>	<p><i>Frau Stephens sah ...</i>] <i>Parerga I. Versuch über das Geister- sehn und was damit zusammenhängt</i>, 296: »Ein drittes Bei- spiel giebt die, [...], Geschichte der Frau Stephens, welche, wachend, eine Leiche hinter ihrem Stuhle liegen sah und einige Tage darauf starb.«</p> <p><i>Miß Lee sah ...</i>] <i>Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 296: »Ganz dieser Art ist ferner die Vision der Miß L e e, welcher die Erscheinung ihrer Mutter ihren Tod auf Tag und Stunde richtig verkün- det hat.«</p> <p>Goethe sah ...] <i>Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 296: »Sogar G ö t h e erzählt, daß er sich selbst gesehen habe, zu Pferde und in einem Kleide, in welchem er 8 Jahre später, eben dort wirklich geritten sei. (Aus meinem Leben 11. Buch.)«</p> <p><i>Dieser letzte Fall ist aber ...</i>: <i>Parerga I. Versuch über das</i></p>

Signatur	<p>Fontane</p> <p>cination sondern <u>Vision</u>, d. h. die Spiegelung, die Vorauserscheinung von etwas –wirklich– Kommen dem. Die Leiche, die Frau Stephens sah, <u>kam</u> nicht wirklich, da nicht gesagt wird, <u>es</u> sei die Leiche der Frau Stephens gewesen, die diese sah. Ebenso bei dem schottischen Juristen.</p> <p><u>Visionen</u> welche gar nicht mehr den Seher derselben betreffen und dennoch künftige Begebenheiten darstellen, sind die, die wir <i>second sight</i> nennen. Der <i>Second</i></p>	Schopenhauer	<p><i>Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 297: »Erscheinungen dieser Art sind nun nicht mehr bloße Hallucinationen, sondern <u>Visionen</u>. Denn sie stellen entweder etwas Reales dar, oder beziehen sich auf künftige, wirkliche Vorgänge.«</p> <p><i>Visionen, welche gar nicht ... Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 299 f.: »6) Visionen, welche gar nicht mehr den Seher derselben betreffen und dennoch künftige, kürzere oder längere Zeit darauf eintretende Begebenheiten, genau und oft nach allen ihren Einzelheiten, unmittelbar darstellen, sind die jener seltenen Gabe, die man <i>second sight</i>, <i>das zweite Gesichts</i>, oder Deuteroskopie nennt, eigenthümlichen. [...] Auch die berühmte Prophezeiung des <i>Cazotte</i> scheint auf so etwas zu beruhen. [...] Ja, schon im Homer finden wir [...] eine wirkliche Deuteroskopie dargestellt, die sogar eine seltsame Ähnlichkeit mit der Geschichte des <i>Cazotte</i> hat. [...] In diesem zweiten Gesicht erreicht die [...] Vision den höchsten Grad von objektiver, realer Wahrheit und verräth dadurch eine von der gewöhnlichen, physischen, gänzlich verschiedene Art unserer Verbindung mit der Außenwelt. Sie geht, als wachsender Zustand, den höchsten Graden des somnambulen Hellsehens parallel. Eigentlich ist sie ein vollkommenes <u>Wahrnehmen im Wachen</u>, oder wenigstens in einem Zustande, der mitten im Wachen auf wenige Augenblicke eintritt.«</p>
SBB St 58, 39	Sight geht, als wachender Zustand, den höchsten		

TFa Pa 7,2 [1]
 j. 10 und
 TFA Pa 7,2 [1]
 j. 11

Graden des somnambulen Hellsehens parallel. Es ist ein Wahrträumen im Wachen. Hier her gehört die berühmte Prophezeiung des Cazotte, ja schon in der Odyssee kommt ein solches Hellsehen vor, das mit der Geschichte des Cazotte viel Ähnlichkeit hat. (Odyssee XX. 351–57.)

Er wendet sich nun dem zu, was er Retrospective second sight nennt. Dies ist sehr interessant. Er sagt:
 Sicherlich giebt es sogenannte Leichenseher und sicherlich giebt es Somnambule erster Klasse die auch –durch– die Zeit nicht in ihrer Wahrnehmung beschränkt werden. Sie sehen in die Zukunft hinein. Ebenso läßt sich auch annehmen, daß es Individuen

Er wendet sich nun ...] Parerga I. Versuch über das Geistesseh'n und was damit zusammenhängt, 300–303; Fontane fasst hier diese Seiten zusammen, hier 300: »7) Zu den eben betrachteten, der Zukunft zugekehrten Visionen liefern nun das Gegenstück diejenigen, welche das Vergangene, namentlich die Gestalten ehemals lebender Personen, vor das im Wachen aufgehende Traumorgan bringen. [...]
Und, 302 f.: »Wie nämlich eine in hohem Grade hellsehende Somnambule sogar durch die Zeit nicht in ihrer Wahrnehmung beschränkt wird, sondern mitunter auch wirklich zukünftige und zwar ganz zufällig eintretende Vorgänge vorherieht; wie das Selbe, noch auffällender, von den Deuteroskopisten und Leichensehern geleistet wird; wie also Vorgänge, die in unsere empirische Wirklichkeit noch gar nicht eingetreten sind, dennoch, aus der Nacht der Zukunft heraus, schon auf dergleichen Personen wirken und in ihre Perception fallen können; so können wohl auch Vorgänge und Menschen, die doch schon ein Mal wirklich waren, [...], auf gewisse hiezu besonders disponirte Personen wirken und also, [...], eine Nachwirkung äußern; [...]
zumal wann eine solche Auffassung vermittelt und eingeleitet wird, durch etwas Materielles, wie etwan die noch wirklich vorhandenen, leiblichen Ueberreste der wahrgenommenen Personen, oder Sachen, [...], ihre Kleider, das von ihnen bewohnte Gemach, [...], der verborgene Schatz; dem analog wie die sehr hellsehende Somnambule biswei-

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 40, TFA Pa 7.2 [1] j. 11	<p>giebt, die genau dem entsprechend – in– die <u>Ver-</u> <u>gangenheit</u> hineinsehn und Dinge sehn, die seit 100 Jahren nicht mehr sind, aber vor 100 Jahren an dieser Stelle waren. So stellte sich einer Som- nambule, von der Kerner erzählt, eine von ihr genau beschriebene <u>häusliche Scene</u> dar, die sich vor einem Jahrhundert zugetragen haben mochte, da die von ihr beschrieb: Personen vorhandenen Portraits glichen, die die Somnambule aber nicht gesehen hatte.</p> <p>Schopenhauer nennt dies auch Nachklänge da- gewesener Erscheinungen, weist nach, daß die- se Erscheinungen am öftesten da vorkommen, wo <u>leibliche Ueberreste</u> (Kirchen, Kirchhöfe, Schlachtfelder etc) auch Sachen u. Kleider etc. vorhanden sind und bringt dies in Verbindung</p>	<p>len nur durch irgend ein leibliches Verbindungsglied, z. B. ein Tuch, welches der Kranke, [...] über dessen Gesund- heitszustand sie berichten soll, in Rapport gesetzt wird und dadurch ein Bild von ihnen erhält; [...].«</p>
SBB St 58, 41, TFA Pa 7.2 [1] j. 11	<p>oder Vergleich mit dem Herstellen des <u>Rapports</u> zwischen einer Somnambule und eines Kranken, blos durch Auflegung eines Tuches des Kranken auf die Herzgrube der Somnambulen.</p> <p>Von <u>gespenstischer Realität</u>, so etwa fährt er fort, kann hierbei keine Rede sein. Solch Gespenst hat nicht mehr Realität als die Erscheinung dessen, <u>der sich selbst sieht</u>; das <u>Traumorgan</u> producirt</p>	<p><i>Von <u>gespenstischer Realität</u>, ...] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit <u>zusammenhängt</u>, 303 f.: »Nach dem Gesagten versteht es sich von selbst, daß einem auf diese Weise erscheinenden Gespenste nicht die unmit-</i></p>

	<p>diese Erscheinungen aus Anlaß irgend eines Ueberbleibels, irgend einer zurückgelassenen Spur.</p> <p>Hierhin gehört auch das sich doppelt Wähnen, das dem Sterben oft vorausgeht. »Wie geht es?« »O, besser, seit wir im Bette zwei sind.« Bald drauf starb er.</p>	<p>telbare Realität eines gegenwärtigen Objekts beizulegen ist; wiewohl ihm mittelbar doch eine Realität zum Grunde liegt: nämlich was man da sieht, ist keineswegs der Abgeschiedene selbst, sondern es ist ein bloßes εἰδωλον, ein Bild Dessen, der ein Mal war, entstehend im Traumorgan eines hierzu disponirten Menschen; auf Anlaß irgend eines Ueberbleibels, irgend einer zurückgelassenen Spur. Dasselbe hat daher nicht mehr Realität, als die Erscheinung Dessen, der sich selbst sieht, oder auch von Andern dort wahrgenommen wird, wo er sich nicht befindet.«</p> <p>Hierhin gehört ...] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 304: »[...] desgleichen die nicht seltene Thatsache, daß Kranke, wann dem Tode nahe, sich im Bette doppelt vorhanden wähnen. »Wie geht es?« fragte hier vor nicht langer Zeit ein Arzt seinen schwer darniederliegenden Kranken: »jetzt besser, seitdem wir im Bette zwei sind,« war die Antwort: bald darauf starb er.«</p>
<p>SBB St 58, 42, TFA Pa 7,2 [1]j. 11 und TFA Pa 7,2 [1]j. 12</p>	<p>Schopenhauer sagt dann: »Ich bin der Meinung, daß die meisten wirklich gesehenen Erscheinungen Verstorbenen zu dieser Kategorie der Visionen gehören und ihnen demnach – zwar – eine vergangene (denn sie waren einmal) aber keineswegs eine gegenwärtige, geradezu objektive Realität entspricht.</p> <p>(Hier die ganze S. 306 bis Mitte 307).</p>	<p>Schopenhauer sagt dann] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 306: »Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß die allermeisten wirklich gesehnen Erscheinungen Verstorbenen zu dieser Kategorie der Visionen gehören und ihnen demnach zwar eine vergangene, aber keineswegs eine gegenwärtige, geradezu objektive Realität entspricht: [...]«</p> <p>(Hier die ganze S. 306 bis Mitte 307.) Vgl. Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 306 f.: Schopenhauer gibt hier Belege für die Annahme, derartige Visionen würden durch ein »Ueberbleibel« des Verstorbenen hervorgerufen: »Und somit könnte es sein, daß auch leichtere, unsern Sinnen kaum mehr wahrnehm-</p>

Signatur	<p>Fontane</p> <p><u>Revelationen</u> – Enthüllungen, Offenbarungen.</p> <p>Daß zwei Personen dieselbe Erscheinung eines Verstorbenen haben können, läßt sich auf die <u>Ansteckungsfähigkeit</u> des Somnambulismus etc zurückführen.</p> <p>(Deuteroskopie – dasselbe wie <i>second sight</i>). Also: »Verstorbene sehen ist in den meisten Fällen <u>retrospektive Deuteroskopie</u>.« –</p>	<p>Schopenhauer</p> <p>bare Spuren, wie z. B. längst vom Boden eingesogene Blutropfen, oder vielleicht gar das bloße von Mauern eingeschlossene Lokal, wo einer, unter großer Angst, oder Verzweiflung, einen gewaltsamen Tod erlitt, hinreichten, in dem dazu Prädisponirten eine solche rückwärts gekehrte Deuteroskopie hervorzurufen. [...] Die besagten objektiven Anlässe spielen bei diesem durch das Traumorgan vermittelten Erkennen des Vergangenen gewissermaßen die Rolle, welche bei dem normalen Denken der <i>nexus idearum</i> seinen Gegenständen ertheilt.«</p> <p><u>Revelationen</u> – ...] Vgl. <i>Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 307: »Wenn nun aber, [...] erzählt wird, die erscheinenden Verstorbenen hätten dem sie Schauenden gewisse, bis dahin unbekanntere Thatsachen <i>revelirt</i>; so ist Dies zuvörderst nur auf die sichersten Zeugnisse hin anzunehmen und bis dahin zu bezweifeln: [...].«</p> <p><i>Daß zwei Personen ...] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 307 f.: »Imgleichen läßt sich, daß die erscheinende Gestalt eines Verstorbenen bisweilen von zwei Personen gesehn und gehört worden, auf die bekannte Ansteckungsfähigkeit sowohl des Somnambulismus, als auch des zweiten Gesichts, zurückführen.«</p>
SBB St 58,	S. 308. Der lebhaftige und sehnsüchtige Gedanke	S. 308. ...] <i>Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was</i>

43.
TFA Pa 7,2
[1] j. 12

eines Andern, namentlich eines Sterbenden vermag die Vision seiner Gestalt in unsrem Gehirn zu erregen, nicht als bloßes Phantasma, sondern so, daß es leibhaftig oder von der Wirklichkeit ununterscheidbar vor uns steht. Der Fall kommt so oft vor, daß man ihn als thatsächlich hinnehmen muß.

Auch hier –d. h. bei den Visionen im Wachen,– meint S., ist das Traumorgan das Medium der Anschauung.

Er giebt ein Beispiel S. 308 unten,

damit zusammenhängt, 308: »8) Der lebhaft und sehnsüchtige Gedanke eines Andern an uns vermag die Vision seiner Gestalt in unsrem Gehirn zu erregen, nicht als bloßes Phantasma, sondern so, daß sie, leibhaftig und von der Wirklichkeit ununterscheidbar, vor uns steht.«

Auch hier –d. h. bei den Visionen im Wachen,–] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 310: »Folglich ist, wie in solchen Träumen, so auch in den wachenden Visionen dieser Klasse, das Traumorgan das Medium der Anschauung.«

Er giebt ein Beispiel S. 308 unten] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 308 f.: »Vor Kurzem starb, hier in Frankfurt, im jüdischen Hospitale, bei Nacht, eine kranke Magd. Am folgenden Morgen ganz früh trafen ihre Schwester und ihre Nichte, von denen die Eine hier, die andre eine Meile von hier wohnt, bei der Herrschaft derselben ein, um nach ihr zu fragen; weil sie ihnen beiden in der Nacht erschienen war. Der Hospitalseher, auf dessen Bericht diese Thatsache beruht, versicherte, daß solche Fälle öfter vorkämen.«

und ein andres 310 etwas vor der Mitte.

und ein andres 310 ...] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 310: »[...] der 5 Fälle berichtet, in welchen er absichtlich, durch seinen Willen, genau bestimmte Träume in Andern bewirkt hat: da nun aber, [...], die betreffende Person noch nicht zu Bette gegangen war, hatte sie, [...], die beabsichtigte Erscheinung im Wachen und ganz wie eine Wirklichkeit.«

Dann die St. Augustinus Geschichte S. 309.

Dann die St. Augustinus Geschichte ...] Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 309:

Signatur	Fontane	Schopenhauer
<p>SBB St 58, 44, TFA Pa 7,2 [1] j. 12</p>	<p>Alle diese <u>Visionen</u> entstehen jedenfalls <u>nicht</u> mittelst Einwirkung von außen auf die Sinne, sondern vermöge einer magischen Wirkung des Willens. (Er führt das noch ein wenig weiter aus und zwar sehr hübsch, S. 310 unten.)</p>	<p>»Viel seltener hingegen ist es, daß Menschen, bei voller Gesundheit, diese Wirkung hervorzubringen vermögen: [...] Den ältesten giebt St. Augustinus, zwar aus zweiter, aber, seiner Versicherung nach, sehr guter Hand; [...] im Verfolg der Worte: <i>Indicavit et alius se domi suae</i> etc. Hier erscheint nämlich was der Eine träumt dem Andern im Wachen als Vision, die er für Wirklichkeit hält; [...]«</p> <p>Alle diese <u>Visionen</u> entstehen [...] <i>Parerga</i> I. <i>Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 310 unten: »Offenbar also entstehen die Visionen dieser Art, so täuschend und leibhaftig sich auch in ihnen die erscheinende Person darstellt, keineswegs mittelst Einwirkung von Außen auf die Sinne, sondern vermöge einer magischen Wirkung des Willens Desjenigen, von dem sie ausgeht, auf den Andern, also auf das Wesen an sich eines fremden Organismus, der dadurch, von innen aus, eine Veränderung erleidet, die nummehr, auf sein Gehirn wirkend, daselbst das Bild des solchermaßen Einwirkenden eben so lebhaft erregt, wie eine Einwirkung mittelst der, von dessen Leibe auf die Augen des Andern zurückgeworfenen Lichtstrahlen es nur irgend könnte.«</p>
	<p>Es ist hierbei nicht nöthig, daß der den <u>Willen</u> ausübende und durch ihn Wirkende ein Sterbender ist, er kann auch frisch und gesund sein. So entsteht das was wir <u>Doppelgänger</u> nennen.</p> <p>Nun die ganze Seite 311 die so zu sagen sein Glaubensbekenntniß giebt, das darin besteht: daß diese <u>Erscheinungen</u> unzweifelhaft sind, aber <u>nicht</u></p>	<p>... <i>Doppelgänger</i> nennen] <i>Parerga</i> I. <i>Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 310 f.: »Eben die hier zur Sprache gebrachten Doppelgänger, als bei welchen die erscheinende Person offenkundig am Leben, aber abwesend ist, auch in der Regel von ihrer Erscheinung</p>

durch äußere Einwirkung auf die Sinne, sondern von innen heraus durch Einwirkung auf Geist und Seele geboren werden.

Er geht nun zu den eigentlichsten Geistererscheinungen oder Gespenstern über, zu dem *Erscheinen* der Todten, wo von Hallucinationen und Visionen nicht länger die Rede ist, sondern jene, die Todten, sind eben da. Er bemerkt sehr richtig; dies ohne Weiteres bestreiten wollen ist absurd und könnte consequenterweise auch der thun, der davon ausgeht:

nicht weiß, geben uns den richtigen Gesichtspunkt für die Erscheinungen Sterbender und Gestorbener, also die eigentlichen Geistererscheinungen, an die Hand, indem sie uns lehren, daß eine unmittelbare reale Gegenwart, wie die eines auf die Sinnen wirkenden Körpers, keineswegs eine nothwendige Voraussetzung derselben sei. Gerade diese Voraussetzung aber ist der Grundfehler aller früheren Auffassung der Geistererscheinungen, sowohl bei der Bestreitung, als bei der Behauptung derselben. Jene Voraussetzung beruht nun wieder darauf, daß man sich auf den Standpunkt des *Spiritualismus*, statt auf den des *Idealismus*, gestellt hatte. Jenem nämlich gemäß ging man aus von der völlig unberechtigten Annahme, daß der Mensch aus zwei grundverschiedenen Substanzen bestehe, einer materiellen, dem Leibe, und einer immateriellen, der sogenannten Seele.«

... zu den eigentlichsten Geistererscheinungen] *Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt*, 311 f.: »9) Der letzte in unsere Betrachtung eingehende Fall nun wäre, daß die [...] magische Einwirkung auch noch nach dem Tode ausgeübt werden könnte, wodurch dann eine eigentliche Geistererscheinung, mittelst direkter Einwirkung, also gewissermaßen die wirkliche, persönliche Gegenwart eines bereits Gestorbenen, welche auch Rückwirkung auf ihn zuließe, Statt fände. Die Ableugnung *a priori* jeder Möglichkeit dieser Art [...] kann auf nichts Anderem beruhen, als auf der Ueberzeugung, daß der Tod die absolute Vernichtung des Menschen sei; es wäre denn, daß sie sich auf den protestantischen Kirchenglauben stützte, nach welchem Geister darum nicht erscheinen können, weil sie, gemäß dem während der wenigen Jahre des irdischen Lebens gehegten Glauben oder

Signatur	Fontane	Schopenhauer
<p>SBB St 58, 45, TFA Pa 7,2 [1] j. 12 und TFA Pa 7,2 [1] j. 13</p>	<p>Der Tod ist die Vernichtung des Menschen. Ist der Mensch aber nicht vernichtet, existiert er noch irgendwo und wie, so kann man nicht sagen: es sei unmöglich, daß er seine Existenz manifestire. Hier die ganze Stelle lesen von 311 an, unten letzte Zeile.</p> <p>Ist am Menschen irgend etwas Unzerstörbares, so ist – in der That – a priori nicht einzusehn, daß das, was die wundervolle Erscheinung des Lebens hervorbrachte, nach Beendigung derselben – zu – jeder Einwirkung auf die noch Lebenden unfähig sein sollte.</p> <p>Nachweise sind aber doch hier so schwer, weil – abgesehen von Lüge und Täuschung – diese Erscheinungen doch immer auch noch in die Kategorie der Visionen gehören können, also Einwirkung von etwas thatsächlich Vorhandenem</p>	<p>Unglauben, entweder dem Himmel mit seinen ewigen Freuden, oder der Hölle, mit ihrer ewigen Qual, gleich nach dem Tode, auf immer zugefallen seyen [...]; daher [...] alle dergleichen Erscheinung von Teufeln, oder von Engeln, nicht aber von Menschengeistern, herrühren; [...]. Die katholische Kirche hingegen, welche schon im 6. Jahrhundert, namentlich durch Gregor den Großen, jenes absurde und empörende Dogma, sehr einsichtsvoll, durch das zwischen jene desperate Alternative eingeschobenen Purgatorium verbessert hatte, läßt die Erscheinung der in diesem vorläufig wohnenden Geister, und ausnahmsweise auch anderer, zu; [...].«</p>
		<p><i>Ist am Menschen irgend etwas Unzerstörbares!</i> Parerga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt, 313: »Ist hingegen am Menschen, außer der Materie, noch irgend etwas Unzerstörbares; so ist wenigstens a priori nicht einzusehn, daß jenes, welches die wundervolle Erscheinung des Lebens hervorbrachte, nach Beendigung derselben, jeder Einwirkung auf die noch Lebenden durchaus unfähig seyn sollte. Die Sache wäre demnach allein a posteriori, durch die Erfahrung, zu entscheiden: Dies aber ist um so schwieriger, als, [...], selbst die wirkliche Vision, in welcher ein Verstorbener sich darstellt, gar wohl</p>

	<p>(Kleider, Ueberreste) auf das Traumorgan.</p>	<p>einer der bis hieher von mir aufgezählten acht Arten angehören kann; [...]«</p>
<p>SBB St 58, 46, TFA Pa 7,2 [1] j. 13</p>	<p>S. 315 »Der Charakter und Typus der Geistererscheinungen ist ein so fest bestimmter und eigenthümlicher; daß der Geübte beim Lesen einer solchen Geschichte beurtheilen kann, ob sie eine erfundene, oder auf <u>optischer Täuschung beruhende</u>, oder aber eine <u>wirkliche Vision</u> ist.«</p>	<p>S. 315] <i>Parenga I. Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt</i>, 315: »Der Charakter und Typus der Geistererscheinungen ist ein so fest bestimmter und eigenthümlicher, daß der Geübte beim Lesen einer solchen Geschichte beurtheilen kann, ob sie eine erfundene, oder auch auf optischer Täuschung beruhende, oder aber eine wirkliche Vision gewesen sei. Es ist wünschenswerth und steht zu hoffen, daß wir bald eine Sammlung Chinesischer Gespenstergeschichten erhalten mögen, um zu sehn, ob sie nicht auch, im Wesentlichen, ganz den selben Typus und Charakter wie die unsrigen, tragen und sogar in den Nebenumständen und Einzelheiten eine große Uebereinstimmung zeigen; welches alsdann bei so durchgängiger Grundverschiedenheit der Sitten und Glaubenslehren, eine starke Beglaubigung des in Rede stehenden Phänomens überhaupt abgeben würde.«</p>
<p>SBB St 58, 47, TFA Pa 7,2 [1] j. 13</p>	<p>S. 486. <u>Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</u>. Das produktive Talent – oder Genie – ist das <u>Männliche</u>, der auffassende, urtheilende Geschmack das <u>Weibliche</u>. Jenes erzeugt, dieses <u>empfängt</u> und hat die Fähigkeit zu <u>empfangen</u>, d.h. das Rechte, das Schöne, das Passende als solches zu erkennen. Dies ist wieder sehr fein und im Ganzen auch wohl richtig. Im Gespräch würd' ich es entzückend finden; aber gedruckt – was ich so oft bei seinen Sachen empfinde – ist es doch nicht recht stichhaltig. Man kann doch unmöglich sagen, daß</p>	<p>S. 486. <u>Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</u>: <i>Parenga II. 20. Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</i>. § 241, 486: »Der auffassende, urtheilende Geschmack ist gleichsam das Weibliche zum Männlichen des produktiven Talents, oder Genies. Nicht fähig zu <u>erzeugen</u>, besteht er in der Fähigkeit zu <u>empfangen</u>, d. h. das Rechte, das Schöne, das Passende, als solches zu erkennen, – wie auch dessen Gegentheil; also das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, Jenes herauszufinden und zu würdigen, Dieses zu verwerfen.«</p>

Signatur	Fontane	Schopenhauer
SBB St 58, 48, TFA Pa 7,2 [1] j. 13	<p>die »Fähigkeit zu empfangen« die Fähigkeit sei »das Rechte, das Schöne, das Passende als solches zu erkennen«. Ein geistreicher Vergleich, der so hingeworfen passiren mag,</p> <p>verlockt ihn zu einer Motivirung, die einen erst recht fühlbar macht, daß es doch nicht recht klappt und stimmt.</p> <p>S. 486 oder 87. Auch die Eintheilung der <u>Schriftsteller</u> in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne stimmt wohl nicht ganz. Die Planeten gehören freilich nur einem besondern Sonnensysteme an, innerhalb dieses aber (glaub ich) sieht man sie immer. Doch irr ich mich hier vielleicht.</p>	
	<p>S. 486 oder 87.] Parerga II. 20. Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm. § 242, 486 f.: »Die Schriftsteller kann man eintheilen in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. – Die Ersteren liefern die momentanen Knalleffekte: man schauet auf, ruft siehe da! und auf immer sind sie verschwunden. – Die zweiten, also die Irr- und Wandelsterne, haben viel mehr Bestand. Sie glänzen, wiewohl bloß vermöge ihrer Nähe, oft heller, als die Fixsterne, und werden von Nichtkennern mit diesen verwechselt. Inzwischen müssen auch sie ihren Platz bald räumen, haben zu dem nur geborgtes Licht und eine auf ihre Bahngossen (Zeitgenossen) beschränkte Wirkungssphäre. Sie wandeln und wechseln: ein Umlauf von einigen Jahren Dauer ist ihre Sache. – Die Dritten allein sind unwandelbar, stehn fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu Einer Zeit, wie zur andern, indem sie ihr Ansehn nicht durch die Veränderung unsers Standpunkts ändern, da sie keine Parallaxe haben. Sie gehören nicht, wie jene Andern, einem System (Nation) allein an, sondern der Welt.«</p> <p>S. 487.: Parerga II. 20. Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm. § 243, 487: »Zum Maaßstab eines Genies soll</p>	<p>S. 486 oder 87.] Parerga II. 20. Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm. § 242, 486 f.: »Die Schriftsteller kann man eintheilen in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. – Die Ersteren liefern die momentanen Knalleffekte: man schauet auf, ruft siehe da! und auf immer sind sie verschwunden. – Die zweiten, also die Irr- und Wandelsterne, haben viel mehr Bestand. Sie glänzen, wiewohl bloß vermöge ihrer Nähe, oft heller, als die Fixsterne, und werden von Nichtkennern mit diesen verwechselt. Inzwischen müssen auch sie ihren Platz bald räumen, haben zu dem nur geborgtes Licht und eine auf ihre Bahngossen (Zeitgenossen) beschränkte Wirkungssphäre. Sie wandeln und wechseln: ein Umlauf von einigen Jahren Dauer ist ihre Sache. – Die Dritten allein sind unwandelbar, stehn fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu Einer Zeit, wie zur andern, indem sie ihr Ansehn nicht durch die Veränderung unsers Standpunkts ändern, da sie keine Parallaxe haben. Sie gehören nicht, wie jene Andern, einem System (Nation) allein an, sondern der Welt.«</p> <p>S. 487.: Parerga II. 20. Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm. § 243, 487: »Zum Maaßstab eines Genies soll</p>

	<p>schlieft. Sehr wahr.</p> <p>S. 488. Ueber <u>Kritik</u>. Brillant.</p> <p>Labruyere sagt: »Nach dem Unterscheidungsvermögen, sind Perlen und Diamanten das Seltenste in der Welt.« <u>Unterscheidungsvermögen</u> ist also doch noch rarer. Sehr wahr.</p>	<p>man nicht die Fehler in seinen Produktionen, oder die schwächeren seiner Werke nehmen, um es dann danach tief zu stellen; sondern bloß sein Vortrefflichstes. Denn auch im Intellektuellen liebt Schwäche und Verkehrtheit der menschlichen Natur so fest an, daß selbst der glänzendste Geist nicht durchweg und jederzeit von ihnen frei ist.«</p> <p>S. 488] <i>Parerga</i> II. 20. <i>Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</i>. § 244, 488: »Kritiker giebt es, deren Jeder vermeint, bei ihm stände es, was gut und was schlecht seyn solle; indem er seine Kindertrompete für die Posaune der Fama hält. – Wie eine Arznei nicht ihren Zweck erwirkt, wann die Dosis zu stark gewesen; eben so ist es mit S t r a f f e n und K r i t i k e n, wenn sie das Maaß der Gerechtigkeit überschreiten.«</p> <p><i>Labruyere</i> sagt] <i>Parerga</i> II. 20. <i>Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</i>. § 245, 488: »Daher ist es leider so wahr, wie artig gewendet, was <i>Labruyere</i> sagt: <i>après l'esprit de discernement, ce qu'il y a au monde de plus rare, ce sont les diamans et les perles</i>. Unterscheidungsvermögen, esprit de discernement, und demnach Urtheilskraft, daran gebricht es.«</p>
<p>SBB St 58, 49, TFA Pa 7,2 [1] j. 13 und TFA Pa 7,2 [1] j. 14</p>	<p>S. 489 An Gutem und Schlechtem gleich viel Geschmack Fand zu allen Zeiten das dumme Pack.</p> <p>»So wurde beispielsweise der unvergleichliche Walter Scott bald durch unwürdige Nachahmer</p>	<p>S. 489] <i>Parerga</i> II. 20. <i>Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</i>. § 245, 489: »Darum eben hebt <i>Yriarte</i>⁴⁸ die 28ste seiner Litteratur-Fabeln an mit: / <i>Siempre acostumbra hacer el vulgo necio / De lo bueno y lo malo igualaprecio</i>.«</p> <p>»So wurde beispielsweise ...] <i>Parerga</i> II. 20. <i>Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</i>. § 245, 489: »So mußten auch <i>Sha-</i></p>

Signatur	Fontane	Schopenhauer
	<p>aus der Aufmerksamkeit des großen Publikums verdrängt.«</p> <p>S. 489 und 90. Die zwei Strophen von <u>Feuchtersleben</u>, namentlich die zweite, sehr schön.</p> <p>S. 491. Die Zeit ist ritterlich-gerecht. Tempo è galant-uomo. »Die Zeit übt Gerechtigkeit, aber langsam wie weiland das Reichskammergericht.«</p> <p>»-Auch die- längst anerkannten Werke des Genies werden von den Menschen meist nur auf <u>Autorität</u> hin verehrt, ohne sie in <u>Wahrheit</u> zu verstehen, zu genießen, zu schätzen.«</p>	<p>kespeare's Dramen, [...], denen von Ben Johnson, Massinger, Beaumont, und Flischer Platz machen [...]. So wurde Kant's ernste Philosophie durch Fichte's Windbeutel, Schellings Eklektismus und Jakobi's widrigsüßliches [...] Gefasel verdrängt, bis [...] zuletzt [...] ein ganz erbärmlicher in einer Allen zugänglichen Sphäre sehen wir den unvergleichlichen Walter Scott bald durch unwürdige Nachahmer aus der Aufmerksamkeit des großen Publikums verdrängt werden.«</p> <p>S. 489 und 90: <i>Parerga</i> II. 20. <i>Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</i>. § 245, 489 f.: »[...] wie der so früh dahingeschiedene F e u c h t e r s l e b e n⁴⁹ es originell und schön schildert:</p> <p>»Ist doch – rufen sie vermessen – / Nichts im Werke, nichts gethan! / Und das Große reift indessen / Still heran. // Es erscheint nun: niemand sieht es, / Niemand hört es im Geschrei. / Mit bescheid'ner Trauer zieht es / Still vorbei.«</p> <p>S. 491.] <i>Parerga</i> II. 20. <i>Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</i>. § 245, 491: »Allerdings wird, mit der Zeit, Jedem volle Gerechtigkeit (<i>tempo è galant-uomo</i>), allein so spät und langsam, wie weiland vom Reichskammergericht, und die stillschweigende Bedingung ist, daß er nicht mehr lebe. [...]</p> <p>Daß nun also die Menschen das ächte Verdienst, wenn es in ihrer eigenen Zeit auftritt, so schwer erkennen, beweist aber, daß sie auch die längst anerkannten Werke des Genies, welche sie auf Auktorität verehren, weder verstehen, noch genießen, noch eigentlich schätzen.«</p>

<p>S. 492. Den Feuerwerker und die Blindenanstalt. Brillant.</p>	<p>S. 492.: <i>Parerga</i> II. 20. <i>Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</i>. § 246, 492: »Demnach bedarf ein schönes Werk eines empfindenden Geistes, ein gedachtes Werk eines denkenden Geistes, um wirklich dazuseyn und zu leben. Allein, nur gar zu oft kann Dem, der ein solches Werk in die Welt schickt, nachher zu Muth werden, wie einem Feuerwerker, der sein lange und mühsam vorbereitetes Erzeugniß endlich mit Enthusiasmus abgebrannt hat und dann erfährt, daß er damit an den unrechten Ort gekommen, und sämtliche Zuschauer die Zöglinge der Blindenanstalt gewesen seien. Und doch ist er so immer noch besser daran, als wenn er ein Publikum von lauter Feuerwerkern gehabt hätte; da, in diesem Fall, wenn seine Leistung außerordentlich gewesen, sie ihm den Hals hätte kosten können.«</p>
<p>S. 493. – (Die ganze Seite)– Der Prozeß wie das Gewicht der Stimme die Zahl derselben unterkriegt, brillant. <i>li seitlich</i>:! Ganz wundervoll. Ersten Rang.</p>	<p>S. 493.: <i>Parerga</i> II. 20. <i>Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm</i>. § 247, 493: »Demnach hat man, dies Alles wohl erwogen, sich nicht zu wundern, daß sie so spät, vielmehr daß sie jemals Beifall und Ruhm erlangen. Dies geschieht nur auch eben durch einen langsamen und complicirten Proceß, indem nämlich jeder schlechte Kopf allmählig, gezwungen und gleichsam gebändigt, das Uebergewicht des zunächst über ihm stehenden anerkennt und so aufwärts, wodurch es nach und nach dahin kommt, daß das bloße Resultat des Gewichtes der Stimmen das der Zahl derselben überwältigt; welches eben die Bedingung alles achten, d. h. verdienten Ruhmes ist.«</p>
<p>SBB St 58, 50, TFA Pa 7,2 [1] J, 14</p>	<p>S. 497. Die Stellen über <u>Selbstbewußtsein</u> und das alte Thema »nur die Lumpen sind bescheiden« sind mißlich. Er citirt Shakespeare, der in seinen Sonetten beständig von der Unsterblichkeit seiner Verse spricht. Dies Beispiel ist schlecht. Denn ohne sei-</p>

Signatur	<p>Fontane</p> <p>ne Dramen würde sich die Welt schwerlich noch um die »unsterblichen Sonette« kümmern. Sie sind gut, würden aber doch vergessen sein. Das Selbstbewußtsein richtet sich also hier auf Dinge, die desselben allenfalls entzathen konnten. Es ist mehr ein Beispiel dafür: wie man sich irren kann. (Das ganze XX. Kapitel: Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm ist fast ohne Ausnahme mustergiltig. Freilich spricht er auch hier zu sehr als er und nach allerpersönlichsten Erfahrungen. Für andre stellt sichs günstiger. Aber trotz [li seitlich:] dem, – es ist schön!]⁵⁰</p>	<p>Schopenhauer</p> <p>B e s c h e i d e n h e i t eines Mannes von Verdienst freuen, habe ich auseinandergesetzt in meinem Hauptwerke. [...] – S h a k e s p e a r e deklariert, in vielen seiner Sonette, also wo allein er von sich sprechen konnte, mit eben so viel Sicherheit, wie Unbefangenheit, was er schreibt für unsterblich.«</p>
<p>SBB St 58, 51, TFA Pa 7,2 [1] J. 14</p>	<p>Plauerhof – Westhavelland – Gutsbesitzer Wieseke [!], Fanatischer Anhänger Schopenhauers S. Gwinner S. 71.</p>	<p>S. Gwinner S. 71] Gwinner. 3. Wie er aussah, 70 f.: »Die nach einem lebensgrossen Oelgemälde von Julius Lunte- schütz bei Sachse in Berlin erschienene Lithographie hat den Verdienst, die Züge des grossen Denkers zuerst vielfältig zu haben; den geistigen Gehalt des Kopfes gibt sie nicht wieder. Das ungleich bessere Original befindet sich in den Händen des Gutsbesitzers C. F. Wiesike auf Plauerhof, eines der zahlreichen fanatischen Anhänger unsers Philosophen, der für dies Bild eine besondere Kapelle erbaute und dem Meister zu seinem siebenzigsten Geburtstag einen kolossalen silbernen Pokal schickte.«</p> <p>Gwinner S. 55.] Gwinner. 2. Wie er bliithe, 55: Gwinner nennt hier Schopenhauers ästhetische Vorlieben und sagt: »Überhaupt war sein ästhetisches Gefühl technisch</p>

Prof. Buschmann
Pitaval,⁵¹

Gwinner S. 55. Sehr schön und wichtig.

nicht in dem Maasse begabt, wie es viele seiner Leser vermuthen. Die Schwerkraft seines Geistes lag so ganz auf einer andern Seite, dass es vielmehr zu bewundern ist, wenn er auch nur in einzelnen Gebieten der Aesthetik [...] Talent des Sinnes verräth. Die reichen Anschauungen, die ihm sein Leben bot, darf man hierbei nicht in Betracht ziehen; denn was nicht in dem Menschen liegt, kommt nie durch Anschauen in ihn hinein.«

S. 59.] Gwinner. 2. *Wie erblühte*, 59: »[...] Jean Paul folgte später mit der kurzen, aber vollstimmigen Dithyrambe: »Ein genial philosophisches Kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe – vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht.«

S. 61.): Gwinner. 2. *Wie erblühte*, 61: »[...] und schon im Frühjahr 1822 floh er wieder in den ihm lieb gewordenen Süden. Klima und Lebensweise in Berlin sagten ihm nicht zu. Man lebe dort wie auf einem Schiff: alles sei rar, theurer, schwer zu haben, die Comestibeln ausgetrocknet und dürr; die Spitzbübereien und Betrügereien jeder Art dagegen ärger als im Land wo die Citronen blühen.«

S. 63 u. 64.] Gwinner. 2. *Wie erblühte*, 63 f.: »In derselben Zeit [seines *Berliner Aufenthalt*es, Hrsg.] machte er die persönliche Bekanntschaft Alexander v. Humboldt's, dem er sich anfangs, wie Fichten, mit Verehrung näherte, bald aber fremd fühlte. Er fand nur ein großes Talent, wo er Geist vermuthet; nur *scientia*, wo er *sapientia* gesucht hatte.«

— S. 59. Jean Paul über Schopenhauer.

— S. 61. Schopenhauer über Berlin; sehr gut.

— S. 63 u. 64. Schopenhauer über Humboldt.

Signatur	Fontane [li seitlich:] S. 77. Die Ueberzeugungskraft seiner Rede.	Schopenhauer S. 77.] Gwinner. 4. Wie er sprach, 77: »Er ging jederzeit ganz auf in dem was er sprach und gab nicht acht darauf, was nebenher etwa vorging. Philister, die dabei sassen und den Rauch ihrer Cigarren vor sich hinbliesen, fühlten oft das grösste Unbehagen, einen Menschen neben sich zu haben, dem das Gespräch keine Erholung, sondern ein Geschäft zu sein schien [...]. So subjectiv und passionirt aber auch seine Unterhaltung war, fiel etwas vor, das seine Aufmerksamkeit davon abzuziehen vermochte, so sah man ihn plötzlich verstummen und in einem Grade betrachtend und objectiv werden, welcher der Zerstreuungheit des <i>bipes vulgaris</i> völlig uneigen ist.«
SBB St 58, 52, 26054	Igestr. Rückseite] ²	

Anmerkungen

- 1 Hugo Aust: *Fontane und die Philosophie* in: *Fontane Handbuch*. Hrsg. von Christian Grawe und Helmuth Nürnberger. Tübingen 2000, 394–405, hier: Schopenhauer, 395–400.
- 2 Arthur Schopenhauer: *Parerga und Paralipomena*: Kleine philosophische Schriften. 2 Bde. Berlin: A. W. Hayn 1851. Zur frühen Schopenhauer-Rezeption in Kunst und Literatur vgl. Søren R. Fauth, Børge Kristiansen in *Schopenhauer-Handbuch*. Hrsg. von Matthias Koßler und Daniel Schubbe. Stuttgart 2014, 347 ff.
- 3 Arthur Schopenhauer in Theodor Fontane: *Aufzeichnungen zur Literatur. Ungedrucktes und Unbekanntes*. Hrsg. von Hans-Heinrich Reuter. Berlin, Weimar 1969, 51–62 (im Folgenden: AzL); Auszug in *Sinn und Form*. Berlin. 13. Jg. (1961), Heft 5/6, 708–712.
- 4 GBA *Tagebücher* II, 44.
- 5 An Karl und Emilie Zöllner, 14.7.1873: HFA IV, 2, 435; Chronik, 1853.
- 6 Fontane las: *Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1764–1805*. Hrsg. von Wilhelm Vollmer. 2 Bde. 3. Aufl. Stuttgart: Cotta 1870. Seine handschriftlichen Exzerpte waren 1933 von Julius Petersen erworben worden und befinden sich heute in der Fontane-Sammlung der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, NL Fontane 191, IV.1 – IV.3; vgl. Hermann Kunisch: *Julius Petersens Fontane-Nachlass. Bericht und Edition*. In: *Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz* 20 (1984), 293–297. Auszüge in AzL, 10–16, übernommen in NFA XXI, 2, 98–112 (801–809).
- 7 GBA *Tagebücher* II, 50 und Brief an Mathilde von Rohr, 26.3.1874: HFA IV,2, 457. Zu Carl Windel vgl. auch Lothar Weigert: »*Mein pessimistischer Freund*«. *Fontane und Hofprediger Carl Windel*. In: *Fontane Blätter* 91 (2011), 92–120.
- 8 HFA III, 4, 1049 ff. Vgl. auch den Trinkspruch auf Scherenberg, 14.8.1876, HFA I, 6, 518: »Windel auch, [...] gab er mir ein kleines Stichwort / Aus dem Schatz des Pessimismus. / Und das Wort, es ward ein Riese, / Und sein Name: Schopenhauer.«
- 9 Vgl. an Alexander Gentz, 25.5.1874 über diesen mehrtägigen Aufenthalt: HFA IV, 2,461. Vgl. dazu auch die Hinweise in *Fünf Schlösser*. GBA *Wanderungen* 5, 544–561 und Fontanes Aufzeichnungen im Notizbuch A 16 (Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, vormals im Theodor-Fontane-Archiv). Einen Überblick auch in *Fontanes Plaue*. Hrsg. von Gunter Dörhöfer, Annette Geiseler. Plaue a.d. Havel 2010.
- 10 An Karl Zöllner, 14.7.1875: HFA IV,2, 501. Schon der junge Nietzsche hatte die Gepflogenheiten des Hauses Wiesike beschrieben; vgl. ders., 6.8.1868 an Erwin Rohde, zitiert nach Arthur Hübscher: *Melusine*. In: *Schopenhauer-Jahrbuch für das Jahr 1970*. Hrsg. von dems. Frankfurt am Main 1970, 154 f.
- 11 Theodor Fontane: *Plaue a. d. Havel* in: *Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg*. In GBA *Wanderungen* 5, 101–142. Zuerst erschienen in der *Vossischen Zeitung* vom 13.–23. Juni 1888.
- 12 Vgl. dazu Winfried H. Müller-Seyfarth: »*Ist mir aber ein Apostel!*« *Wiesike, der praktizierende Schopenhauerianer und Freund Fontanes*. In: *Fontane Blätter* 101 (2015), 42–59.

13 Ebd., 132, wo Fontane Ernst Otto Lindner, Redakteur, dann Chefredakteur der *Vossischen Zeitung*, erwähnt; vgl. *Schopenhauer-Handbuch*, 271.

14 GBA *Wanderungen* 5, 134–139.

15 An Emilie Fontane, 18.3.1857: GBA *Ehebriefwechsel* II, 37: »Das Beste, was ich weiß, habe ich durch Umgang, Erzählung, Lektüre gelernt. Jetzt muß ich schreiben, um mir über die Dinge klar zu werden; statt der lichtgebenden Debatte ein – Artikel [und das gefällt mir nicht, weil es verhältnismäßig langweilig ist].«

16 Arthur Schopenhauer: *Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften*. 2 Bde. Berlin: A. W. Hayn 1851. Die deutsche Fassung der Rezension erschien in der *Vossischen Zeitung*, deren Chefredakteur Ernst Otto Lindner ein Schopenhauerianer der ersten Stunde war; zur frühen Schopenhauer-Rezeption in Kunst und Literatur vgl. Søren R. Fauth, Børge Kristiansen in *Schopenhauer-Handbuch*, 347 ff.

17 Wolfgang Rasch: *Zeitungstiger, Bücherfresser: die Bibliothek Theodor Fontanes als Fragment und Aufgabe betrachtet*. In: *Imprimatur: ein Jahrbuch für Bücherfreunde*. Neue Folge 19 (2005), 103–144.

18 Petra (Spies) McGillen: *A Creative Machine: The Media History of Theodor Fontane's Library Network and Reading Practise*. In: *The Germanic Review* 87 (2012) 1, 72–90. In deutscher Übersetzung, hier S. 100 ff und dies.: *Original Compiler. Notation as Textual Practise in Theodor Fontane*. Diss. Princeton University 2012.

19 In Anlehnung an den von Rüdiger Campe vorgeschlagenen Begriff der »Schreibszenen« als eines »nicht stabilen Ensembles von Sprache, Instrumentalität und Geste« wäre hier von einer »Lese-

szenen« zu sprechen; vgl. ders.: *Die Schreibszenen. Schreiben*. In: *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*. Frankfurt am Main 1991, 759–772.

20 Auf das Dialogische (»Selbstgespräche«) des Fontaneschen Schreibens weist auch Petra McGillen hin; dies., *Original Compiler*, wie Anm. 18, 141 ff. Gabriele Radecke spricht aus editionsphilologischen Perspektive von metatextuellen Anmerkungen; dies.: *Vom Schreiben zum Erzählen. Eine textgenetische Studie zu Theodor Fontanes L'Adultera*. Würzburg 2002.

21 Vgl. Vgl. *Strümpfe und Schopenhauer. Ein bisher unbekannter Brief Theodor Fontanes an Karl Ferdinand Wiesike*. Hrsg. von Walter Hetteche in: *Fontane Blätter* 52 (1991), 4–7. Im Entwurf werden »sechs Bände Schopenhauer« erwähnt, die Fontane von Wiesike erhalten hatte, es handelt sich um die 2. Auflage der von Julius Frauenstädt besorgten Ausgabe, deren Bände 2 und 3 (mit *Die Welt als Wille und Vorstellung*) Fontane lesen wollte.

22 Vgl. dazu die Einleitung von Frauenstädt zur zweiten Ausgabe der *Parerga und Paralipomena* I, V–XII und Matteo Vincenzo d'Alfonso in *Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Matthias Koßler, Daniel Schubbe. Stuttgart 2014, 146 f.

23 Stephan Atzert weist darauf hin, dass dieses Kapitel der *Parerga* maßgeblich Freuds Überlegungen zum Todestrieb beeinflusste; vgl. ders.: *Zwei Aufsätze über Leben und Tod: Sigmund Freuds »Jenseits des Lustprinzips« und Arthur Schopenhauers »Transzendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen«*. In: *Schopenhauer Jahrbuch* 86 (2005), 179–194 und ders. in *Schopenhauer Handbuch*, 137 ff.

- 24 Theodor Fontane: *Allerlei Glück*. in: *Fragmente. Erzählungen, Impressionen, Essays*. Hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen. Berlin 2016, I 103–174/II 64–94; Arthur Hübscher: *Melusine*. In: *Schopenhauer-Jahrbuch* 51 (1970), 153–164; Walter Müller-Seidel: »*Allerlei Glück*«. *Über einen Schlüsselbegriff im Romanwerk Theodor Fontanes*. In: *Zeitenwende* 48 (1977), 1–17.
- 25 Zum Begriff des »brutal Reading« vgl. Petra (Spies) McGillen, *A Creative Machine*, wie Anm.18 und dies.: *Original Compiler. Ebd.*, 61–95.
- 26 Vgl. AzL (wie Anm. 3), 708–712.
- 27 NFA XXI, 2, 164–175 (843–858). Die Originalhandschrift (SBB St 58) gehörte bereits zur Zeit von Reuters Edition zum Bestand der Staatsbibliothek Berlin (DDR) und befand sich im Theodor-Fontane-Archiv.
- 28 AzL, 277.
- 29 Vgl. Reuters Konkordanz; AzL, 277 f.
- 30 Kleine Glossen würden lediglich den »unkritisch reproduzierenden Charakter der Zusammenstellung« reproduzieren, daher wurde auf den Abdruck verzichtet; AzL, 279.
- 31 Da es sich um einen durchstilisierten Text handele, sei als »Entstehungsanlaß« eine Publikation nicht ausgeschlossen; AzL, 280.
- 32 AzL, 288 f. Zur damaligen Debatte vgl. Karl Richter: *Resignation. Eine Studie zum Werk Theodor Fontanes*. Stuttgart et.al. 1966, die Reuter selbst nennt.
- 33 Vgl. Katalog 35 (Versteigerung am 9. Oktober 1933): *Theodor Fontane. August von Kotzebue. Zwei deutsche Dichternachlässe sowie ausgewählte Autographen*. Hellmut Meyer & Ernst, 83; das Exemplar mit den Annotationen von Charlotte Jolles im Theodor-Fontane-Archiv: TFA 58/7190b.
- 34 Vgl. GBA *Wanderungen* 1, 209 f. und die Datierung von Erler, ebd. 672 f.
- 35 Zu den Exzerpten aus dem Schiller-Goethe-Briefwechsel, vgl. Anm. 6.
- 36 Victor Hehn: *Italien: Ansichten und Streiflichter*. St. Petersburg: Schmitzdorff 1867 (2. stark vermehrte Aufl. 1879; 3: 1887; 4: 1892); vgl. Fontane in NFA 23,1, 561.
- 37 *Atropa*: Tollkirsche, die einzige in Europa ansässige Tollkirsche ist die Schwarze Tollkirsche (*atropa belladonna*).
- 38 *Datura*: Stechapfel, eine Gattung aus der Familie der Nachtschattengewächse. Sämtliche bekannten Sorten sind giftig.
- 39 Durchstrichene Wörter unleserlich.
- 40 Beschriebene Seite aufgeklebt.
- 41 Papierabriss.
- 42 Fontane übernimmt die Schreibung von Schopenhauer.
- 43 Von Fontane verwendete imaginäre Zeichen.
- 44 Seite vertikal beschrieben.
- 45 Seite ohne Paginierung, das zweite Blatt des Bogens wurde längs halbiert abgeschnitten. Vgl. Abb. hier S. 35.

46 *Caliban*: Figur in William Shakespeares *The Tempest*. Sie verkörpert Natur als triebgesteuerte Energie im Gegensatz zu Kultur. In der Kunstgeschichte wurde die Figur auch aufgefasst als ästhetischer Gegensatz zu Antinous, dem Günstling und Geliebten des römischen Kaisers Hadrian, dessen Statuen seit der Antike stilbildend waren.

47 Vgl. Alain-René Lesage (1668–1747): *Histoire de Gil Blas von Santillana*. (1715 und 1735); Oliver Goldsmith (1728–1774): *The Vicar of Wakefield* (1766); Miguel de Cervantes: *El ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha* (1605 und 1615).

48 Charles Yriarte (1832–1898), französischer Publizist und Reiseschriftsteller.

49 Ernst von Feuchtersleben (1806–1849), Arzt, Lyriker und Publizist.

50 Die eckigen Klammern werden hier von Fontane verwendet.

51 *Prof. Buschmann / Pitaval*: Möglicherweise handelt es sich um Johann Karl Eduard Buschmann (1805–1880), Sprachforscher und Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek in Berlin, Mitarbeiter von Humboldt; vgl. <http://www.uni-magdeburg.de/mbi/Biografien/0343.htm> http://www.bbaw.de/die-akademie/akademiegeschichte/mitglieder-historisch/alphabetische-sortierung?altmitglied_id=398; François Gayot de Pitaval (1673–1743): *Bibliothèque des gens de cour, Mélange curieux Des bons Mots d'Henry IV. de Louis XIV. ... & autres Personnes Illustres*. T. 1. Paris: Le Gras 1723 und so fort; von demselben: *Causes Celebres et Interessantes, Avec les Jugemens Qui Les Ont Decidées*. A La Haye: Jean Neaulme 1735 ff.; (nach ihm als Begriff gebraucht); Fontane benutzt gern die deutschen Ausgaben: *Erzählung sonderbarer Rechtshändel, sammt deren gerichtlichen Entscheidung*. Leipzig: Kiesewetter 1747–1767; und *Der neue Pitaval*. Hrsg. von Julius Eduard Hitzig und Willibald Alexis. Leipzig: Brockhaus 1842–1890; Jahresschrift für merkwürdige Rechtsfälle.

52 Vgl. hier, Einleitung, 16 und Anm. 34.

Noch ein Nordlicht in München. Paul Heyse, die Kulturpolitik des bayerischen Königs und der zweite Erstdruck des *Archibald Douglas* in der *Neuen Münchener Zeitung*

Andreas Beck

1. ›Bisher ungedruckt?‹ Der Münchner *Archibald Douglas* in der Textüberlieferung der Ballade

Vor gut dreißig Jahren hat Hubert Göbels auf den Erstdruck von Fontanes *Archibald Douglas* in der Hamburger *Deutschen Jugendzeitung* aufmerksam gemacht.¹ Die Prioritätsjura der von ihm entdeckten Veröffentlichung vom Januar 1856 zu bestreiten, liegt mir fern; ich habe hier ›nur‹ das Vergnügen, den, soweit ich sehe, bislang unbekanntem² Zweitdruck jener Ballade vorzustellen: Er erschien erst am 15. März desselben Jahrs im *Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung*³ – gibt aber dennoch vor, »eine bisher ungedruckte Ballade« zu präsentieren, und geriert sich ganz entschieden als offizielle, autorisierte Erstpublikation. Dies geschieht nun mit augenscheinlich gutem Gewissen, ja mehr noch, wohl mit einem gewissen Recht. Während nämlich die *Deutsche Jugendzeitung* mit »Bornemann«⁴ nicht den Klarnamen des Autors, sondern ein mäßig transparentes Pseudonym bietet, dessen sich Fontane vorher noch nicht bedient hatte und das er später nicht wieder verwenden sollte;⁵ während die *Deutsche Jugendzeitung* mit »Berlin« nicht den momentanen Aufenthaltsort des Verfassers nennt; während also der tatsächliche Erstdruck hinsichtlich des Autors merkwürdig ausweichend bzw. nur mäßig zielführend operiert, gibt sich die *Neue Münchener Zeitung* mit präzisen biobibliographischen Informationen wohlunterrichtet und stellt die Nähe der Herausgeberinstanz zum Dichter aus. Der »vielbegabte[] *Th. Fontane*«, heißt es, der »anerkanntermaßen in der feinen und volkstümlichen Behandlung der historischen Ballade unter allen lebenden Dichtern in erster Reihe« stehe, sei »bekannt durch seine ›schöne Rosamunde,‹ ›Männer und Helden,‹ ›Gedichte‹ und ein Buch über London [*Ein Sommer in London*, Dessau 1854], wo er sich noch aufhält«. Das ist ein klassischer allographer Paratext aus der Feder eines Autor-Alliierten, der dessen Befugnis zur Erstveröffentlichung jener Ballade plausibel erscheinen läßt. Freilich, dies könnte Blendwerk sein; aber dem widerspricht, daß

es sich bei dem Münchner *Archibald Douglas*-Druck zweifelsfrei nicht um einen klandestinen Nachdruck aus der *Deutschen Jugendzeitung* handelt. Vom Balladentext dort (*DJZ*) nämlich weicht der Münchner (*NMZ*) mehrfach deutlich ab – und stimmt in solcher Differenz mit dem Text bzw. mit Varianten der einzigen erhaltenen Entwurfshandschrift (*EHS*)⁶ überein: So lauten 6,1 und 6,3 in *DJZ* »Dicht wirbelt Staub empor und Kies, [...] Und ehe der Graf den Sitz verließ«; in *NMZ* hingegen heißt es, im Wortlaut mit *EHS* (und mit späteren Drucken, etwa in der *Argo* von 1857) identisch, »Und Kies und Staub aufwirbelte dicht, [...] Und ehe der Graf sich aufgericht't«. In 16,3 wiederum hat *DJZ*, in Übereinstimmung mit dem korrigierten Text von *EHS* sowie späteren Drucken »Graf Douglas faßte den Zügel vorn«; *NMZ* hingegen bietet hier, wie die Grundschrift von *EHS*, »Graf Douglas faßte [*EHS* fasste] die Mähne vorn«.⁸

Der Druck des *Archibald Douglas* in der *Neuen Münchener Zeitung* erfolgte also, was den Text der Ballade angeht, unabhängig von dem in der *Deutschen Jugendzeitung*. Zudem wurde jene Münchner Publikation sehr wahrscheinlich, was die von der *Deutschen Jugendzeitung* divergierenden Gemeinsamkeiten mit der Entwurfshandschrift sowie mit dem späteren, autorisierten *Argo*-Druck⁹ nahelegen, aus dem engeren Umfeld des Autors heraus veranstaltet; unter Umständen mit Wissen, vielleicht sogar unter aktiver Beteiligung Fontanes, was mir weder zu beweisen noch zu widerlegen möglich scheint.

Ebensowenig erlaubt die momentane Quellenlage, soweit ich sie überblicke, eine Klärung des Verhältnisses der beiden ersten *Archibald Douglas*-Drucke zueinander. Zwei Hypothesen bieten sich meines Erachtens an. Beide Publikationen könnten unabhängig voneinander erfolgt sein. In diesem Fall hätte Fontane den ersten Erstdruck in der *Deutschen Jugendzeitung* veranstaltet (für den er wohl auch Honorar erhielt¹⁰) – ohne daß dies seinen Münchner Verbündeten (zu ihnen gleich mehr) bekannt war, die dann wenig später, in seinem Interesse und womöglich auch in seinem Sinne, aber ohne seine Kenntnis, mit bestem Wissen und Gewissen jenen anderen Erstdruck besorgten, der keiner war. Vorstellbar ist aber auch, daß jene beiden Drucke in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen. Wie gesagt: Der *Archibald Douglas* in der *Deutschen Jugendzeitung* forciert nicht gerade die Erhellung seiner Provenienz. Fontane könnte die Publikation seiner Ballade dort, »in dieser eher abgelegenen Zeitschrift«¹¹ des deutschen Nordens, womöglich aus ökonomischen Gründen unternommen und ein wenig verschleiert haben – um seinen Text dann andernorts, in Süddeutschland (mit oder ohne daß seine dortigen Alliierten in diese Trickserie eingeweiht waren), einer ganz anderen Leserschaft als ein (vielleicht nochmals honoriertes) ungedrucktes Originalwerk aufzischen zu können. Bei den *Preußenliedern* wenigstens war Fontane früher, 1847, mit einer vergleichbaren Mogelei durchgekommen;¹² und ein solches

Publikationsgebaren könnte auch erklären, warum »Fontane [...] keinen Wert darauf gelegt« hat, »daß dieser Erstdruck [in der *Deutschen Jugendzeitung*] in der Geschichte der dann [...] so berühmt gewordenen Ballade eine Rolle spielt.«¹³

2. Der Weg des *Archibald Douglas* in die königlich bayerische Presse: Paul Heyse und die kulturpolitisch-publizistischen Ambitionen Maximilians II.

Aber an jenem zweiten Erstdruck, dessen Existenz (wie sich zeigen wird) Fontane nicht verborgen geblieben sein dürfte, war dem Autor in der Folge offenkundig ebenfalls nicht mehr gelegen. Warum? Dies mag die Rekonstruktion der Publikationsstrategie zeigen, die hier am Werk war. Mit hoher Wahrscheinlichkeit war Paul Heyse für den Münchner *Archibald Douglas* verantwortlich: Heyse lebte in München, besaß die Ballade im Manuskript und hatte gute kulturpolitische Gründe, das Gedicht seines Freunds in der *Neuen Münchener Zeitung* zu plazieren – auf deren *Abendblatt* er Einfluß nehmen konnte.

»Deine neuste Balade [...] heut früh mit tiefer Bewegung gelesen«, schreibt Heyse an Fontane aus »München« am »25 Dec. 1854.«¹⁴ Mit Fontanes Briefen vom 4. und 18. Dezember, die zusammen versandt wurden¹⁵ und deren Empfang er eingangs jenes Briefs bestätigt,¹⁶ dürfte Heyse die besagte Ballade erhalten haben, die Erich Petzet, Gotthard Erler und Helmuth Nürnberger mit dem *Archibald Douglas* identifizieren.¹⁷ Das ist plausibel; denn zum einen war das zu diesem Zeitpunkt tatsächlich Fontanes »neueste Ballade«, er hatte sie ja erst am 3. Dezember 1854 unter dem Titel *Der Verbannte im Tunnel* vorgetragen;¹⁸ und zum andern vermerkt Heyse wenige Tage später in seinem Tagebuch zum 30. Dezember (es ist Fontanes Geburtstag), daß er »Fontanes Archibald Douglas vorgelesen« habe.¹⁹ Heyse war also im Dezember 1854 im Besitz eines autorisierten *Archibald Douglas*-Manuskripts – von dem er in der Folge wohl auch Gebrauch machte, ganz in dem Sinne des Grußes, der die mutmaßliche Übersendung der Ballade begleitet hatte: »Nun leb mir recht sehr wohl, werde bald Minister und gib mir dann einen guten Posten. Bis dahin u. noch länger Dein Th. Fontane.«²⁰ »Bis dahin und noch länger« aber hat Heyse nicht gewartet mit dem Versuch, seinen Freund zu versorgen; und angesichts der damaligen kulturpolitischen Situation in Bayern boten sich die *Neue Münchener Zeitung* sowie der *Archibald Douglas*, dieses Paradebeispiel einer historischen Ballade, als Instrumente an, um auf eine Anstellung Fontanes im Süden hinzuwirken.

König Maximilian II. wollte Bayern »[i]n allem Guten, Schönen, Zeitgemässen Deutschland voran[!]leuchten« lassen; sein Staat sollte »[m]it aller Macht die Wissenschaften [...] hegen, und in der Pflege der Kunst

fort[]fahren) als Metropole deutscher Kunst; Bayern sollte »Centralpunkt deutscher Wissenschaft im Süden [...] werden, überhaupt in Süddeutschland eine ähnliche Rolle [...] übernehmen, wie Preussen in Norddeutschland.«²¹ Im Rahmen großdeutscher Triaspolitik sollte sich die bayerische Hauptstadt neben Berlin und Wien als drittes Zentrum deutscher Kultur etablieren,²² und zu diesem kulturpolitischen Zweck berief König Max anerkannte Wissenschaftler und Schriftsteller nach München, um seiner Residenz entsprechendes Gewicht zu verleihen. Gerade auch um norddeutsche Kräfte bemühte sich der König; er versammelte um sich die Gruppe der »Berufenen, [...] der von den Einheimischen beargwöhnten und befehdeten »Nordlichter«, die er »zu Anfang der 1850er Jahre nach München« holte.²³

Zu diesen »Nordlichtern«²⁴ gehörte auch Emanuel Geibel, der im Frühjahr 1852 nach München gekommen war, wo er sich für die Berufung des jungen, noch weithin unbekanntem Paul Heyse einsetzte.²⁵ Den lud dann »im März 1854 [...] König[] Max ein[,] nach München überzusiedeln und dort mit einem Jahresgehalt von tausend Gulden zu leben, ohne weitere Verpflichtung, als an den geselligen Abenden des Königs, den sogenannten Symposien, theilzunehmen.«²⁶ Die Berufung von Schriftstellern wie Geibel und Heyse (der jene Einladung annahm) sollte »München zu einem Brenn- und Sammelpunkte des Bedeutendsten in unserer Literatur [...] machen«²⁷ – eine Strategie, zu der auch die Schaffung einer entsprechenden publizistischen Infrastruktur in der bayerischen Hauptstadt durch jene Literaten gehörte, denn »München hatte dem journalistischen Spektrum der Literatur- und Kunstkritik in Berlin, Leipzig und Wien nichts entgegenzusetzen.«²⁸ Also verhandelte man 1855 mit Cotta über eine Verlegung des *Morgenblatts für gebildete Leser* von Stuttgart nach München – vergeblich.²⁹ Daneben bemühten sich Heyse und sein Schwiegervater Franz Kugler darum, das von Fontane mitbegründete *Literaturblatt des Deutschen Kunstblatts* von Berlin nach München zu verpflanzen und der bayerischen Kulturpolitik dienstbar zu machen – erfolglos.³⁰ »König Max aber wünschte baldigste Aktion«, und so verfiel man schließlich auf »die bisher halbamtliche [...] »Neue Münchener Zeitung«;³¹ sie wurde »ausersehen, nun das Hauptquartier der neuen literarischen Ära zu werden«, und hierbei war »die Hauptsache [...] zunächst die Beilage der Zeitung, das Feuilleton und die Kritik.«³²

»Hier also sollte der Hebel eingesetzt werden, um das Interesse an den Bestrebungen und Leistungen der neu berufenen, wie der einheimischen Kräfte zu wecken« – und für diese »Aufgabe«, die »eine ziemlich umfassende« war, wurde »Theodor Fontane in Aussicht genommen.«³³ Da aber die Drahtzieher dieses Plans, Emanuel Geibel, Wilhelm Heinrich Riehl und Fontanes Freund Heyse, »den Antipathien und Vorurteilen der Münchener nicht neuen Anlaß [...] geben« wollten,³⁴ übernahm vorläufig Julius Grosse das Feuilleton jenes Blatts.³⁵ Fontane befand sich mithin in einer Warteschleife, aus der heraus, so der Plan Heyses, er als Verfasser historischer

Balladen, insbesondere als Dichter des *Archibald Douglas*, nach München gelotst werden und dort »einen guten Posten« erhalten sollte. Nachdem Heyse den *Archibald Douglas* Weihnachten 1854 erhalten, die Ballade »mit tiefer Bewegung gelesen« und sie kurz darauf an Fontanes Geburtstag »vorgelesen« hatte, »bat er seinen bei ihm in München zu Besuch weilenden Schwiegervater Franz Kugler, den Berliner Freund zur Abfassung einiger Balladen über bayerische Stoffe zu ermutigen.«³⁶ Umgehend scheint die Lektüre des *Archibald Douglas* Heyse dazu angeregt zu haben, für Fontane als Dichter historischer Balladen bei König Max zu werben;³⁷ der nämlich »würde«, wie Heyse in einem späteren Brief an Fontane bemerkt, nachdem er

»dann und wann eine Ballade von Dir zu hören bekommen, [...] auch wohl auf Dich zurückzubringen sein, besonders wenn man ihm die Aussicht eröffnete, daß Du seinen Lieblingswunsch, eine stattliche Reihe bayrischer Balladen entstehen zu sehn, sicherlich besser als irgendein lebender oder längst begrabner Poet erfüllen könntest.«³⁸

Archibald Douglas als Garant für die herausragende Qualität des historischen Balladiers Fontane, Stoffe aus der bayerischen Geschichte als dessen prospektives Betätigungsfeld: Diese beiden Köder begegnen wiederholt bei Heyses Vorhaben, Fontane als »Berufenen« nach München zu holen. So konstatiert Heyse 1859 bei dem Versuch, Fontane als König Max' Privatbibliothekar zu installieren,³⁹ daß es »an Heldentaten unserer Bayern nicht fehlen« könne, so daß »das Bedürfnis nach solchen, denen Gesang gegeben ist, in dem bayrischen von der Tannenwald (etwas künstliche Anspielung, muß ich gestehn), seinerzeit wieder auftauchen« werde.⁴⁰ Jener Versuch scheiterte, aber Heyse nahm erneut Anlauf – und wieder, wie Weihnachten 1854, bildete der *Archibald Douglas* den Ausgangspunkt, um Fontane eine königlich bayerische Zukunft zu eröffnen. Im Rahmen der Anbahnung der *Balladen* (die Sammlung erschien, von Heyse initiiert und dem Berliner Verleger Hertz vermittelt, dann im Spätherbst 1860⁴¹), rät Heyse seinem Freund Ende 1859 »[n]ochmals: stelle Dich auf Deinen Poeten, und zwar auf den Dichter eines gewissen Archibald Douglas, so wird Dir alles andere von selber zufallen. [...] Mit diesem neuen Buch in der Hand ist denn auch König M. ganz anders an Dich zu erinnern.«⁴²

Und wenn nun am Abend des 15. März 1856 in der *Neuen Münchener Zeitung* der angebliche Erstdruck des *Archibald Douglas* erscheint, versehen mit dem Hinweis darauf, daß »Th. Fontane [...] anerkanntermaßen in der feinen und volkstümlichen Behandlung der historischen Ballade unter allen lebenden Dichtern in erster Reihe« stehe – dann paßt das so akkurat in das Raster von Heyses Bemühungen um eine Anstellung Fontanes in München,⁴³ daß es naheliegt, hier eine publizistische Werbeaktion Heyses zugunsten seines Freunds zu vermuten.

Dies um so mehr, als Heyse über die Gestaltung des Feuilletons der *Neuen Münchener Zeitung* mitentschied. Dessen Redaktion war zwar Julius

Grosse »angebotene« worden – aber »wohlgemerkt nicht in dem Sinne, wie man dies heute verstehen würde. Die Redaktion des Feuilletons, d. h. die Auswahl und Erwerbung des Stoffes, wurde einem Komitee der »berufenen Sterne von der Tafelrunde« vorbehalten«,⁴⁴ also Nicht-Bayern, die zu den Symposien Maximilians II. geladen wurden.⁴⁵ Und zu den »Berufenen«, die erwählt wurden für jenes »Komitee«, gehörte nun auch Heyse: »In regelmäßigen Wochenkonferenzen versammelte sich die Korona der Berufenen abwechselnd bei Geibel, Heyse, Riehl, Carriere, Bodenstedt und Löher, um bei gutem Wein und guten Cigarren mündlich zu redigieren, Einläufe und Zusendungen zu prüfen, Angriffe zu parieren und sonstige Maßregeln zu verabreden.«⁴⁶ Mithin dürfte es Heyse ein leichtes gewesen sein, den *Archibald Douglas* in der *Neuen Münchener Zeitung* zu plazieren – in dem Blatt, bei dem Fontane ja seit Frühjahr 1855 hinter den Kulissen für die Redaktion im Gespräch war, deren Übernahme ihm Heyse dann im September 1856 erneut antrug.⁴⁷ Vor dieser Folie liest sich der zweite Erstdruck des *Archibald Douglas* recht zwanglos als ein vorbereitender Schritt Heyses in diese Richtung: Wieder einmal wollte er Fontane in München als exzeptionellen Autor historischer Balladen profilieren, um ihn daselbst amtsfähig zu machen – wofür sich das *Abendblatt* der *Neuen Münchener Zeitung* vorzüglich eignete.

Im Dezember 1855 hatte Wilhelm Heinrich Riehl dem König vorgeschlagen, die Beilage der *Neuen Münchener Zeitung* in ein feuilletonistisches »Abendblatt« umzuwandeln, und schon am 1. Januar erschien dessen erste Ausgabe.⁴⁸ Das *Abendblatt* stellte sich als »Centralorgan des geistigen Strebens in Bayern« vor, es sollte »ein Zeugniß« sein »von dem fröhlichen, vielgestaltigen Wettkampf der Geister, wie er ehrlich gestritten wird in dem Bayern König Maximilian's II.«; daher habe sich, wie es in Riehls Leitartikel heißt,

»[u]m ein [...] Spiegelbild der gesammten gegenwärtigen Entwicklungen Bayerns zu geben, [...] ein großer Kreis von Gelehrten und Schriftstellern – darunter Leute des alten wie des neuen Münchens – entschlossen, von nun an möglichst fleißig Resultate ihres Strebens und Schaffens in populärer Form in dem »Abendblatt« zur Neuen Münchener Zeitung niederzulegen.«⁴⁹

Das *Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung* war demnach als Publikationsplattform für die dank königlicher Förderung florierende Kulturszene der bayerischen Hauptstadt konzipiert – und gerade *nicht* als ein Forum für Auswärtige wie Fontane. Anders, positiv formuliert: Wenn Heyse den *Archibald Douglas* von Fontane an diesem Ort vermeintlich erstveröffentlicht, dann bajuwarisiert er seinen Freund und nimmt dessen Installation in München vorweg. Derart nämlich präsentiert er die Ballade schier als ein Produkt des »neuen München«⁵⁰ und erweckt den Eindruck, daß es sich bei Fontane um einen bereits »Berufenen« handelt, der sich gerade im Ausland aufhält.

3. Alternative Gattungsgeschichte: Fontane-Balladen als poetische Triaspolitik

Soweit die Rekonstruktion des kulturpolitischen Hintergrunds, dem sich der Münchner *Archibald Douglas* wohl verdankt. Dieser Hintergrund dürfte auch erklären, weswegen Fontane auf jenen Druck (an dem er entweder beteiligt war bzw. von dem er doch wohl wußte, wenigstens sehe ich keinen Grund, weswegen Heyse ihn verschwiegen haben sollte) später keinen Wert legte; Fontane versuchte ja nachmals, seine monacensischen Ambitionen, obwohl sie ihm »im Zentrum des Nord-Süd-Diskurses [...] eine Lebensentscheidung« abverlangten, »ins Episodische herunterzuspielen.«⁵¹ Weswegen hätte Fontane auch die offiziöse, wenn nicht gar offizielle zweite Erstpublikation seiner gefeierten Meisterballade, die ja das Hohelied der Heimatliebe intoniert, als den Hebel outen sollen, der bestimmt war, ihn, den Schriftsteller mit dem Image des »eingefleischten Märker[s]«,⁵² aus dem gelobten »Adlerland«⁵³ zu den königlichen Fleischtöpfen Bayerns zu befördern?

Das nämlich dürfte die gattungsgeschichtlich erhellende Absicht Heyses bei der Einspeisung des *Archibald Douglas* in die *Neue Münchener Zeitung* gewesen sein. Diese Veröffentlichung war Teil des von Roland Berbig mit gebührendem Nachdruck benannten Vorhabens, »Fontane [...] in die Reihe der Berufenen [zu] lancier[en]«; er »sollte ein ›Nordlicht‹ werden«, und hierbei ging es »ganz offensichtlich nicht einfach um eine Anstellung, es ging um das Beziehen einer Frontstellung«, es wurde »sein möglicher Platz im Münchner norddeutschen Lager erwogen.«⁵⁴ Solche Strategie bedeutete allerdings *nicht*, daß es ein bloß »vordergründig[es]« Manöver war, wenn man »den preußischen Balladendichter das Umsatteln auf bayerische Geschichte zu erwägen bat«;⁵⁵ vielmehr zeugt das Gewicht, das dem *Archibald Douglas* als einer mustergültigen historischen Ballade bei dem Versuch zukam, Fontane in München zu versorgen, davon, wie sehr ein Balladendichter Mitte des 19. Jahrhunderts eine (kultur)politisch relevante Erscheinung war. Die wittelsbachischen Sujets nämlich, für deren qualifizierte balladeske Behandlung durch Fontane der *Archibald Douglas* bürgen sollte, sprechen für sich: Heyse bat seinen Freund, sich womöglich für »Ludwig den Bayern oder die Sendlinger Schlacht« zu erwärmen.⁵⁶ Eine keineswegs unschuldige Themenwahl, die sensibel auf die Belange der »Nordlichter« sowie die Interessen des Königs abgestimmt war: Ludwig der Bayer, der erste römisch-deutsche Kaiser aus dem Haus Wittelsbach, bot die Chance, erfolgreiche bayerische Machtpolitik gegenüber Habsburg-Österreich zu schildern⁵⁷ – eine Machtpolitik, die als eine, mit der sich Ludwig auch gegen den Papst behauptet hatte, gerade *nicht* ultramontan angelegt war.⁵⁸ Und die Sendlinger Schlacht? In der Nacht zum 25. Dezember 1705 hatten kaiserliche Truppen aufständische Bauern und Handwerker (Bayern stand im

Spanischen Erbfolgekrieg nach der verlorenen Schlacht bei Höchstädt unter kaiserlicher, österreichisch-habsburgischer Verwaltung, die das Land rücksichtslos auspreßte) im Dorf Sendling bei München, auf dem Friedhof der Pfarrkirche, in der Christnacht niedergemetzelt – diese Bayern, so die Lesart der Sendlinger Schlacht seit dem frühen 19. Jahrhundert, bezahlten ihre Treue zu den Wittelsbachern, ihrem angestammten Herrscherhaus, mit dem Leben.⁵⁹ Hier hätte Fontane dem bayerischen Volk in seinem heroischen Eintreten für ein wittelsbachisch regiertes Bayern, das sich gegen Übergriffe des machtlüsteren Österreich wehrt, ein balladeskes Denkmal setzen können.

Kurz: Die von Heyse vorgeschlagenen bayerischen Balladenstoffe hätten es dem Dichter des *Archibald Douglas* erlaubt, als ein »Berufener«, den man der preußischen Hauptstadt Berlin hatte abwendig machen können, in »feine[r] und volkstümliche[r] Behandlung der historischen Ballade«⁶⁰ ein Bayern zu modellieren, das sich gegenüber Österreich als politische Macht in Deutschland behauptet – und das sich dabei, fast eine Quadratur des Kreises, sowohl christkatholisch-volkstümlich als auch gerade *nicht* ultramontan ausnimmt. Das hätte den Interessen der zumeist protestantischen »Berufenen« entsprochen, hätte römisch-katholische Altbayern nicht verschreckt und das Interesse des Königs an ruhmvoller Darstellung seines Staats präzise im Sinne seiner Triaspolitik bedient.

Fontane hätte demnach, wenn es Heyse gelungen wäre, ihm in München »einen guten Posten« zu verschaffen, dezidiert *als* historischer Balladendichter in der bayerischen Residenz unter den »Nordlichtern« An- und Frontstellung bezogen. Der Münchner *Archibald Douglas* führt also mit den bayerisch-balladesken Perspektiven, die sich an ihn knüpften, zuletzt auf die historische Ballade als eine (kultur)politische Praxis, als ein Instrument im Wettbewerb um historiographische Deutungshoheit und »richtige« Konstruktion von Wirklichkeit.⁶¹ In dieser Hinsicht sollten wir Heutigen, die wir uns in gewandelten Formationen der Wissenserzeugung bewegen, die Ballade des 19. Jahrhunderts nicht unterschätzen⁶² – deren historische diskursive Relevanz zu würdigen uns der zweite Erstdruck des *Archibald Douglas* anhält.

Anmerkungen

1 Hubert Göbels: *Fontanes ›Archibald Douglas‹ als Erstdruck in einer Jugendschrift*. In: *Fontane-Blätter* 41 (1986), 339–343. Vgl. *Deutsche Jugendzeitung Wochen-Schrift zur Bildung des Herzens und Geistes redigirt, verlegt und herausgegeben von Dr. Julin-Fabricius*. Nr. 2. Vierten Jahrganges erstes Quartal. 1856. 31f. – Die Ballade ist durch »†« (ebd., 31) als ein »Originalbeit[rag]« ausgezeichnet, der nicht »früher schon im Druck erschienen« ist; *Deutsche Jugendzeitung* 4 (1856), 15.

2 Vgl. die Leerstellen in den einschlägigen Nachschlagewerken: HFA I, 6. 1964, 865; GBA *Gedichte*. Bd. 1. *Gedichte (Sammlung 1898)*. *Aus den Sammlungen ausgeschiedene Gedichte*. 1995, 504; FBG, Bd 1, 365, 868f., 884–887, 894 und 905 (= Nr. 1971, 4405, 4408, 4493f., 4498, 4501, 4507, 4534 und 4581); FChronik, Bd. 1, 545; außerdem Erich Petzet (Hrsg.): *Der Briefwechsel von Theodor Fontane und Paul Heyse 1850–1897*. Berlin 1929, 228. Gotthard Erler (Hrsg.): *Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse*. Berlin und Weimar 1972, 389.

3 *Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung*. Sonnabend. Nr. 65. 15. März 1856, 257 – s. die Abb.

4 *Deutsche Jugendzeitung* 4 (1856), 31.

5 Vgl. FChronik, Bd. 1, 517, und Bd. 5, 3724; FBG, Bd. 1, 365, und Bd. 3, 2664.

6 Der Entwurf, ein beidseitig beschriebenes Blatt, Tinte, mit Tinte korrigiert, befindet sich in der Universitätsbibliothek Heidelberg (Sign. Heid. Hs. 2765; Faksimile unter <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/heidhs2765> [letzter Zugriff 27. 9. 2016]). Dem Text der Grundschrift eignet schon tendenziell Fassungscharakter (allerdings fehlen der zentralen

Erinnerungserzählung des Grafen ›von alten Zeiten‹ noch zweieinhalb Strophen, und vor der letzten Strophe befand sich eine Arbeitslücke für zwei Strophen); der korrigierte Text des Entwurfs stimmt dann weitgehend mit den späteren Drucken überein.

7 *Argo. Album für Kunst und Dichtung* herausgegeben von Friedr. Eggers, Th. Hosemann, Franz Kugler. Breslau Verlag von Trewendt und Granier 1857. 14f.

8 Ein ausführliches Variantenverzeichnis bietet die textgenetische Edition dieses Entwurfs, die Bünyamin Uygur (Bochum) und ich zusammen erarbeitet haben; sie wird über die betreffende Webseite der Universitätsbibliothek Heidelberg zugänglich sein.

9 Zur Beteiligung Fontanes an dieser Publikation vgl. GBA *Gedichte*. Bd. 1. *Gedichte (Sammlung 1898)*. *Aus den Sammlungen ausgeschiedene Gedichte*. 1995, 505.

10 Vgl. *Deutsche Jugendzeitung* 4 (1856), 15: »Originalbeiträge, die man als solche in dieser Wochenschrift mit einem † bezeichnet finden wird, honorirt die Redaction mit [...] 1½ preuß. Thalern pr. volle Seite, Format und Druck wie in vorliegender Nummer. [...] Balladen, namentlich in der Schillerschen und Bürgerschen Art, deren Inhalt ein ansprechender und [...] eine hohe Anziehungskraft auf die Jugend auszuüben im Stande, deren Form zugleich abgerundet und sorgfältig gefeilt ist, sind der Redaction willkommen und haben, nach Seitenzahl berechnet, ein Honorar, gleich den Originalbeiträgen in Prosa, zu gewärtigen.« – Mithin dürfte Fontane am *Archibald Douglas*, der in der *Deutschen Jugendzeitung* eineinviertel Seiten einnimmt (und nicht »zwei volle Seiten«; Roland Berbig: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und*

Zeitschriften, Verlage und Vereine. Berlin und New York 2000, 169), knapp zwei preußische Taler verdient haben (und nicht »3 Taler[]«; ebd.): nämlich 1 Thlr., 26 Sgr., 3 Pf. (1 Taler = 30 Silbergroschen = 360 Pfennige; 1 Silbergroschen = 12 Pfennige).

11 Berbig, wie Anm. 10, 168.

12 Vgl. GBA *Gedichte*. Bd. 1. *Gedichte (Sammlung 1898)*. Aus den *Sammlungen ausgeschiedene Gedichte*. 1995, 387; Berbig, wie Anm. 10, 112.

13 Berbig, wie Anm. 10, 169.

14 Paul Heyse an Theodor Fontane am 25. Dezember 1854, Heyse-Archiv I.33 Fontane, Theodor. Vgl. Erler (Hrsg.). wie Anm. 2, 25. – Für die unkomplizierte und prompte digitale Bereitstellung von Dokumenten aus dem Heyse-Archiv der Bayerischen Staatsbibliothek München möchte ich der Leiterin des Referats Nachlässe und Autographen, Ingrid Rückert, an dieser Stelle nachdrücklich danken.

15 »Nachdem ich meinen Brief vom 4. vierzehn Tage habe lagern lassen, schick ich ihn Dir doch«; Theodor Fontane an Paul Heyse am 18. Dezember 1854, zit. nach Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 23.

16 »eben sind Deine Briefe [...] eingetroffen«; Paul Heyse an Theodor Fontane am 25. Dezember 1854, Heyse-Archiv I.33 Fontane, Theodor; vgl. Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 24.

17 Vgl. Petzet (Hrsg.), wie Anm. 2, 228; Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 389; Helmuth Nürnberger: »*Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen*«. *Fontanes unbekannt bayerische Balladen – ein unverhoffter Fund im Preußenjahr*. In: http://www.luise-berlin.de/lesezei/blz01_05/text10.htm [letzter Zugriff 30. 9. 2016].

18 Eine Abschrift hat sich nicht erhalten; vgl. GBA *Gedichte*. Bd. 1. *Gedichte (Sammlung 1898)*. Aus den *Sammlungen ausgeschiedene Gedichte*. 1995, 504; FChronik, Bd. 1, 443f.

19 Tagebucheintrag Paul Heyses vom 30. Dezember 1854, Heyse-Archiv I.39.3.

20 Theodor Fontane an Paul Heyse am 18. Dezember 1854, zit. nach Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 23.

21 Denkschrift *Bayerns Politik*, November 1855, zit. nach Achim Sing: *Die Wissenschaftspolitik Maximilians II. von Bayern (1848–1864). Nordlichterstreit und gelehrtes Leben in München*. Berlin 1996, 79f. – Vgl. auch Roland Berbig: *Die Mission des Nordlandmenschen. Theodor Fontane in der ›Nord-Süd-Konstellation Mitte des 19. Jahrhunderts*. In: Hanna Delf von Wolzogen (Hrsg.): *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes. 13.–17. September 1998 in Potsdam*. Bd. 1. Der Preuße. Die Juden. Das Nationale. Würzburg 2000, 98–112, hier 101.

22 Vgl. Jasper von Altenbockum: *Wilhelm Heinrich Riehl 1823–1897. Sozialwissenschaft zwischen Kulturgeschichte und Ethnographie*. Köln, Weimar und Wien 1994, 41; Sing, wie Anm. 21, 78–80; Berbig, wie Anm. 21, 108.

23 Vgl. von Altenbockum, wie Anm. 22, 40; Berbig, wie Anm. 21, 104f.

24 Zur Geschichte der Metapher ›Nordlicht‹ vgl. Sing, wie Anm. 21, 227.

25 Vgl. Paul Heyse: *Jugenderinnerungen und Bekenntnisse*. Berlin 1900, 171f.

26 Ebd., 172.

27 Heinrich von Sybel an König Maximilian II. von Bayern am 12. Dezember 1856, zit. nach Berbig, wie Anm. 21, 107.

28 von Altenbockum, wie Anm. 22, 43.

29 Vgl. ebd.; Julius Waldemar Grosse: *Ursachen und Wirkungen. Lebenserinnerungen*. Braunschweig 1896, 195.

30 Vgl. Berbig, wie Anm. 21, 100–103.

31 Grosse, wie Anm. 29, 195.

32 Ebd., 198f.

33 Ebd., 200.

34 Ebd.

35 Vgl. den Tagebucheintrag Paul Heyses vom 29. April 1855: »Nach Tisch Geibel und Riehl zu mir. Die Rede davon, daß Fontane das Feuilleton der N. Münchner Zeitung erhalten soll, Redaktionswechsel, der König sehr ängstlich wegen der Neuwahlen und aufgelösten Kammer, es sollen rasch einige populäre Schritte geschehen. Grosse interimistisch. Das Programm unsres Blatts soll ich entwerfen.« Heyse-Archiv I.39.3; vgl. Grosse, wie Anm. 29, 195 und 200; Heyse, wie Anm. 25, 224; von Altenbockum, wie Anm. 22, 43f.; Berbig, wie Anm. 21, 105.

36 Nürnberger, wie Anm. 17; vgl. Helmuth Nürnberger: *Fontanes Welt*. Berlin 1997, 179 und 417. – Belege für diese Vermittlertätigkeit Kuglers liefert Nürnberger, soweit ich sehe, nicht; auch für die ausführlichere Darstellung in FChronik, Bd. 1, 454f., scheinen mir Anhaltspunkte zu fehlen: Heyse habe »auf eine Anfrage des bayerischen Königs hin[] durch Kugler [...] erkunden lassen, ob F[ontane] auch Balladenstoffe aus der bayerischen Geschichte bearbeiten wird«. Zumindest gibt Fontanes Brief an Heyse vom 4. Februar 1855, auf den allein Nürnberger und Berbig verweisen, all das

wohl nicht her – sondern eigentlich nur, daß Fontane jenem Vorschlag nicht abgeneigt war: »Nun zu den Königl. bayrischen Balladenstoffen. Ich bin für jeden Balladenstoff dankbar [...], was könnt ich gegen einen Königlich bayrischen einzuwenden haben! Das wichtigste bleibt zunächst, ihn überhaupt haben, ihn sehn, dann – sehen wir weiter. [...] Bitte, befahre Du die Schachte bayrischer Archive, ich will dann münzen und prägen, so gut ich kann.« Theodor Fontane an Paul Heyse am 4. Februar 1855, zit. nach Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 28.

37 Zumal Heyse just zu dieser Zeit Gefahr lief, dieses poetische Geschäft selbst übernehmen zu müssen, vgl. seinen Brief an die Eltern vom 11. Dezember 1854: Am Vorabend, bei einem jener Symposien, »kam« der König »dann auf einen andern Lieblingsgedanken, eines Cyclus bairischer Nationalballaden, den G. [Geibel] im Verein mit seinen Freunden zu beschaffen versprach. Jhr könnt Euch meinen heiligen Schreck denken. Mitgegangen, mitgefangen! Jch werde nun vor den alten Westenrieder, den bairischen Geschichtschreiber [...] mit angespannt werden und wohl mir, wenn ich mit einem halben Dutzend meine Seele loskaufe.« Heyse-Archiv I.33 Heyse, Carl und Julie, Nr. 118.

38 Paul Heyse an Theodor Fontane am 11. Februar 1859, zit. nach Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 40.

39 Zu dieser Unternehmung vgl. u.a. die Briefe Heyses an Fontane vom 11. Februar sowie vom 1. Dezember 1859, Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 40–42 und 73–76; außerdem Berbig, wie Anm. 21 – eine gediegene Studie zu Fontanes Verstrickungen in die Nord-Süd-Diskussionen des 19. Jahrhunderts, insbesondere zu jenem Jahr 1859, in dem Fontane nicht nur am Rande ins Gravitationsfeld der Kulturpolitik Max' II. geriet.

40 Paul Heyse an Bernhard von Lepel und Theodor Fontane am 4. April 1859, zit. nach Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 52. Die »etwas künstliche Anspielung« zielt auf den bayerischen General Ludwig von der Tann, den Fontane bei seinem Aufenthalt in München kurz zuvor kennengelernt hatte (vgl. Theodor Fontane an Wilhelm von Merckel am 25. März 1859, in: HFA IV, 1. 1976, 664) und dessen militärische Erfolge gegen Dänemark 1848 er in »Von der Tann ist da!« gefeiert hatte (vgl. Theodor Fontane: *Gedichte*. Berlin 1851, 246–249).

41 Vgl. Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 73–81, 90–93 und 415–419; GBA *Gedichte*. Bd. 1. *Gedichte (Sammlung 1898)*. Aus den Sammlungen ausgeschiedene *Gedichte*. 1995, 394–398.

42 Paul Heyse an Theodor Fontane am 1. Dezember 1859, zit. nach Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 75. – Der König erhielt den Band im November 1860, vgl. ebd., 90–92.

43 Zudem stimmt die Superlativik des Herausgebers nicht nur zu derjenigen in der oben zitierten (und in Anm. 38 nachgewiesenen) Briefpassage – sondern auch zu der in Heyses Brief an den Verleger Hertz vom 10. Dezember 1859: Die *Balladen* würden Fontane »einem größern Publikum als den [...] zeigen, für den ihn auch seine unbestochenen Freunde halten müssen, für den unbestritten ersten Balladendichter unserer Tage«. Und was bürgt für solche Spitzenstellung? Richtig: Neben »Männer und Helden« nennt Heyse nur ein einziges weiteres Werk Fontanes namentlich: den »Archibald Douglas«. Paul Heyse an Wilhelm Hertz am 10. Dezember 1859, zit. nach Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 416.

44 Grosse, wie Anm. 29, 195.

45 Zu den Symposien Max' II. vgl. Heyse, wie Anm. 25, 186f. und 227–238; zur Diktion »Tafelrunde« für jene Symposien vgl. ebd., 186 und 235.

46 Grosse, wie Anm. 29, 212; vgl. von Altenbockum, wie Anm. 22, 44.

47 Vgl. Fontanes Tagebucheintrag vom 26. September 1856: »Anfrage von Seiten Paul's wegen Uebernahme einer Redaktion, vielleicht der N: Münchner Zeitung«. GBA *Tagebücher 1852. 1855–1858*. 1994, 174.

48 Vgl. von Altenbockum, wie Anm. 22, 43f.; W[ilhelm] H[einrich] Riehl: *Altes und neues München*. In: *Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung*. Nr. 1, 1. Januar 1856, 7.

49 Riehl, wie Anm. 48, 7; vgl. von Altenbockum, wie Anm. 22, 44.

50 Entsprechend stammen im ersten Quartal 1856 sämtliche im *Abendblatt* erstveröffentlichten poetisch-literarischen Beiträge – mit Ausnahme eben des *Archibald Douglas* – von »Berufenen« oder vor Ort ansässigen bayerischen Schriftstellern: »Spruchpoesie von Em. Geibel« (*Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung*, Nr. 1, 1. Januar 1856, 10); »Derschawin's Ode an Gott«, wohl Original-Übertragung von »F. Bodenstedt« (*Abendblatt* [...], Nr. 5, 5. Januar 1856, 17f.); »Ein portugiesischer Romancero« mit »Proben« von »Adolph Friedr. v. Schack« (*Abendblatt* [...], Nr. 11, 12. Januar 1856, 41f.); »Die Hunnen-schlacht von H. Lingg« (*Abendblatt* [...], Nr. 17, 19. Januar 1856, 65f.); »Prolog zur hundertjährigen Geburtsfeier Mozarts am 27. Januar 1856.« von »Friedrich Beck« (*Abendblatt* [...], Nr. 23, 26. Januar 1856, 89); »Altböhmische Poesie«, darin »Das Gericht der Libussa«, vermutlich Original-Übertragung von »C. F. A. von Lützwow« (*Abendblatt* [...],

Nr. 35, 9. Februar 1856, 137f.); »Englische Poesie. Aus Shakspeare's »leidenschaftlichem Pilger.«, mit vermutlichen Original-Übertragungen von »Friedrich Bodenstedt« (*Abendblatt* [...], Nr. 41, 16. Februar 1856, 161f.); »Eine Parabel und Sprüche von Friedrich Güll.« (*Abendblatt* [...], Nr. 47, 23. Februar 1856, 185f.); »Bar-Cochba. Fragment aus einem epischen Gedicht von Karl Heigel.« (*Abendblatt* [...], Nr. 59, 8. März 1856, 233f.); »Nach Czechischen Volksliedern.« von »J. G.«, vermutlich Original-Übertragungen von Julius Grosse (*Abendblatt* [...], Nr. 71, 22. März 1856, 281f.); »Lord Murray und Lady Anne. Ballade von Felix Dahn.« (*Abendblatt* [...], Nr. 77, 29. März 1856, 305).

51 Berbig, wie Anm. 21, 104.

52 Heyse, wie Anm. 25, 236.

53 Theodor Fontane: *Gedichte*. 2., vermehrte Auflage. Berlin 1875, 216.

54 Berbig, wie Anm. 21, 106.

55 Ebd.

56 Paul Heyse an Theodor Fontane am 11. Februar 1859, zit. nach Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 41. Fontane erwog in der Folge, sich die Sendlinger Schlacht für den *Tunnel* vorzunehmen, vgl. Theodor Fontane an Paul Heyse am 9. April 1859, Erler (Hrsg.), wie Anm. 2, 56.

57 Hier hätte sich z.B. die Schlacht bei Mühldorf (1322) angeboten, in der Ludwig den habsburgischen Gegenkönig Friedrich den Schönen schlug und gefangennahm.

58 Ludwig der Bayer starb bekanntlich als römisch-deutscher Kaiser im Kirchenbann. – Eine zeitgenössische, populär gehaltene Darstellung Ludwigs des Bayern, auch mit entsprechenden antiösterreichischen und antipäpstlichen

Akzenten, bietet Eduard Duller: *Die Geschichte des deutschen Volkes* [...]. Mit hundert Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter und J. Kirchoff. Leipzig 1840, 290–312.

59 Auch hier bietet Duller, wie Anm. 58, 520–522, eine entsprechende Darstellung. – Vgl. zu jenem Aufstand der Bauern und Handwerker, so ausführlich wie ideologiekritisch, Ludwig Hüttl: *Max Emanuel. Der Blaue Kurfürst. 1679–1726. Eine politische Biographie*. München 1976, 429–473 und 658–676.

60 *Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung*, Nr. 65, 15. März 1856, 257.

61 Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang eine Stellungnahme Fontanes knapp ein Jahrzehnt später zum Widerstreit von wissenschaftlicher und poetischer Geschichtsschreibung: »Welche Lesart aber auch immer die richtige sein mag, [...] [m]it der historischen Aufhellung – die ohnehin höchst mißlich ist und oft noch mehr vorbeischießt als die Dichtung – ist dem Bedürfnis des Volkes nicht immer am besten gedient«; Th[eodor] Fontane: *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864*. [...] Mit 4 Portraits, 56 in den Text gedruckten Abbildungen und Plänen in Holzschnitt und 9 Karten in Steindruck. Berlin 1866, 204.

62 Wie erfolgreich Balladen in dieser Hinsicht sein konnten, demonstriert ein norddeutsches Schulbuch von 1890, das in seiner historiographischen Abteilung zum »deutsch-dänischen Kriege von 1864« nur einen einzigen Text bietet – die Ballade »Der Tag von Düppel« von »Fontane«; H[einrich] Keck und Chr[istian]. Johansen (Hrsg.): *Vaterländisches Lesebuch für die mehrklassige evangelische Volksschule Norddeutschlands*. 12. verbesserte Auflage, mit 68 Holzschnitten [...]. Halle/Saale 1890, 311.

Literatur-
geschichtliches,
Interpretationen,
Kontexte

Ein kreativer Apparat. Die Mediengeschichte von Theodor Fontanes Bibliotheksnetz und Lektürepraktiken¹

Petra McGillen

Wer die Überbleibsel von Theodor Fontanes Handbibliothek untersucht, erhält den Eindruck, dass in dem bedeutenden Realisten kein besonders eifriger Leser steckte: Am Ende seines Lebens reichten ein großer und ein kleiner Bücherschrank sowie zwei offene Regale aus, um die bescheidenen paar hundert Bände aufzubewahren, die er besaß und von denen ein Bruchteil im *Theodor-Fontane-Archiv* aufbewahrt wird.² Fontanes eigentliche Bibliothek war allerdings ganz anderer Natur – nicht an einen festen Ort gebunden, sondern virtuell; nicht auf bestimmte Themenbereiche beschränkt, sondern in ständiger Expansion begriffen; nicht mit einer zählbaren Menge von Objekten bestückt, sondern mit einer fluktuierenden Anzahl von Quellen. Fontane unterhielt ein postalisches Bibliotheksnetz, das ihn mit einem endlosen Zufluss von Lesestoffen versorgte, Stoffe, die entscheidend für den Autor und den Beginn seines Schreibprozesses waren. Mein Beitrag rekonstruiert die Mediengeschichte dieses Bibliotheksnetzes – einschließlich Wachstumsprinzipien, epistemischer Folgen und Fontanes Interaktion mit diesem Netz als Leser – um zu zeigen, dass die Bibliothek eine Poetik der Rekombination sowie die rhetorische Technik der *inventio*³ anregte, auf denen der Schreibprozess des Autors fußte.

Die Bibliothek hat logistische Spuren in einer Reihe von gedruckten und ungedruckten Quellen hinterlassen. Hierzu zählen Fontanes Briefwechsel, Tagebücher und seine nicht edierten Notizbücher.⁴ Mein Beitrag verbindet diese Quellen und profiliert Fontane als einen »allesfressenden« Leser, der sich strategisch einem Zuviel von Texten aussetzte und dabei mühelos zwischen »Highbrow-« und »Lowbrow-«-Quellen hin und her wechselte.⁵ Fontane reagierte auf dieses Übermaß verschiedenster Materialien mit einem Repertoire virtuoser Lektüretechniken. Die Lektüretechniken ermöglichten es ihm, mit dem gesamten Spektrum unterschiedlicher Quellen kreativ zu werden, die der Massenmedienmarkt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in enormen Mengen bereitstellte. Fontanes Bibliothek und Lektürepraktiken machen ihn zu einem prominenten Vertreter

des so genannten Zeitalters der »Textualisierung«⁶, das sich durch einen starken Anstieg in der Menge der Drucksachen, beschleunigte Textzirkulation, wachsende Lesefähigkeit in der Bevölkerung und die Entstehung eines mächtigen literarischen Marktes mit Massenpublikum auszeichnet. Somit kann die Geschichte von Fontanes Umgang mit seiner Bibliothek selbst zum Fall werden, an dem sich Bedingungen, Grenzen und Möglichkeiten von Lesen und Schreiben in der Medienlandschaft des neunzehnten Jahrhunderts untersuchen lassen. Im Folgenden stehen also drei Dinge auf dem Spiel: die weitgehend unbekannte Geschichte von Fontanes Interaktion mit seiner virtuellen Bibliothek, ein genaueres Verständnis der im Wandel begriffenen Textpraktiken im späteren neunzehnten Jahrhundert und die poetologischen Implikationen von Lektüre im Exzess.⁷

1. Adressen anhäufen: Fontanes Betrieb eines postalischen Bibliothekszetzes

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fanden Schriftstellerinnen und Schriftsteller sowie Leserinnen und Leser eine radikal veränderte und insgesamt instabile Lage vor. Technologische Innovationen wie die Rotationsschnellpresse mit Rollenzufuhr ermöglichten immer weiter ansteigende Auflagenzahlen, billigere Bücher und die Massenproduktion von Periodika, die dank verbesserter Bildreproduktionsverfahren in zunehmendem Maße mit Illustrationen ausgestattet waren.⁸ Insbesondere die illustrierten Familienzeitschriften – Hybridmedien zwischen Zeitung und Buch – präsentierten Texte und Bilder, Nachrichten und Romane, Produkte der Hoch- und Populärkultur sowie Ausschnitte aus literarischen und wissenschaftlichen Diskursen in einer heterogenen Mischung und eröffneten somit einen Lektürraum, der nicht länger ausschließlich literarisch strukturiert war.⁹ Vielmehr griff ein Massenpublikum auf diesen Raum zu, das neben Erbauung vor allem auf »Unterhaltung und Information«¹⁰ aus war und nicht bloß ausgewählte Bücher *las*, sondern die übergroße Masse von Drucksachen durchstöberte und *konsumierte*.

Fontane interagierte in einer Vielzahl von Rollen mit dem entstehenden Massenmedienmarkt: In seinen Tätigkeiten als Journalist, Herausgeber, Korrespondent, Dichter und Romancier (um nur einige dieser Rollen zu nennen) unternahm er Anstrengungen, an der neuen Lesekultur teilzunehmen und den Strom zirkulierender Texte für sein eigenes Schreiben anzuzapfen – letztlich mit dem Ziel, seine Texte wieder in eben diese Zirkulation einzuspeisen. Wie sich zeigen wird, war Fontanes wichtigstes Hilfsmittel für den Anschluss an den Umlauf der Texte seine einzigartige Bibliothek. Diese Bibliothek muss man sich in erster Linie als eine »postalische« vorstellen: Sie bestand aus einem Adressen-Netz, das zwischen Einzelper-

sonen und textproduzierenden Einrichtungen mit Zugang zu einer breiten Palette von Quellen geknüpft war. Wo auch immer Fontane sich befand, nutzte er seine »Bibliotheks-Konexionen«¹¹ und sandte Freunden und Bekannten briefliche Anfragen, um von ihnen bibliographische Hinweise, Literatur oder historisches Quellenmaterial für laufende Projekte zu erhalten. Als Ergebnis dieser Briefanfragen lief ein nicht endender Strom von Material durch die Arbeitsumgebung und die Hände des Autors, ohne je zum Stillstand zu kommen – denn sobald der Autor mit dem erhaltenen Material fertig war, ging es auf die Rückreise zum Leihgeber.¹²

Fontane betrieb viel Aufwand, um die Bewegungen seines Bibliotheksnetzes mit Hilfe seiner Tagebücher, Briefwechsel und – in geringerem Maße – seiner Notizbücher zu verfolgen. Zwischen den verschiedenen Notationsformen hin und her schaltend, führte der Autor alltägliche Routinen aus, mit denen er die Benutzung seiner postalischen Bibliothek im Wortsinn verbuchte:¹³ Er legte Aufzeichnungen über versandte wie eingegangene Briefe an und hielt Texte sowie andere Quellen fest, die er aufgetan hatte. Wie sehr diese Notationsverfahren denen der Buchhaltung ähnelten, drückte Fontane durch Wortbildungen wie »tagebuchen«¹⁴ und die Rede von seinem »Kerbstock«¹⁵ aus, mit dem er versuchte, seinen Briefverkehr zu überblicken. Da die Tagebücher, Briefwechsel und Notizbücher also teils in Logbuchfunktion eingesetzt wurden, stellen sie eine breite empirische Basis her, auf deren Grundlage wiederum sich das allgemeine Interaktionsschema Fontanes mit seiner postalischen Bibliothek abstrahieren lässt.

In Anlehnung an einen Ausdruck Manfred Sommers ist das Schema des »Sammelns wie ein Krake«¹⁶ am besten geeignet, um Fontanes Bibliotheksbenutzung zu beschreiben: Fontane war das mobile Zentrum, von dem aus lange Arme in mehrere Richtungen zugleich ausgriffen. Mit der Zeit nahmen Anzahl und Länge der Greifarme immer weiter zu, was es Fontane ermöglichte, seine Suchanfragen über ein Gebiet zu verstreuen, dessen physische und thematische Grenzen stets weiter expandierten.

Zwei Faktoren erwiesen sich für das schnelle Wachstum der Fontaneschen Bibliothek und ihre effiziente Benutzung als entscheidend. Zum einen sorgte die geographische Expansion des Preußischen Postnetzes dafür, dass die Infrastruktur, auf der Fontanes Bibliotheksnetz basierte, allmählich auf Norddeutschland, Europa und – mit der Gründung des »Weltpostvereins« im Jahre 1874 – auf den ganzen Globus ausgeweitet wurde.¹⁷ Zum anderen erzeugte Fontane im Zusammenhang mit seinen Recherchen permanent Metadaten, also Daten, die darüber Auskunft gaben, was sich wo finden ließ, und erweiterte auf diese Weise den thematischen Umfang und die Tiefe seiner Suchanfragen.

So genannte komplexe Adressen, die Fontane geradezu methodisch generierte, stellten eine Form solcher Metadaten dar. Der Autor notierte die

Namen von Personen, mit denen er sich schriftlich oder mündlich ausgetauscht hatte, und »taggte« sie mit zusätzlichen Informationen wie beispielsweise sozialem Status, beruflichem Profil oder Fachgebiet; außerdem fügte er Hinweise über den Kontext hinzu, in dem er einen Gesprächspartner kennengelernt hatte und notierte auch, mit wem er oder sie wiederum bekannt waren. Fontane stellte also eine Verbindung zwischen dem Namen und einem eindeutig identifizierbaren Ort her, an dem weitere Informationen abgefragt werden konnten. Die Informationen, die so mit einer Adresse versehen wurden, konnten ganz verschiedener Art sein; zum Beispiel konnte es sich dabei um eine historische Quelle, Expertenwissen oder auch die Veranschaulichung eines bestimmten soziologischen Typus handeln. Daraus resultierten typischerweise Datensätze wie der folgende Tagebucheintrag:

»28. Februar, Montag. [...] Um 4 ½ zum kl. Diner bei Herrn W. Hertz, Bendler-Straße 13. Zugegen: Herr Booth aus Hamburg, eine Autorität in der Forstwissenschaft und speziell mit nordamerikanischen Forstculturen vertraut; ferner: Frau v. Olfers und Fr. Marie v. Olfers, Herr Hans Hertz und Frau, Herr Referendar v. Putlitz (Sohn von Gustav zu Putlitz) und ein junger Herr von Arnim. Sehr angenehm animirte Gesellschaft. Herr Booth, der oft in Friedrichsruh ist, erzählte allerlei von Bismarck. [...]«¹⁸

Bei der Erzeugung und Anhäufung dieses persönlichen Adressenschatzes waren Fontane gesellschaftsbezogenes und thematisches »Tagging« so wichtig, dass er Quellen wie Adress-Anzeiger, Gästelisten an von ihm besuchten Kur-Orten, bibliographische Nachschlagewerke wie den *Moniteur des Dates* und diverse Preußische Adelslexika durchforstete, um Namen und thematische oder gesellschaftliche Inhalte zusammenbringen zu können.¹⁹ Denn nur, wenn diese Verbindung existierte, ließen sich die Adressen benutzen und konnten die zugehörigen Inhalte identifiziert, ausgewählt und mobilisiert werden.

»Sammelnde« Textgenres bildeten eine weitere Form von Metadaten in Fontanes Bibliotheksnetz, sie vergrößerten sowohl den Umfang als auch die Effizienz des Netzes und trugen zum aktuellen Stand der Inhalte bei. Innerhalb dieses Genres spielten Zeitungsberichte und Zeitschriftenartikel die mit Abstand wichtigste Rolle, da sie Fontane auf neue Themen aufmerksam machten und Hinweise auf weiterführende Quellen enthielten, ohne ihm den Zeitaufwand umfänglichen Studiums abzuverlangen. Seine Tagebücher, Briefe und Notizbücher zeigen, dass er gewohnheitsmäßig die gerade erst verfügbar gewordenen Massen von regionalen, nationalen und internationalen Tageszeitungen sowie Zeitschriften auswertete. Der Autor machte sich kurze Notizen zu Artikeln oder schnitt deren entscheidende Passagen aus und legte sie in seiner Materialablage ab, sodass er sich zu einem späteren Zeitpunkt vertiefter damit beschäftigen konnte. Da Fontane üblicherweise mehrere Zeitungen pro Tag las – dokumentiert in Notizen

wie »Zeitungen«, »Gelesen. (Wochenblätter)«, oder »Deutsche Blätter gelesen«²⁰ – begegnete er einem Themenspektrum, wie es keine noch so gut sortierte Zeitung allein hätte bieten können. Letztlich ließen Fontanes »Zeitungslektüren im Plural« seine expandierende Bibliothek thematisch genauso inklusiv verfahren, wie das differenzierte System der Massenpresse selbst verfuhr, aus dem die Bibliothek sich bediente. Andere »sammelnde« Textsorten stellten sicher, dass Fontanes Bibliothek mit laufenden kulturellen und wissenschaftlichen Debatten Schritt hielt. Dazu zählten Besprechungen von Buch-Neuerscheinungen, Theateraufführungen und Ausstellungen, Mitteilungsblätter regionaler Geschichtsvereine sowie die wöchentlichen Zusammenkünfte diverser kultureller und literarischer Clubs, bei denen wissenschaftliche Gastredner aus einer ganzen Reihe von Fächern Vorträge hielten.²¹ Das Bibliotheksnetz konstituierte somit, was Fontanes Zeitgenosse Heinrich Heine in einem ähnlichen Kontext einmal ein »Weltarchiv«²² genannt hatte und verzeichnete Quellen, die für Fontanes Arbeit an aktuellen wie historischen Themen relevant waren.

Durch das geringe physische Volumen dieser Metadaten war Fontane in der Lage, seine Bibliothek mitzunehmen und ihr enormes Potenzial von nahezu jedem beliebigen Ort aus abzurufen. Zur Übersetzung der Metadaten in konkrete Suchanfragen brauchte er lediglich zwei Adressen – eine, von der er seine Anfragen abschickte, und eine, an die er die Anfragen sandte, wodurch die Minimalbedingung moderner postalischer Kommunikation erfüllt war. Die große Durchschlagskraft der Fontaneschen Methode bestand in der Ausnutzung der Adresse als Technologie: Indem er die Adresse genauso abstrakt behandelte, wie es dies das Preußische Postsystem gerade erst ermöglicht hatte, machte er sich die technologisch neue Entkopplung der Adresse von der adressierten Person zunutze, auf der alle modernen Postsysteme fußen.²³ Die Anweisungen, die Fontane seinem Freund Paul Heyse zur brieflichen Recherche im Kontext von Heyses laufendem Dramenprojekt gab, sind in dieser Hinsicht sehr aufschlussreich und erhellen Fontanes Fähigkeiten der geschickten Adress-Ausnutzung. Heyse hatte ihn nach Literatur über Märchen, Sagen, Sitten und Alltag im historischen Pommern gefragt, womit er [Heyse] sein Drama *Hans Lange* auszugestalten gedachte. Fontane antwortete mit der folgenden, äußerst detaillierten Recherche-Strategie:

»Ich selbst habe nichts von der Art [...], aber ich werde mich zunächst mit Otto Roquette, dann mit einem Herrn v. Behr in der Nähe von Greifswald in Verbindung setzen, und was der eine nicht schaffen kann, wird der andre tun. [Otto Roquette] selbst, glaub ich, denkt nicht hoch von Wenden- und Pommerntum und ist schwerlich in diesen Dingen bewandert, er ist aber mit der ganzen hiesigen Friedländerei in der verwegensten Bedeutung des Worts nah befreundet und kann von den Friedländers, die, wie die Schwerins und Winterfeldts in der Armee, traditionell und massenhaft

in Bibliothek und Archiv dienen, alles erhalten, was er will. Schriebest Du nun selbst noch zu diesem Behuf an Otto Wald [= *Otto Roquette*], so bin ich überzeugt, daß Du alles erhalten würdest, was Dir nur irgendwie dienen kann.

Herr v. Behr, mit dem ich befreundet bin, ist Mitglied einer pommersch-archäologischen Gesellschaft und würde, wenn die Pumpe Otto Wald resp. Friedländer kein Wasser mehr geben sollte, gewiß bereit sein, das eine oder andre aus Greifswald herbeizuschaffen. [...] Ich empfehle Dir noch einen andren Weg. Hertz' Bruder ist Professor in Greifswald [...], und wenn's mit Professor Hertz nichts ist, so lebt dort Prof. Schaeffer oder Schaefer, mit dem unser Hertz ziemlich intim befreundet ist. Schaeffer ist Historiker und sehr angesehen und könnte alles ohne Mühe beschaffen.«²⁴

Die Passage ist exemplarisch für das Funktionieren von Fontanes »Bibliotheks-Konnexionen« und buchstabiert gleich mehrere verschiedene Arten aus, in denen sich der Autor Adressen zunutze machte. Zunächst einmal zeigt die Passage die Vorzüge, mehr als eine Person auf einmal zu kontaktieren, sodass sich die verschiedenen Quellen ergänzen konnten. Darüber hinaus verfährt Fontanes Recherche-Strategie nach dem Schneeball-Prinzip, das heißt, er kontaktierte Ansprechpartner, die aus ihren jeweiligen Positionen heraus weitere Ansprechpartner hinzuziehen konnten, wodurch die Materialsuche rasch an Umfang und Intensität zunahm. Das allerwichtigste Merkmal der postalischen Recherche-Strategie bestand jedoch darin, dass Fontane sein eigenes soziales Kapital mobilisierte, um die Anfrage zu starten und sie durch zahlreiche andere Adressen weiterzureichen. Im Laufe dieses Prozesses nahm die Anfrage auch das soziale Kapital auf, das mit den weiteren Adressen verknüpft war – bis sie das nötige Gewicht erreicht hatte, um die Barrieren zwischen Fontane und dem gewünschten Material zu durchbrechen. In der hier zitierten Passage reichte der lange Arm des »Kraken« Fontane somit via *Otto Roquette* und die Familie Friedlaender nicht nur in eine, sondern gleich in mehrere Bibliotheken und Archive, darunter die Königliche Bibliothek, das Preußische Geheime Staatsarchiv und die Bibliothek der Universität Greifswald.²⁵

Durch Adressen mit hohem »Schneeball-Potenzial« sprossen Fontanes »Bibliotheks-Konnexionen« in alle Richtungen und knüpften oder intensivierten Verbindungen zu Leuten, mit denen Fontane gemeinsame Bekannte hatte. Diese Verbindungen wiederum verminderten das Risiko, sich mit einer Anfrage festzufahren. Im Fall eines blockierten Zugangs zu einer Quelle, etwa durch Widerstand eines Archivhüters, hatte Fontane die Möglichkeit, die Blockade durch Quer- und Rückpässe zu umspielen. Die verminderte Wichtigkeit von Hierarchien in diesem Netzwerk erlaubte es Fontane außerdem, die Palette seiner Kontakte nicht nur oberhalb seiner eigenen sozialen Stellung auszuweiten, sondern auch unterhalb. Fontane war in der Lage – und machte davon auch reichlich Gebrauch – mit Leuten

aus einem weiten gesellschaftlichen Spektrum zu korrespondieren, wozu Professoren, Minister, Führungskräfte aus der Industrie, Grafen und Gräfinnen, Nonnen, Mittelschullehrer und Prediger ebenso zählten wie Polizeibeamte, Kneipenwirte, zweitklassige Schauspieler und Mätressen.²⁶ Solcherlei Kontaktpersonen versorgten Fontane in ihren Antworten mit einer Vielzahl unterschiedlicher Materialien.

2. Epistemologie des Bibliotheksnetzes

In seiner rapiden Expansion arbeitete das Bibliotheksnetz ohne interne Organisationsprinzipien. Die virtuelle Bibliothek wies kein festes Klassifikationssystem auf, sondern operierte nach einer bloß additiven Logik und fluktuierenden Auswahlkriterien bei der Inklusion heterogener Quellen. Epistemologisch gesehen bedeuteten aber gerade die instabilen Auswahlkriterien und die damit verbundene Unmöglichkeit der Klassifikation die größten Stärken der Bibliothek, denn gerade sie ermöglichten potenziell unbegrenztes Wachstum und erhöhten die Wahrscheinlichkeit für Überraschungen und die Neuheit der Inhalte (Neuheit sowohl im Sinne noch nicht publizierter Materialien als auch im Sinne unerwarteter Kombinationen). Hätte Fontane im Vorfeld einen Masterplan entworfen und ein Inhaltsverzeichnis seiner Bibliothek erstellt, dann hätte er vorab die Anknüpfungspunkte bestimmt, an denen sich neues Material hätte anschließen können; auf diese Weise hätte er die Expansion der Bibliothek in eine geordnete, feste und begrenzte Sequenz gezwungen.²⁷ Ohne diese Systematisierung konnte seine Bibliothek jedoch wachsen wie der Luhmannsche Zettelkasten: Alles ließ sich überall anschließen, und nichts war von vornherein ausgeschlossen.

Ein kompaktes Beispiel dieser additiven Logik und ihrer Auswirkungen lässt sich auf zwei Doppelseiten des Notizbuches E2 ausmachen. Dort listete Fontane Quellen auf, die er für seinen ersten Roman *Vor dem Sturm: Roman aus dem Winter 1812 auf 13*²⁸ konsultieren wollte. Die Einträge bieten einen Einblick in den *Modus Operandi* des Bibliotheksnetzes und zeigen, dass die inklusive Logik zur Nebeneinanderstellung ganz verschiedener Objekte und Quellen führte – zu einer Nebeneinanderstellung, die so radikal war, dass sie sogar Unterscheidungen nach Genres und nach zugeschriebenem literarischem Wert der Materialien außer Kraft setzte (Abb. 1 und 2).

Unter der Überschrift »Bücher« führt die Liste auf den Seiten 52r–53r eine kaum zu kategorisierende Vielzahl von Quellen und Genres auf; sie vermischt Metonymien für die Schriften bestimmter Autoren (»Marwitz«, »Voltaire«) mit spezifischen Literaturangaben (»Jahn's Volksthum«, »Die Reden Fichtes«) und dann wiederum spezifische Literaturangaben mit

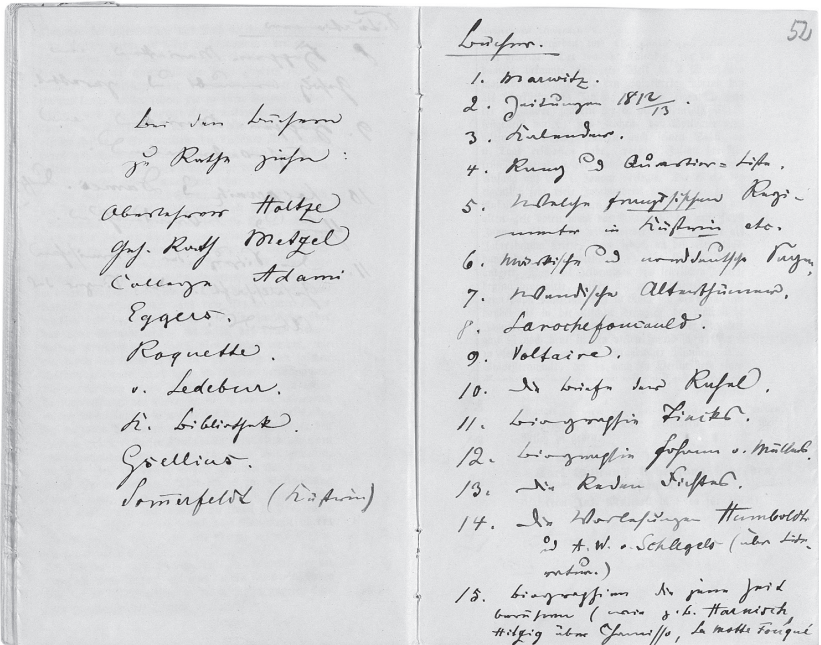


Abb. 1. Theodor Fontanes Notizbuch E2, 51v–52r (Transkription unten). Veröffentlicht mit Genehmigung der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz.

<p>Bei den Büchern zu Rathe ziehen:</p> <p>Oberlehrer Holtze Geh. Rath Metzgel College Adami Eggers. Roquette. v. Ledebur. K. Bibliothek. Gsellius. Sommerfeldt (Küstrin)</p>	<p style="text-align: right;">52</p> <p><u>Bücher.</u></p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Marwitz. 2. Zeitungen 1812/13. 3. Kalender. 4. Rang und Quartier-Liste. 5. Welche <u>französischen</u> Regimenter in <u>Küstrin</u> etc. 6. Märkische und norddeutsche Sagen. 7. Wendische Alterthümer. 8. Larochevoucauld. 9. Voltaire. 10. Die Briefe der Rahel. 11. Biographie Tiecks. 12. Biographie Johann v. Müllers. 13. Die Reden Fichtes. 14. Die Vorlesungen Humboldts und A. W. v. Schlegels (über Literatur.) 15. Biographien die jene Zeit berühren (wie z. B. Harnisch, Hitzig über Chamisso, La Motte Fouqué)
---	--

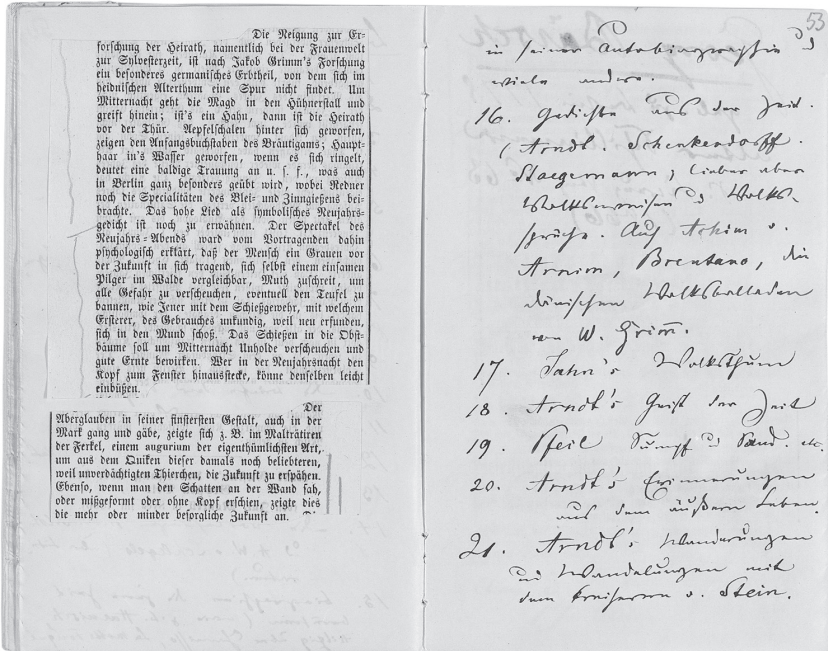


Abb. 2. Theodor Fontanes Notizbuch E2, 52v–53r (Transkription unten). Veröffentlicht mit Genehmigung der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz.

[Zeitungsausschnitt mit roten Buntstiftanstreichungen, vermutlich von Fontanes Hand, über Folklore, Sitten und Aberglauben in der Mark Brandenburg.]

in seiner Autobiographie und 53
viele andre.

16. Gedichte aus der Zeit
(Arndt. Schenkendorff.
Staegemann, lieber aber
Volksweisen und Volks-
sprüche. Auch Achim v.
Arnim, Brentano, die
dänischen Volksballaden
von W. Grimm.
17. Jahn's Volksthum
18. Arndt's Geist der Zeit
19. Pfeil Sumpff und Sand etc.
20. Arndt's Erinnerungen
aus dem äußern Leben.
21. Arndt's Wanderungen
und Wandelungen mit
dem Freiherrn v. Stein.

ganzen Textgenres (»Zeitungen 1812/13«), einschließlich Kalendern, statistischer Quellen wie Armee- und Quartierlisten, Lokalsagen, Biographien und Gedichten. Sogar eine offene Frage (»Welche französischen Regimenter in Küstrin etc.«) und ein Thema (»Wendische Alterthümer«) firmieren hier als »Bücher« und erhalten denselben Status wie beispielsweise die dänischen Volksballaden von Wilhelm Grimm. Die Namensliste auf der benachbarten Seite (51v) erhöht die Vielzahl der aufgelisteten Quellen weiter, indem sie Ansprechpartner mit sehr individuellen Arten von Expertise hinzufügt. Um bloß zwei Beispiele zu nennen: »Oberlehrer [Friedrich Wilhelm] Holtze«, ein Lehrer an der Potsdamer und später der Berliner Kadettenschule, kannte sich gut mit Lokal- und Militärgeschichte aus, wohingegen der Professor [Friedrich] Eggers kunstgeschichtliches Fachwissen beisteuern konnte.²⁹ Die Zeitungsausschnitte auf 52v schließlich ergänzen das Spektrum vertretener Genres um ein Element von Kolportage. In drastischen Details schildert der Zeitungstext diverse Formen von Abergläuben, die – so eine Passage aus dem kürzeren der beiden Ausschnitte – »auch in der Mark [Brandenburg] gang und gäbe« waren, wie zum Beispiel »das Malträtiren der Ferkel [...], um aus dem Quiken dieser [...] unverdächtigen Thierchen die Zukunft zu erspähen«. Die Zeitungsausschnitte stehen damit in bemerkenswertem Kontrast zu Quellen aus der Hochkultur wie Voltaire oder Fichte auf der Liste der »Bücher«. Die Inklusivität der Bibliothek machte all diese Quellen jedoch gleich, verfrachtete sie unter dieselbe Überschrift und bereitete sie auf ungehinderte Rekombination in den weiteren Arbeitsschritten des Autors vor. Wie das Beispiel zeigt, wurde auf diese Weise das Verständnis von Textualität radikalisiert, mit dem die Bibliothek und ihr Benutzer operierten. Standardmäßig traten hier Texte nicht nur zusammen mit anderen Texten auf, sondern ließen sich ganz grundsätzlich durchmischen und neu miteinander verbinden.

Die Notationsformen, mit denen Fontane die Bibliothek verwaltete, sorgten dafür, dass restriktive Klassifikationen sich darin niemals etablieren würden. Entweder führte der Autor Quellen im Format offener Listen in den Notizbüchern auf (wie im obigen Beispiel), oder er fügte in den Tagebüchern der laufenden Chronologie seines Alltags und Terminkalenders Schlüsselwörter und logistische Hinweise hinzu. Beide Formate erschweren den umfassenden Überblick, ließen sich dafür aber sehr einfach erweitern; selbst das Zeitungsblatt, in das Bücherlieferungen gewickelt waren, der »Einwickelbogen«, konnte so in diese Bibliothek eingehen.³⁰ Gerade durch das Fehlen von Organisationsprinzipien war Fontanes Bibliothek also nicht nur zu ungehindertem Wachstum fähig, sondern auch systematisch für Zufallsfunde offen.

Diese Eigenschaft stabilisierte den Langzeitwert der Bibliothek als Hilfsmittel des Fontaneschen Schreibens. Der Autor selbst veranschaulichte dementsprechend die epistemologische Leistung des expansiven

Netzwerkes und der Materialmasse, die sich damit erzeugen ließ, mit Rückgriff auf ein Kreativitätsmodell. In einem Brief, mit dem er seinem Freund Georg Friedlaender von einem Besucher erzählte, den er jüngst zu Gast hatte, schrieb Fontane: »Ich amüsierte mich sehr und empfand wieder, daß es nicht wohlgethan ist sich in seinem Verkehr auf 3 Menschen zu beschränken. Man lernt sich bald gegenseitig auswendig, was das Interesse mindert und den Einzelnen rasch entwerthet.«³¹ Fontanes Anspielung auf das Auswendiglernen setzt die Auswirkungen einer kleinen Anzahl von Quellen mit dem auf *imitatio* basierenden Bildungsmodell der Lateinschulen gleich, einem Modell also, das zur Wiederholung derselben Inhalte aufforderte und gerade nicht zur Produktion von genuin Neuem. Umgekehrt drückt Fontanes Vergleich aus, dass gerade die Materialmasse die Pertinenz einzelner Elemente sicherstellt und somit Alternativen zu bloßer *imitatio* bieten kann. Der Preis jedoch, den der Bibliotheksnutzer für die Abkehr von der *imitatio* zu zahlen hatte, war die Unberechenbarkeit, die die Material-Überlast mit sich brachte.³²

Der Punkt der Überlastung (und der sich somit einstellenden Unberechenbarkeit) war zugleich der Punkt, an dem Fontanes Bibliothek in der Vollform entstand. Historisch ist er nicht exakt zu datieren. Gewinnbringender ist das epistemologische Argument, dass die Bibliothek in dem Moment ihre Vollform erreichte, als sie begann, Fontane zu überraschen – das heißt, als sie begann, zusätzlich zu bestellten Quellen auch unaufgefordert Material zu generieren, und zwar ganz einfach deswegen, weil die offene Struktur und das Potenzial für Rekombination innerhalb der virtuellen Bibliothek Fontanes Wissen über die Inhalte überstieg.³³

Die medialen Eigenschaften der Fontaneschen Bibliothek und der Umgang des Autors mit ihr führten zu unregelmäßigen Konkretisierungen des Materials. Die virtuelle Bibliothek wurde Wirklichkeit in handfesten Stapeln von Büchern und Texten, deren Kohäsionsregeln sich ständig änderten. Das von der postalischen Bibliothek bereitgestellte Material war »massenhaft«³⁴ um Fontane ausgebreitet und erzeugte temporäre Intensitätsfelder. Sobald die Ausleihfrist vorüber war und Fontane das Material zurück in die Virtualität seines Netzwerkes schickte, verschwanden diese Felder wieder, doch neue entstanden mit dem Empfang weiterer Lieferungen. Fontane betrieb somit eine zweigesichtige Bibliothek, in der sich eine virtuelle und weiche innere Architektur sowie potenziell unbegrenzter Umfang mit der greifbaren Materialität der erzeugten Inhalte verbanden. Die Medialität seiner eigentümlichen Bibliothek ließ den Autor somit ganz wörtlich *in touch* mit einem Übermaß von Material sein. Dieser Modus der direkten Berührung prägte auch Fontanes Lektürepraktiken.

3. Die Poetik brutaler Lektüre

Fontane begegnete den mitunter nicht mehr kalkulierbaren Materialmassen, die sein Bibliotheksnetz bereitstellte, mit einer Lektüretechnik, die in der Geschichte des Lesens unter dem Stichwort der »brutalen Lektüre«³⁵ bekannt ist. Brutale Leser kennzeichnet, dass sie sich ganz von Affekten leiten lassen und sich um die Angemessenheit ihres Tuns nicht sorgen; sie brechen die ihnen vorliegenden Texte rücksichtslos in Stellen auseinander, die ihr Interesse fesseln, und ignorieren den dazwischenliegenden Rest.³⁶ Fontane, wie im Folgenden gezeigt werden soll, verkörperte nicht nur einen solchen »brutalen« Leser in Reinform, sondern diese Lektüretechnik erlaubte es ihm geradezu, mit dem Material, das sein Bibliotheksnetz im Übermaß erzeugte, kreativ zu verfahren. Fontanes wichtigste Lektüretechnik verwandelte Lesen von einem überwiegend rezeptiven in einen äußerst produktiven Akt und regte zu einer Poetik der Rekombination an, die mit steigenden Materialmassen immer erfinderischer wurde.

Die Voraussetzung für brutale Lektüre ist eine gleichermaßen emphatische wie gelöste Haltung gegenüber dem Text, denn es handelt sich hierbei um eine Lesetechnik, die sich in einem Moment voll und ganz auf den Text einlassen kann, nur um im nächsten Moment wieder loszulassen, und die somit zwischen Immersion und freiem Textumgang hin und her wechselt. Fontane realisierte diese Haltung vollkommen durch ein Repertoire virtuoser Lesetechniken, mit denen er sämtliche Parameter der Lektüre, also Ansatz, Tempo, Aufmerksamkeit, Intensität und Dauer, *ad libitum* manipulierte. Jeder dieser Parameter – Lesen mit schneller oder langsamer Geschwindigkeit; auf den Punkt genau konzentriert oder mit schwebender Aufmerksamkeit; mit hoher oder niedriger Intensität; selektiv auf der Jagd nach etwas Bestimmten oder stöbernd; von Anfang bis Ende oder stellenweise – konnte in diesem Repertoire mit jedem anderen in Kombination auftreten. Die Tiefe dieses Repertoires ist in Fontanes zahlreichen Selbstbeschreibungen seiner Lese-Akte gespiegelt; sie reichen von »durchstöbern«³⁷, »durchblättern«³⁸, »schmökern«³⁹ und »überfliegen«⁴⁰ via »durchsehen«⁴¹, »von a bis z durchlesen«⁴², »wissenschaftlich durchstudieren«⁴³, »extrahieren«⁴⁴ sowie »zerlesen«⁴⁵ bis hin zu »sich vertiefen«⁴⁶, »den Text langsam trinkend zu sich nehmen«⁴⁷, »sich den Text vorlesen lassen«⁴⁸, »über den Text herfallen«⁴⁹ und schließlich »sich wie blind und toll darauf stürzen«⁵⁰.

Fontanes ausführlichere Selbstbeschreibungen fügen diesem Bild weitere Facetten hinzu und verdeutlichen, dass viele seiner virtuoson Fähigkeiten darauf ausgerichtet waren, Texte zu verlebendigen und ihre Wirkung zu erhöhen, nahezu unabhängig davon, wie die Texte selbst beschaffen waren und welchen Genres sie angehörten.⁵¹ Das lässt sich besonders gut an den zahlreichen Fällen beobachten, in denen Fontane –

ungeachtet dessen, ob er ein Gedicht, eine Buchbesprechung oder beispielsweise auch ein historisches Dokument vor sich hatte – mit allen Sinnen las. Der Autor übersetzte seine Lektüreerfahrung in Körperbewegungen und starke Affektreaktionen (wie Freudentränen, Fiebrigkeit, Schwindel sowie emotionale Ausbrüche), griff auf diätetische Metaphern zurück und fällte nicht zuletzt drastische Werturteile über die Texte.⁵² Fontanes Virtuosität erwies sich somit als Antwort auf die Herausforderungen, die das im Übermaß eingehende und heterogene Material an den Leser stellte. Die Verlebendigungsstrategien halfen, beim Lesen kontinuierlich Unterscheidungen im Material zu treffen, statt angesichts der Textmassen einfach abzuschalten.

Unter derart gesteigerten Bedingungen war Fontane in der Lage, als brutaler Leser zu agieren und die Lesetechnik – die er selbst nicht »brutal« nannte, sondern als »meine sprungweise Methode«⁵³ bezeichnete – auszuführen. Dieser Technik traute er starke poetologische Auswirkungen zu. In der Tat sah Fontane brutale Stellenlektüre als einen »Kreativitätsapparat« an, wie aus einem äußerst instruktiven metaphorischen Vergleich in den privaten Lektürenotizen des Autors hervorgeht. In einer Notiz, in der Fontane sich zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller sowie Schopenhauers *Parerga und Paralipomena* äußerte, hielt er fest:

»Eben habe ich 30 Seiten im Schiller-Goethe-Briefwechsel gelesen. Alles sehr fein, vornehm und bei vieler Reserviertheit doch eine schöne Offenheit. Nichtsdestoweniger wirkt es im Vergleich zu Schopenhauers Schreibweise insipide, beinahe langweilig. Ich möchte Goethe/Schiller mit einer Voltaschen Säule, Schopenhauer mit einer geladenen Leydener Flasche oder mit einer in Tätigkeit begriffenen Elektrisiermaschine vergleichen. Der galvanische Strom jener ist von großer Kraft, aber er blitzt und leuchtet nicht wie der überspringende Funke.«⁵⁴

Bemerkenswerterweise befasst sich Fontanes Kommentar nicht mit dem Inhalt der Schriften Goethes, Schillers und Schopenhauers; vielmehr geht es um ihre jeweiligen Stile oder *Schreibweisen*, die Fontane als die eigentlichen Energiequellen der Texte ausmacht. Die Schreibweisen unterscheiden sich darin, dass der Briefwechsel Schiller/Goethe einen thematisch zusammenhängenden Dialog entfaltet, wohingegen es sich bei Schopenhauer um einen aphoristischen Text handelt. Wie der Titel schon sagt, präsentiert Schopenhauers Text »vereinzelte« Gedanken und erfordert schon qua Genre eine andauernde Stellenlektüre. Genau dieser Stellenlektüre – einer Lektüre, zu der es keinen Kontext gibt und die in Sprüngen verfährt – unterstellt Fontane die stärkeren »elektrisierenden« Eigenschaften: Während die Schreibweise Schillers und Goethes eine Lektüre in Gang bringt, die wie eine »Voltasche Säule« gleichmäßig Strom erzeugt, figuriert die Stellenlektüre in Fontanes Beschreibung als elektrostatischer Generator und somit

als eine Maschine, die kurze, aber schwere Stromschläge mit hoher Ladung produziert. Diese besondere Leseweise, so Fontanes Notiz, entzündet den Funken, der dann auf den Leser überspringt.

Entscheidend an dieser Passage ist, dass Fontane die uralte Kreativitätssemantik, den »zündenden Funken«, mit einem technischen Apparat unterfüttert, der, einmal zum Laufen gebracht, eine wiederholbare Aufgabe ausführt. Wenn man dieses Bild als Fontanesche Selbstbeschreibung der »sprungweisen Methode« ernst nimmt, tritt ihre poetologische Funktion klar hervor: Brutale Lektüre ermöglicht es Fontane, die »Elektrifiziermaschine« anzuwerfen und in Texten, die von sich aus weder aphoristisch noch anderweitig anregend sind, elektrisierende, »digressive Energie«⁵⁵ freizusetzen. Unter Rückgriff auf sein ganzes virtuoses Technik-Repertoire springt Fontane in seinen Texten umher, reißt Stellen aus ihren Kontexten, bringt sie miteinander in Kontakt und entfacht auf diese Weise »Funken«.

Fontanes Tagebücher und separate Lektürenotizen belegen sowohl die Häufigkeit als auch die Kunstfertigkeit, mit der er diese Leseweise zur Anwendung brachte; immer wieder ist die Rede davon, wie er »in« einem Text liest und nicht den Text als ganzen. Typische Tagebucheinträge lauten: »In Storm und Heines *Romanzero* gelesen« sowie »In Gneist's Buch gelesen.«⁵⁶ (Bemerkenswert ist an diesen Einträgen auch, dass sie überhaupt nicht spezifizieren, mit welchen von Storms Schriften der Autor sich beschäftigt hatte). In unregelmäßigen Abschnitten vorgehend, sprang der »brutale« Leser Fontane von Text zu Text und Buch zu Buch und kombinierte uneingeschränkt Autoren und Genres. Auf diese Weise pendelte er wiederholt zwischen Scotts *Waverley* und *Tales of a Grandfather*,⁵⁷ las »Turgenjew und Lessing abwechselnd«⁵⁸, kombinierte Goethe mit Schopenhauer und dann wieder Schopenhauer mit Jean Paul⁵⁹ oder schaltete »halbständig wechselnd« zwischen den Essays zweier Historiker hin und her.⁶⁰

Der brutale Leser Fontane nahm zwei technische Vorrichtungen bei der Ausführung seiner Kunst, dem Funkenschlagen aus Stellen, zu Hilfe, was die Wichtigkeit der besonderen Lesemethode für den Arbeitsprozess des Autors unterstreicht. Zum einen handelte es sich dabei um einen »Fangeball«, der auf Fontanes Schreibtisch stand und sich als nützlich erwies, wenn Fontane stundenlang ohne Unterbrechung las. Der Fangeball regte einige der Fähigkeiten an, die essentiell für brutale Lektüre waren, nämlich rhythmisierte Bewegung und augenblickliche Konzentration, um den Ball (bzw. eine Textstelle) im richtigen Moment zu erwischen.⁶¹ Bei der anderen Vorrichtung handelte es sich um eine besondere Einband-Art, die es Fontane erleichterte, eine große Anzahl von Seiten mit hohem Tempo zu durchblättern und darin herumzuspringen. In unregelmäßigen Abständen bat der Autor einen seiner Berliner Buchbinder, die Stapel von Zeitungen, Zeitschriftenausgaben und lose Blätter zu bündeln, die in seiner Wohnung

verstreut herumlagen, und zwischen starke Einbanddeckel zu bringen.⁶² Da es sich hierbei um billige Einbände handelte und der Buchbinder die Seiten recht grob auf die richtige Größe zuschnitt, liegt die Vermutung nahe, dass die Einbände nicht die Haltbarkeit, sondern die Benutzbarkeit des Materials erhöhen und die losen Blätter in eine buchähnliche Form bringen sollten, auf die der brutale Leser leichter zugreifen konnte.⁶³

Fontanes wichtigste Lektüremethode hatte starke poetologische Auswirkungen, die noch über den Effekt hinausgingen, den Fontane selbst mit dem »überspringenden Funken« beschrieben hatte. Vielmehr aktualisierte seine Methode eine alte rhetorische Erfindungstechnik, die ebenfalls auf gewagten Sprüngen von Textpassage zu Textpassage basierte. Das geht aus einem Brief hervor, in dem Fontane beschreibt, was er an der Zeitungslektüre »hochpoetisch« fand. Das »Hochpoetische« der Zeitung illustrierte er mit der Aneinanderreihung von Schlagwörtern, die aus einem schnellen Durchgang durch mehrere Ausgaben der *Vossischen Zeitung* zusammengezogen waren:

»Ich lese die Zeitung mit der Andacht eines Philisters, aber mit einer Gesinnung, die das Gegenteil von Philisterium ist. Es vergeht kein Tag, wo nicht aus diesem elenden Löschpapier etwas Hochpoetisches zu mir spräche: der Kaiser und Bismarck, die stille und dann auch wieder laute Kriegführung zwischen beiden, die Hofpredigerpartei, Kögel, Stoecker, Dryander, Bazillus-Koch, Goßler, 2000 fremde Ärzte, Große-Kurfürsten-Feier, Wißmann und Dampfschiffe auf dem Victoriasee – das alles macht mir das Herz höher schlagen [...].«⁶⁴

Keine höhere Ordnung erklärt die thematischen Sprünge, die vom deutschen Kaiser über theologisch-politische Debatten zu einer Medizin-Konferenz und schließlich zu Dampfschiffen auf dem Viktoria-See führen. Die rapide zusammengefügte und unregelmäßige Kette von Anspielungen stellt vielmehr eine *percursio* dar, eine Anhäufung von »Summen ohne Details«⁶⁵ oder Überschriften ohne Haupttext. Nach den Regeln der Schulrhetorik verdiente es jede dieser Summen, weiter ausgearbeitet zu werden, doch die *percursio* zählt sie lediglich in einer übergangslos gestalteten Liste auf (b)[...] Bazillus-Koch, Goßler, 2000 fremde Ärzte [...]). Auf diese Weise kann der Rhetor bzw. Schriftsteller ein großes thematisches Gebiet mit hoher Geschwindigkeit durchqueren.⁶⁶ Fontanes »Summen« sind *Topoi* des zeitgenössischen Zeitungsdiskurses und markieren den Sitz von Argumenten in laufenden Debatten. Das ganze Verfahren erweist sich somit als Schnellversion der klassisch-rhetorischen Technik der *inventio*⁶⁷: Während die *Topoi*, wie immer in der Rhetorik, als Mittel zum Auffinden von Formulierungen dienen und somit die Textproduktion erleichtern sollen, ermöglichen ihre rapide und unregelmäßige Aufzählung dem Schriftsteller oder der Schriftstellerin, über typische Verbindungen von Themen hinauszugehen. Abweichungen vom Normalgebrauch, das Knüpfen neuer Verbindungen,

ist in der Tat »hochpoetisch«, ereignet sich aber nicht aus dem Nichts, sondern angeregt von Fontanes »sprungweiser Methode«.

Fontane machte den hier rekonstruierten Zusammenhang zwischen brutaler Stellenlektüre und rhetorischer *inventio* in einer Selbstbeschreibung verbindlich, mit der er an einer Umfrage zum Thema »Die Technik des künstlerischen Schaffens« teilnahm. Das Magazin *Der Zuschauer* hatte die Umfrage angestoßen und eine Reihe von zeitgenössischen Schriftstellern angesprochen, unter denen sich auch Fontane befand.⁶⁸ Fontanes Antwort war seine Technik: Wiederum wandte er eine *percursio* an – diesmal etwas stärker geglättet als die abrupte Aufzählung von Substantiven im vorherigen Beispiel – und unterstrich damit die Methode, die seiner Kreativität zugrunde lag:

»Ich gehe im Thiergarten spazieren und denke an Bismarck oder an eine Berliner Schrippe oder an einen Spritzfleck auf meinem Stiefel und da fällt mir was ein, was ich ebenso gut auf den Kaiser von China wie auf die Lucca oder den Eckensteher Nante Strump beziehen kann. Kommt es mir aus einem traumhaften Zustande heraus zum Bewußtsein, daß das, was mir einfiel, einen passablen Anspruch darauf haben dürfte, der Welt mitgeteilt zu werden, so beginne ich mich mit der Form dafür zu beschäftigen, die heute so ist und morgen so. In der Regel wird überhaupt nichts draus; es verthut sich, es verfliegt wieder. Geht der Beschäftigungsprozeß aber weiter, so ist schließlich was da. C'est tout.«⁶⁹

Obwohl Fontane hier keinen Akt des Lesens beschreibt, ist das Prinzip doch dasselbe wie in seiner Erklärung des »Hochpoetischen« der Zeitungslektüre. Wie die Phrase »da fällt mir was ein« suggeriert, beschreibt Fontane seinen Schaffensprozess wiederum als von assoziativen Verbindungen vorangetrieben, die durch freie und fortlaufende Rekombination angeregt werden. Der Prozess ist offen; die Verbindungen sind zufällig, ephemere und beweglich, sodass sie meistens zu gar nichts führen; doch wenn der Prozess weiterläuft, kommt schließlich »etwas« dabei zustande. Fontanes Benutzung seines Bibliotheksnetzes machte den Moment, an dem etwas zustande kommen konnte, wahrscheinlicher. Das Bibliotheksnetz ermöglichte genau diese Art von radikal-assoziativer Poetik der Rekombination und transformierte die Lektüre in einen Schauplatz technisch gestützter Kreativität.

Schlussendlich verwandelte Fontanes »sprungweise Methode« das Lesen von einem Akt produktiver Rezeption in einen Akt rezeptiver Produktion. Der brutale Leser Fontane zeichnete sich durch ein besonderes Verhältnis zu Geschriebenem aus. Dieses Verhältnis war von der grundsätzlichen Annahme geprägt, dass »Literatur ein Corpus [ist], das an jeder Stelle zerfallen kann in einzelne *membra disiecta*, welche dann zusammengefügt werden können zu einer neuen Ordnung«⁷⁰. Fontane rückt damit in die unmittelbare Nähe technisch unterfütterten Kompilierens, einer

frühmodernen Tradition, wonach Texte niemals vollendet sein können, sondern immer der Neuordnung und Rekombination offenstehen.⁷¹ Auf der technologischen Grundlage seines Bibliotheksnetzes übertrug Fontane diese Tradition ins neunzehnte Jahrhundert. In seinen Notizbüchern und anderen Speichermedien häufte er *membra disjecta* aus einem Quellspektrum an, wie es nur der entstehende Massenmedienmarkt mit seinem bis dato nicht dagewesenen Tempo und Umfang bereitstellen konnte, einem Spektrum, das sprichwörtlich von den Klassikern bis zur Regenbogenpresse reichte.

Fontanes Fall exemplifiziert, radikalisiert und überschreitet somit gleich mehrere Merkmale des neuen Massenmedienmarktes und die damit verbundenen Textpraktiken. Bezeichnenderweise hatten die meisten von Fontanes Schriftstellerkollegen für eben diese Merkmale nichts als Verachtung übrig. Während Wilhelm Raabe, um nur ein Beispiel zu nennen, illustrierte Familienblätter als Publikationsorte verabscheute, an denen seine Romane sich »prostituieren«⁷² mussten, schloss Fontane diese und andere Periodika ganz bewusst in seine Bibliothek ein.⁷² Mehr noch: Wie gezeigt wurde, machte der Autor die Inklusion dieser Quellen sogar programmatisch und behandelte die daraus erwachsende Material-Heterogenität nicht als Bedrohung oder Ärgernis auf dem Weg zu hoher Literatur, sondern als Basis für ein kreatives Verfahren, das von immer größeren assoziativen Sprüngen angeregt wurde. Fontane exemplifizierte daneben auch einige der Lesegewohnheiten, die Raabe, Hebbel und andere Autoren stark mit dem neuen Massenpublikum in Verbindung brachten und in jeder Hinsicht für ungut und gefährlich hielten:⁷³ Fontane las rücksichtslos im Interesse gesteigerter Wirkung; blätterte; war unbesorgt im Hinblick auf Dekor und war rastlos. Zugleich ging er auf entscheidende Weise über die Gewohnheiten und das Können des Massenpublikums hinaus, da er in der Lage war, sein Lesen mit Hilfe eines virtuosen Repertoires von Fähigkeiten zu variieren. Die Virtuosität, mit der Fontane seine Lektüremethoden veränderte und sich auf Materialien ganz unterschiedlicher Komplexitätsstufen einlassen konnte, war wiederum grundlegend für die Vielseitigkeit seiner eigenen Textproduktion. Auf der Basis dieser Virtuosität konnte er Materialien der Hoch- und Populärkultur zusammenziehen und Texte hervorbringen, die für den Markt geschrieben waren und literarische Qualität besaßen.⁷⁴

Die Ergebnisse der hier geleisteten Rekonstruktion fordern dazu auf, Untersuchungen des Fontaneschen Papier-Kosmos und – auf allgemeinerer Ebene – textueller Praktiken unter den Bedingungen des frühen Massenmedienmarktes neu auszurichten. Ersichtlich geworden ist, dass Fontanes Lektürepraxis von einem Apparat gestützt wurde, der Material im Überfluss erzeugte, Werk- und Genre-Grenzen überschritt und immer neue kompilatorische Rekombinationen möglich machte. Für Analysen des

Lesers Fontane ist daher die Frage des *Wie* der Lektüre viel entscheidender als die des *Was*. Angesichts eines lesenden »Allesfressers«, der sich ganz bewusst einem Zuviel aussetzt und für den radikale Intertextualität die selbstverständliche Ausgangslage darstellt, ist der Erkenntnisgewinn von Studien begrenzt, die sich auf den Einfluss einzelner Autoren oder Quellen konzentrieren.

Die aufschlussreichere Frage wäre daher, welche Schreibverfahren sich an Fontanes virtuose Lektüre-Modi anschließen. *Percursio* bildet hierbei nur den Anfang; eine erweiterte Perspektive, die nicht nur Fontanes Bibliothek, sondern auch die Medien und Werkzeuge seines Schreibens einbezieht, hat das Potenzial, weitere produktive Verfahren sichtbar zu machen.⁷⁵ Die hier vorgelegte Rekonstruktion des Fontaneschen Bibliotheksnetzes ist also nur der erste Schritt innerhalb eines größeren Ansatzes, der darauf angelegt ist, Fontanes literarische Texte »vom Maschinenraum« aus zu lesen und herauszuarbeiten, wie aus der Kompilation verschiedenster Materialien letztlich die glatten Textoberflächen werden, für die Fontanes Novellen und Romane berühmt sind. In seinem Fall ist die Differenz zwischen heterogener Textunterseite und stilistischer Glätte des veröffentlichten literarischen Produkts besonders ausgeprägt. Beobachtungen aus dem Maschinenraum versprechen daher Erkenntnisse darüber, auf welche Weise die Ausgangsmaterialien eines Schriftstellers (oder einer Schriftstellerin) »literarisch« werden können. Fontane in den Maschinenraum der Textproduktion zu folgen, eröffnet schlussendlich auch Möglichkeiten, das gespannte Verhältnis von (Material-)Überfluss und Kreativität neu zu beschreiben. Die gängige Rede von der Informationsüberflutung suggeriert, dass ein Zuviel an Information kreative Aktivitäten erstickt. Im Gegensatz dazu zeigt die Mediengeschichte der Fontaneschen Lektürepraxis, dass die Überverfügbarkeit von Material für einen virtuosens Leser nicht das Ende der Kreativität bedeuten muss, sondern ihren Anfang.

Anmerkungen

1 Der vorliegende Beitrag ist die Übersetzung eines englischen Aufsatzes, den die Verfasserin unter ihrem Geburtsnamen in *The Germanic Review* Jg. 87 (2012) Nr. 1, 72–90, veröffentlicht hat. Die Verfasserin dankt Michael McGillen für seine konstruktiven Anregungen und Hannah Hunter-Parker für ihre gründliche Durchsicht des Typoskripts. Copyright 2012 From *A Creative Machine: The Media History of Theodor Fontane's Library Network and Reading Practices* by Petra Spies. Reproduced by permission of Taylor & Francis, LLC (<http://www.tandfonline.com>).

2 Wolfgang Rasch: *Zeitungstiger, Bücherfresser. Die Bibliothek Theodor Fontanes als Fragment und Aufgabe betrachtet*. In: *Imprimatur* Jg. 19 (2005), 103–144.

3 Die klassische Rhetorik versteht unter *inventio* den »ersten Aufgabenbereich« des Redners, die »Findung« und Sammlung geeigneter Stoffe. Zugleich ist damit ein Modus rhetorischer Kreativität bezeichnet, der auf der Annahme basiert, dass ein umfangreicher Materialvorrat den Schreibprozess erleichtert, da der Redner, statt mit einem leeren Blatt zu beginnen, sich aus einem Repertoire von Möglichkeiten zum Ausdruck seiner Gedanken bedienen kann. Siehe Manfred Kienpointner: *Inventio*. In: Gert Ueding (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 4. Tübingen 1998, 561–587, hier 561.

4 Die 67 erhaltenen Notizbücher Fontanes befinden sich im Besitz der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz und wurden als Dauerleihgaben mit den Archivsignaturen A bis E im TFA aufbewahrt; hier beziehe ich mich auf Notizbücher E2 (ca. 1866) und D2 (1864). Vgl. auch die im Entstehen befindliche, genetisch-kritische Edition unter der Herausgeberschaft von Gabriele Radecke

(<https://fontane-nb.dariah.eu/index.html> – Zugriff am 1.3.2017). – Verweise auf Notizbuchseiten folgen noch der ursprünglichen, im Zuge der Edition inzwischen geänderten Paginierung.

5 Die vorliegende Untersuchung macht sich hierbei Friedrich Kittlers grundlegende Einsicht zunutze, dass der Vorgang des Lesens von Technologien, Institutionen und fest verinnerlichten, körperlichen Praktiken determiniert wird. Kittler schließt daraus, dass das Lesen durch die historische Rekonstruktion dieser technischen und praktischen Parameter beschrieben werden muss. Kittlers Programm ist kompakt zusammengefasst in David E. Wellberys Vorwort und Kittlers eigenem Nachwort zur zweiten Ausgabe der englischen Übersetzung von *Aufschreibesysteme 1800/1900*. Siehe Friedrich A. Kittler: *Discourse Networks 1800/1900*. Übers. von Michael Metteer mit Chris Cullens. Stanford 1992, vii–xxxiii und 369–374.

6 Lynne Tatlock: *Introduction: The Book Trade and ›Reading Nation‹ in the Long Nineteenth Century*. In: (dies., Hrsg.): *Publishing Culture and the ›Reading Nation‹: German Book History in the Long Nineteenth Century*. Rochester 2010 (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture), 1–21, hier 1.

7 Die Geschichte ist insofern unbekannt, als dass sich bisherige Studien zum »Leser« Fontane entweder auf Fragen des literarischen Einflusses (insbesondere kanonischer Autoren) oder auf seinen Bildungsgang, seine »Halbbildung«, konzentriert haben. Das *Fontane-Handbuch* ist in dieser Hinsicht sehr aussagekräftig. Mit der Ausnahme Wolfgang Raschs, auf dessen Aufsatz hier dankbar zurückgegriffen wird, hat die bisherige Fontane-Forschung die *Masse* der Lesestoffe als Ausgangsbedingung von Fontanes Lektüre nicht ernstgenommen. Vgl. Hugo Aust: *Kulturelle Traditionen*. In:

Helmuth Nürnberger und Christian Grawe (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. Tübingen 2000, 307–404.

8 Laut Tatlock stieg die Anzahl der jährlich in Deutschland produzierten Bücher im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts so rasant an, dass ab 1910 hierzulande weitaus mehr Bücher hergestellt wurden als in jeder anderen führenden Industrienation. Außerdem vervielfachte sich die Anzahl der Journaltitel zwischen 1826 und 1927 um das achtzehnfache, was bedeutet, dass sie sich alle fünfundzwanzig Jahre mehr als verdoppelte. Tatlock, wie Anm. 6, 4–7.

9 Rudolf Helmstetter: *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des poetischen Realismus*. München 1998, 47–48.

10 Tatlock, wie Anm. 6, 6.

11 Theodor Fontane: *Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse*. Hrsg. von Gotthard Erler, Berlin 1972, 114. Der Begriff fällt zudem in einem Brief Fontanes an Bernhard von Lepel. Vgl. Theodor Fontane: *Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Der Briefwechsel*. Bd. 1. Hrsg. von Gabriele Radecke. Berlin 2006, 111.

12 Rasch argumentiert überzeugend, dass Fontanes Umgang mit Lesematerialien von Anfang an durch Ausleihe geprägt war. Zu den frühen Ausleihquellen gehörten Lesezirkel, Leihbibliotheken und die Privatbibliotheken gut betuchter Freunde. Rasch, wie Anm. 2, 107.

13 Es gibt zahlreiche Belege für das Zusammenspiel der drei Notationsformen, etwa Briefe und Notizbucheinträge, die in Tagebuchformat übergehen und umgekehrt Tagebucheinträge, die auf Briefe und Notizbücher verweisen. Vgl. zum

Beispiel Emilie und Theodor Fontane: *Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles. Der Ehebriefwechsel 1873–1898*. In: GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 3. 1998, 424–426; *Notizbuch D2*, 10v–43v; Theodor Fontane: *Tagebücher 1866–1882, 1884–1898*. In: GBA *Tage- und Reisetagebücher*. Bd. 2. 1994, 55.

14 Theodor Fontane: *Einzelpublikationen, Gedichte in Prosatexten, Gedichte aus dem Nachlaß*. In: GBA *Gedichte*. Bd. 2. 2. Aufl. 1995, 364.

15 Theodor Fontane, wie Anm. 11 (Briefwechsel mit Heyse), 85 u. 99.

16 Manfred Sommer: *Sammeln. Ein philosophischer Versuch*. Frankfurt 1999, 210.

17 Marc Moser bietet einen Überblick über die Geschichte der Preußischen Post und ihrer Ausweitung in: *100 Jahre Weltpostverein*. In: *Archiv für deutsche Postgeschichte* Jg. 1 (1974), Nr. 1, 3–26. Zu Fontanes Briefverkehr mit Gesprächspartnern innerhalb und außerhalb Deutschlands vgl. Eda Sagarra: *Fontane in der globalisierten Welt*. In: Stephan Braese und Ann-Kathrin Reulecke (Hrsg.): *Realien des Realismus. Wissenschaft – Technik – Medien in Theodor Fontanes Erzählprosa*. Berlin 2010, 15–26.

18 Theodor Fontane, wie Anm. 13, 96.

19 Fontanes Brief Nr. 63 an Georg Friedlaender (7. September 1886) belegt die Lektüre der Gästeliste am Ort seiner Sommerfrische. Theodor Fontane: *Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedlaender*. Hrsg. von Kurt Schreiner. Heidelberg 1954, 53. – Außerdem bat Fontane seine Frau Emilie bei der strategischen Adress-Auswertung um Hilfe: »[...] heute näherte sich mir ein andrer Tischnachbar, der schon seit Wochen mit seiner Familie hier lebt. Ich fragte hinterher nach seinem Namen; der Oberkellner

sagte mir, es sei ein Herr v. Kirchbach aus Berlin, eine Gerichtsperson. Bitte, sieh nach im Wohnungsanzeiger.« Theodor Fontane, wie Anm. 13, 80. – Fontanes Handbibliothek enthielt das fünfbandige *Neue preussische Adels-Lexicon oder genealogische und diplomatische Nachrichten* [...] (Leipzig: Reichenbach 1836–1843; TFA Q 85) und das *Hand- und Adreßbuch* für die Gesellschaft von Berlin (Berlin, Hein, 1889; TFA Q 82). Angaben nach Rasch, wie Anm. 2, 140–142.

20 Theodor Fontane: *Tagebücher 1852, 1855–1858*. In: GBA *Tage- und Reise-tagebücher*. Bd. 1. 1994, 164 u. 190.

21 Fontanes Nutzung des kulturellen und wissenschaftlichen Angebots von Zeitungen, Zeitschriften und Vereinen ist reich dokumentiert und aufgearbeitet in Roland Berbig (mit Bettina Hartz): *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine*. Berlin 2000 (Schriften der Theodor-Fontane Gesellschaft 3), besonders 410–464.

22 Heinrich Heine: [Entwurf der] *Vorrede* [zu *Lutétia*]. In: *Sämtliche Schriften in zwölf Bänden*, [Bd. 9] *Schriften 1831–1855*. Hrsg. von Karl Heinz Stahl. Frankfurt am Main, Ullstein 1981, 227–234, hier 230.

23 Eine genaue Darstellung dieser folgenreichen Entkopplung und ihres Einflusses auf Subjektivität bietet Bernhard Siegert: *Relais. Geschehnisse der Literatur als Epoche der Post 1751 – 1913*. Berlin 1993, besonders 105–127.

24 Theodor Fontane, wie Anm. 11 (Briefwechsel mit Heyse), 113–114.

25 Die Verbindungen der Familie Friedlaender reichen zurück zu David Friedländer, dem Schüler von Moses Mendelssohn, und lassen sich zur Königlichen Bibliothek, zum Preußischen

Geheimen Staatsarchiv und zur Bibliothek der Preußischen Kriegsakademie zuverlässig belegen; vermutlich stellen sie aber nur einen Bruchteil der Kontakte dieser Familie dar. Vgl. Ernst Friedlaender: *Emil Gottlieb Friedlaender (1805–1878)*. In: *Allgemeine Deutsche Bibliographie* (ADB), Bd. 48. Leipzig 1904, 778–780. Hinter »Schaefer« verbirgt sich Arnold Dietrich Schaefer, Professor für Geschichte an der Universität Greifswald bzw. (ab 1865) an der Universität Bonn. Der ADB zufolge war er ein Preußen-Experte und aufs Beste mit seinen Kollegen vernetzt. Vgl. Julius Asbach: *Schaefer, Arnold Dietrich*. In: ADB. Bd. 30. Leipzig 1890, 521–524.

26 In einem Brief an seine Frau schildert Fontane exemplarisch die bunte Mixtur von Bekanntschaften, die er auf einer kurzen Recherchereise macht: »Um den Berolinismus zu gebrauchen: ›man hat mir den Kopf verkeilt.‹ Amtmann Buchholtz in Cossenblatt, Pastor Stappenbeck ebendasselbst, dessen Frau und Schwägerin, heute nun ein gewisser Beeskower Crösus Namens Ribbeck [...] und nun endlich der Kammerdiener des Herrn v. Massow Namens Lavas, haben mir so viel erzählt, Kluges und Dummes, Interessantes und Langweiliges daß mir der Kopf schwirrt.« Emilie und Theodor Fontane: *Geliebte Ungeduld. Der Ehebriefwechsel 1857–1871*. In: GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2. 1998, 183.

27 Diese Überlegungen folgen Niklas Luhmanns 1981 erschienenem Aufsatz *Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht*. In: *Universität als Milieu. Kleine Schriften*. Hrsg. von Niklas Luhmann und André Kieserling. Bielefeld 1992, 53–61, hier 55. Die Veranschaulichung durch das Konzept des Inhaltsverzeichnis ist ebenfalls Luhmanns Aufsatz entnommen.

28 Theodor Fontane: *Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13*. In: GBA *Das erzählerische Werk*, Bd. 1 u. 2.

2011. Der Apparat zu dieser Ausgabe enthält Teiltranskriptionen der erhaltenen Notizbücher, die Fontane im Kontext des Romans benutzte.

29 Vgl. die Einträge »Holtze, Friedrich Wilhelm« und »Eggers, Friedrich«. In: Helmuth Nürnberger und Dietmar Storch (Hrsg.): *Fontane-Lexikon. Namen – Stoffe – Zeitgeschichte*. München 2007, 217 u. 114–115.

30 In den *Poggenpuhls* sind Einwickelbögen privilegierte Orte für Zufallsfunde. Vgl. Elisabeth Strowick: »Schließlich ist alles blos Verdacht.« *Zur Kunst des Findens in Fontanes »Unterm Birnbaum«*. In Braese und Reulecke, *Realien des Realismus*, 157–181, hier 173.

31 Theodor Fontane, wie Anm. 19, 216.

32 Die Unberechenbarkeit der Fontaneschen Bibliothek trat immer dann besonders deutlich in Erscheinung, wenn der Autor die Übersicht über seine Quellen verlor, was recht häufig der Fall war. Siehe zum Beispiel Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 26, 419.

33 Beispiele, wie Fontane von den Inhalten seines Bibliotheksnetzes überrascht wird, finden sich im Briefwechsel mit Lepel. Theodor Fontane, wie Anm. 11, 192 u. 203.

34 Theodor Fontane, wie Anm. 11 (Briefwechsel mit Heyse), 113.

35 Dieser Begriff folgt Georg Stanitzek: *Brutale Lektüre um 1800/heute*. In: Joseph Vogl (Hrsg.): *Poetologien des Wissens*. München 1999, 249–265.

36 Ebd., 254.

37 Theodor Fontane, wie Anm. 20, 256. Hier und im Folgenden werden nicht *alle* Textstellen aufgelistet, an denen Fontane die genannten Verben und Phrasen zur

Selbstbeschreibung verwendet, sondern es wird jeweils nur *ein* Beispiel angegeben, da diese Rekonstruktion nicht auf numerische Vollständigkeit ausgerichtet ist, sondern die Breite des Fontaneschen Repertoires dokumentieren möchte.

38 Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 26, 397.

39 Ebd., 244.

40 Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 13, 23.

41 Theodor Fontane, wie Anm. 13 (*Tagebücher 1866–1882, 1884–1898*), 174.

42 Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 26, 397.

43 Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 13, 403.

44 Theodor Fontane, wie Anm. 13 (*Tagebücher 1866–1882, 1884–1898*), 148.

45 Theodor Fontane: *Gedichte (Sammlung 1898), Aus den Sammlungen ausgeschiedene Gedichte*. In: GBA *Gedichte* Bd. 1. 2. Aufl. 1995, 54.

46 Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 13, 173.

47 Theodor Fontane, wie Anm. 11 (Briefwechsel mit Heyse), 19.

48 Theodor Fontane, wie Anm. 13 (*Tagebücher 1866–1882, 1884–1898*), 80.

49 Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 26, 19.

50 Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 13, 177.

- 51 »Wirkung« ist eine äußerst prominente Kategorie innerhalb von Fontanes Lektürenotizen; in der Tat enthalten Notizen, die über rein logistische Verweise hinausgehen, sehr häufig Kommentare zur Wirkung des jeweiligen Textes. Vgl. zum Beispiel Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 13, 250–251; Theodor Fontane, wie Anm. 13 (*Tagebücher 1866–1882, 1884–1898*), 80.
- 52 Siehe beispielsweise Theodor Fontane, wie Anm. 20, 13; Theodor Fontane, wie Anm. 13 (*Tagebücher 1866–1882, 1884–1898*), 233–234; Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 26, 359 u. 397; Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 13, 17 u. 233.
- 53 HFA IV/4. 1982, 616.
- 54 NFA XXI/2. 1974, 101.
- 55 Dieser Begriff stammt von Roland Barthes, »Writing Reading«. In: (ders.) *The Rustle of Language*. Übers. von Richard Howard. Berkeley 1989, 29–32, hier 30.
- 56 Theodor Fontane, wie Anm. 20, 82 u. 237. In den Tagebucheinträgen für das Jahr 1856 allein wird diese Technik explizit am 22. Januar, 10. Februar, 28. Juli, 7. August, 18. August, 28. Oktober und 27. November erwähnt. Diese Auszählung schließt die zahllosen Einträge nicht mit ein, in denen Fontanes Formulierungen stark auf Stellenlektüre hindeuten, die Technik aber nicht explizit nennen.
- 57 Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898*. Hrsg. von Kurt Schreinert, Stuttgart 1972, 135–136.
- 58 Emilie und Theodor Fontane, wie Anm. 13, 247–248.
- 59 NFA XXI/2. 1974, 101 und 103.
- 60 Richard Sternfeld: *Fontane als Historiker*. In: Wolfgang Rasch und Christine Hehle (Hrsg.): »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst.« *Erinnerungen an Theodor Fontane*. Berlin 2003, 163–167, hier 165.
- 61 Theodor Fontane, wie Anm. 20, 20. Der Familienanwalt der Fontanes, Paul Meyer, liefert einen anekdotischen Beleg zu Fontanes Benutzung seines Fangebells in *Theodor Fontanes Fangeball*. In: Wolfgang Rasch und Christine Hehle (Hrsg.), wie Anm. 60, 228–229.
- 62 Rasch, wie Anm. 2, 114.
- 63 Eckhard Schumacher erklärt, warum Bücher sich so gut zum Durchblättern eignen und bewertet das Potenzial des Blätterns als Produktionstechnik in seinem Essay *Aufschlagssysteme 1800/2000*. In: Jürgen Gunia und Iris Hermann (Hrsg.): *Literatur als Blätterwerk. Perspektiven nicht-linearer Lektüre*. St. Ingbert 2002, 23–45.
- 64 Theodor Fontane, wie Anm. 11 (Briefwechsel mit Heyse), 211–212.
- 65 Heinrich Lausberg: *Percursio*. In (ders.): *Elemente der literarischen Rhetorik. Eine Einführung für die Studierenden der klassischen, romanischen, englischen und deutschen Philologie*. 3. Aufl. München 1967, 135–136, hier 135 (§409).
- 66 Diese Beobachtung stützt sich auf Nikolaus Wegmanns und Matthias Bickenbachs Analyse der *percursio* in Herders *Reisejournal*. In: *Herders Reisejournal. Ein Datenbankreport*. In: *DVjs Jg. 71* (1997), Nr. 3, 397–420, besonders 406–412.

- 67 Kienpointner, *Inventio*, wie Anm. 3.
- 68 Constantin Brunner: *Die Technik des Künstlerischen Schaffens. Vorläufige Mitteilung!* In: *Der Zuschauer* Jg. 1, Nr. 1 (15. Februar 1893), 34.
- 69 Theodor Fontanes Antwort in *Der Zuschauer* Jg. 1, Nr. 10 (15. November 1893), 305.
- 70 Mit diesen Worten beschreibt Elisabeth Décultot am Beispiel Johann Joachim Winckelmanns das Verhältnis von Kompilatoren zu Texten in: *Untersuchungen zu Winckelmanns Exzerptheften. Ein Beitrag zur Genealogie der Kunstgeschichte im 18. Jahrhundert*. Übers. von Wolfgang von Wangenheim und René Mathias Hofter. Ruppolding 2004 (Stendaler Winckelmann-Forschungen 2), 25.
- 71 Ann M. Blair bietet einen umfassenden historischen Überblick über die Arbeitsmethoden bedeutender Kompilatoren in: *Too Much to Know: Managing Scholarly Information before the Modern Age*. New Haven 2010.
- 72 Raabes gespanntes Verhältnis zum Massenpublikum ist aufgearbeitet in Jeffrey L. Sammons: *Raabe and His Public*. In (ders.): *Wilhelm Raabe: The Fiction of an Alternative Community*. Princeton 1987, 36–48. Damit soll nicht gesagt sein, dass Fontane sich nie über die zeitgenössische Leserschaft und die Anforderungen des Massenmedienmarktes beklagte. Der Punkt ist vielmehr, dass Fontane sich trotz seiner Klagen anstrengte, in diesen Markt hineinzukommen und an ihm teilzunehmen.
- 73 Sammons, wie Anm. 72, 41–46; Tatlock, wie Anm. 6, 8–10.
- 74 Rudolf Helmstetter hat die Doppelqualität der Fontaneschen Texte in einer Reihe von Interpretationen der bekanntesten Novellen und Romane exemplarisch herausgearbeitet. Helmstetter, wie Anm. 9, besonders 97–126 u. 163–234.
- 75 Hierzu ist eine Buchpublikation der Verfasserin in Vorbereitung, die Fontane als massenmedialen Kompilator profiliert.

Rezensionen und Annotationen

Fontanes Erzähl-Fragmente erstmals vollständig

Theodor Fontane. Fragmente. Erzählungen, Impressionen, Essays.

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen. Band I: Texte; Band II: Kommentar. Berlin, Boston: de Gruyter 2016. XLIV, 456; XII, 464 S. € 248,00

Ein neuer Fontane ist auf dem Markt: zwei Bände von je 460 Seiten. Unter dem allzu sachlichen Titel *Fragmente* haben die Herausgeberinnen zusammengetragen, was an Erzählfragmenten sowie fragmentarischen Impressionen und Essays überliefert und in den Handschriftenbeständen deutscher Archive und Bibliotheken verwahrt ist: in der Berliner Staatsbibliothek, im Fontane-Archiv Potsdam, im Deutschen Literaturarchiv Marbach und im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar. Tatsächlich also Neues vom alten Fontane? Ja und nein.

Das inhaltlich Relevante dieser Sammlung hat die Fachwelt schon vor Jahren zur Kenntnis genommen; es findet sich verstreut und mitunter in unzulänglicher Version in den Editionen von Nymphenburger, Hanser und Aufbau. Nun aber wird das *gesamte* Material, das der *Erzähler* Fontane an begonnenen Projekten, an Skizzen und Notizen, an Ideen und Einfällen, an Dialogen und Handlungssträngen notiert hatte, erstmals vollständig (nach gegenwärtigem Kenntnisstand) und in einer überschaubaren Anordnung präsentiert *und kommentiert*. Und es sind immerhin 76 bisher ungedruckte Texte hinzugekommen, meist kürzere, oft nur wenige Zeilen umfassende Notate von unterschiedlichem Gewicht. Und diese Fülle des gebündelten Materials wird Forscher und Fans zweifellos beeindrucken, denn es tut sich ein nicht geläufiger Kosmos auf. Es ist die Vielfalt der thematischen Facetten, die Opulenz von Stoffen und Figuren, die (wie es die Einleitung von Hanna Delf von Wolzogen überzeugend darlegt) jenes literarische »Arsenal« in dem »kleinen Schriftsteller-Laden« in der Potsdamer Straße bildete und dem Erzähler das superiore Gefühl suggerierte: »die Scheuer ist gut gefüllt; solange ich lebe, habe ich genug zu schreiben«.

Fontane war zwar ein fleißiger Arbeiter, aber kein besonders logisch und systematisch arbeitender Autor, und da er ohnehin von der zeitlich sehr begrenzten Dauer seines Nachruhms überzeugt war, hat er auch nie an seine künftigen Herausgeber gedacht und folglich kein Inventarverzeichnis für das Sammelsurium jenes »Arsenals« hinterlassen. Friedrich Fontane und Hermann Fricke haben das nachzuholen versucht und eine »Liste der für eine Gesamtpublikation in Frage kommenden Novellen, Noveletten, Skizzen und Entwürfe« angelegt, die die Herausgeberinnen zur Kontrolle heranziehen konnten.

Datierungen sind in den meisten Fällen äußerst schwierig. Der früheste Beitrag, *Der Karikaturist*, stammt schon aus den vierziger Jahren

und belegt, daß Fontane sein Leben lang der Neigung nachgegeben hat, alles, was später einmal verwertbar sein könnte, aufzuschreiben und aufzubewahren. Bei der Anordnung der über 130 Texte sind die Herausgeberinnen pragmatisch vorgegangen, haben die Erzählfragmente eingeteilt in historische Erzählungen, Familien- und Gesellschaftsromane sowie Ehe- und Liebesgeschichten (wobei die Grenzen fließend sind). Dann folgen Charakterstudien für Frauen und für Männer, die noch um weitere »Materialien und Projekte« und »Figuren, Situationen, Dialoge, Textbruchstücke« ergänzt werden. Dieser Vielzahl der Kategorien ist eine durchaus verständliche Verlegenheit anzumerken, und die Zuordnungen sind nicht immer schlüssig.

Auch eine andere Besonderheit der Sammlung verwundert ein wenig; es wurden nämlich fragmentarische Essays und Impressionen außerhalb des narrativen Bereichs aufgenommen. Das sind sämtlich wichtige, bekenntnisintensive Texte, die meist mit Berlin, mit Juden und Adel und der preußischen Gesellschaft zu tun haben und – durchweg, zum Teil mehrfach, längst publiziert worden sind. Streng genommen und unter Genre-Aspekten gehören sie gar nicht in den Erzählkontext, ergänzen aber das inhaltliche Panorama der Ausgabe und machen deutlich, daß das weite Feld von »Fragmentarischem« ohnehin auch andere Werkgruppen Fontanes in reichem Maße betrifft. Und unter »Fragmenten« läßt sich ja recht Unterschiedliches verstehen: das Unfertige, das zufällig Liegegebliebene, das nur Angedachte oder auch das als »offene Form« bewußt als Fragment Hinterlassene. Das Fontane-Archiv hat dankenswerterweise im Oktober 2016 eine anregende internationale Konferenz über solche »offenen Formen« veranstaltet.

Mit freudiger Genugtuung werden kundige Leser bemerken, daß die beiden Fragmente-Bände »in memoriam Renate Böschenstein, geb. Schäfer« erschienen sind. Denn dieser zu früh gestorbenen Schweizer Kollegin verdankt die Fontanistik gerade beim Unvollendeten Fontanes sehr viel; ich erinnere unter anderem an die Melusinen-Thematik.

Renate Böschenstein, die kluge, liebenswürdige Forscherin, hätte ihre Freude an der vorliegenden *Fragmente*-Edition, denn sie ist aus der Werkstatt zweier Kenner und Könner hervorgegangen. Die Texte sind zuverlässig wiedergegeben – in der Mehrzahl auf die Handschriften gestützt, und sie werden buchstaben- und zeichengetreu abgebildet, selbstverständlich zusammen mit den vom Autor gesammelten Zeitungsausschnitten. Diese Art der Dokumentation vermittelt einen besonders authentischen Eindruck vom Entstehungsprozeß dieser Notizen, und man liest auch die schon bekannten Texte mit neuem Blick, kann sich den Dichter beim Schreiben und beim Aufkleben vorstellen und hat sein Vergnügen an den Schreib- und Gestaltungshinweisen, die, wie die Sofortkorrekturen, häufig dazugehören. (Beispiel: *Arnulf v. Trachenberg*; Fontane notiert: »noch ein romantischer

klingender Familienname muß genommen werden. Vielleicht Schreck von Schreckenstein.«) Die reichen Erfahrungen Christine Hehles bei der Herausgabe mehrerer Bände in der GBA und ihre redaktionelle Betreuung der gesamten erzählerischen Abteilung, ihre notorische Akribie im Umgang mit den Texten und Handschriften kommen natürlich auch den *Fragmente*-Bänden bestens zugute.

Das eigentlich Aufregende ist jedoch der Stellenkommentar, der die großen Konvolute wie *Die Likedeeler*, *Allerlei Glück*, *Wolsey* und *Sidonie von Borcke* wie die kleinen Skizzen (wie etwa *Auf dem Flachdach*) und die bloßen, kaum näher zu bestimmenden Textfetzen mit gleicher Aufmerksamkeit und Umsicht auf die vorkommenden Fakten und Figuren »abklopft« und erschließt, wobei sich der souveräne Überblick der Kommentatorinnen über einschlägige Briefstellen und andere Äußerungen des Autors auszahlt. Die Erläuterungen bleiben stets sachbezogen, beziehen modernste elektronische Informationsquellen ein, und die Querverweise sind hilfreich.

Die Edition wartet – für wissenschaftliche Spezialinteressen – mit einem weiteren Angebot auf. Der Textband hält in einer Marginalspalte eine Konkordanz bereit, aus der die Signatur und die Seitenzählung jedes Blattes der Handschrift sowie die Seitenzahlen aller bisherigen Drucke bequem abzulesen sind. Das erleichtert die Zusammenführung von Forschungsergebnissen in älteren Arbeiten ungemein.

Bewundernswert finde ich auch, mit welchen aufwendigen Recherchen die Editorinnen die Überlieferungsgeschichte jedes Fragments erschlossen haben: beginnend mit zwei legendären Dokumenten der Fontane-Forschung, mit dem Versteigerungs-Katalog von Meyer & Ernst und den Randnotizen im Exemplar von Charlotte Jolles, die im Oktober 1933 an der Auktion in Berlin teilgenommen hatte.

Als »Erfinder« und erster Herausgeber der Großen Brandenburger Ausgabe im Berliner Aufbau-Verlag betone ich mit Vergnügen solche Meriten der *Fragmente*-Ausgabe, gestehe aber auch, daß ich diese Werkgruppe, die von Anfang an für die GBA vorgesehen war, gern als Teil dieser Ausgabe gesehen hätte, weil diese Texte die tatsächliche und die potentielle Ausdehnung des Fontaneschen Erzähl-Universums markieren und in zahlreichen Passagen spannend zu lesen sind und den Laien zu einem weniger bekannten Fontane hinführen. Veränderungen von Verlagsstrategien und Finanzierungsprobleme mögen dazu geführt haben, daß Aufbau diese Abteilung »sacrifizierte« und daß de Gruyter – wahrhaftig nicht unerfahren im Umgang mit Fontane und Fontane-Literatur – die Publikation übernommen hat. Während die GBA von der Fontane-Arbeitsstelle der Universität Göttingen fortgeführt wird, erscheint nun der *Fragmente*-Komplex ohne Einbindung in eine Ausgabe bei de Gruyter – ein weiteres Beispiel für die anhaltende, bedauerliche Zersplitterung der

Bemühungen um Fontane. Wie immer dem sei: die beiden Bände sind eine hervorragende editorische Leistung, ein neuer Meilenstein in der Erschließung des Autors und ein bemerkenswerter Zwischenruf des Potsdamer Archivs.

Übrigens ist der Verlagswechsel schon äußerlich zu bemerken: das vertraute, anheimelnde »Fontane-Grün« der GBA mit den illustrativen Anleihen bei der europäischen Malerei des 19. Jahrhunderts ist durch ein angenehmes, aber sachliches Rot ersetzt und könnte, wenn man es denn wollte, auf die erstaunlich zahlreichen politischen Implikationen der Texte deuten. Fritz Landshoff hat in seiner Dissertation von 1926 bereits festgestellt, daß Fontanes Erzählmotive und das soziale Umfeld seiner Epik ziemlich beschränkt, aber jeweils auch fein ziseliert seien. Das gilt auch für die Fragmente, in denen die Fontaneschen Stereotype dominieren: das wirklich Große geht meist aus dem Kleinen hervor (*Melusine von Cadoudal*); er bekennt sich zu der Dialektik von Gehorsam und Auflehnung (*Die preußische Idee*); bei aller konservativen Grundhaltung vertraut er auf die »geistigen Mächte, die sich polizeilich nicht regulieren und unterdrücken lassen« (*Die Bekehrten*). Und immer wieder taucht als eine dieser »Mächte« die Sozialdemokratie auf, ist von den »Maigesetzen« und dem »Socialistengesetz« die Rede, ja in der politischen Biographie des Protagonisten Adolf Schulze erscheint die Sozialdemokratie als die modernste Ausprägung dieser preußischen Idee. All solche Stellen scheinen Fontanes gelegentliche Bemerkung zu stützen, er argumentiere so, als sei er ein »eingeschworener Sozialdemokrat«.

Am aufschlußreichsten umkreist der *Likedeeler*-Entwurf dieses Thema. Fontane hatte schon als Zehnjähriger mit Vorliebe in der Störtebekers Kul bei Heringsdorf den berühmt-berüchtigten Seeräuber gespielt und sich mit der vermeintlichen Nothelfer-Figur identifiziert, die die Schiffe der reichen hanseatischen Handelsherren plünderte und die Beute gerecht unter den Armen verteilte (so wollte es die volkstümliche Überlieferung; der historische Störtebeker war dagegen wohl in erster Linie ein skrupelloser Seeräuber). Bezeichnenderweise knüpft Fontane gerade an diese Tradition an, und sein Interesse als Erzähler gilt vor allem der »Likedeeler«-Erscheinung, dem utopischen Versuch, mit Hilfe von »Gleichteilung« Gerechtigkeit in der Welt zu etablieren.

In Briefen an Freunde und Materialbeschaffer finden sich erstaunliche Absichtserklärungen. »Der Stoff in seiner alten mittelalterlichen Seeromantik und seiner sozialdemokratischen Modernität – alles schon dagewesen – reizt mich ganz ungeheuer«, schreibt er am 16. März 1895 an Friedrich Holtze, und am gleichen Tag kündigt er auch dem Verleger Hans Hertz diesen »famosen Roman« an: »Er heißt »Die Likedeeler« (Likedeeler, Gleichteiler, damalige – denn es spielt Anno 1400 – Kommunisten), eine

Gruppe von an Karl Moor und die Seinen erinnernden Seeräubern ... Alles steht mir fest, nur eine Kleinigkeit fehlt noch: das Wissen.«

Der Plan wurde fast zwei Jahrzehnte verfolgt, jedoch nicht ausgeführt. Thomas Mann meinte, es sei ein Plan des Ehrgeizes gewesen und als solcher erkannt und aufgegeben worden; der alte Dubslav von Stechlin trat an die Stelle Störtebeckers. Dennoch sind die sozialrevolutionären Ansätze in den *Likedeeler*-Papieren äußerst interessant für die Gedankenwelt des alten Fontane, und über die drei Zeilen, die wie ein Menetekel mittendrin stehen, läßt sich gut nachdenken. Es heißt (Band I, S. 49) über die geplante »Schlußscenerie«:

Das Gespenst, das in Marienhafte umgeht.

Das ist Klaus Störtebeker, der in Marienhafte umgeht.

Aber durch die Welt geht das Gespenst der Likedeeler.

Nun muß man nicht unbedingt davon ausgehen, daß der junge revolutionär orientierte Fontane das *Kommunistische Manifest* in der Hand gehabt hat und ihm nach so vielen Jahrzehnten im Zusammenhang mit dem *Likedeeler*-Projekt jener berühmte Satz wieder ins Gedächtnis gekommen sei: »Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus«; die Wendung war in der europäischen Arbeiterbewegung weit verbreitet, und er kann sie irgendwo aufgeschnappt haben. Wobei die »Likedeeler« als frühneuzeitliche »Kommunisten« natürlich in einem trivial-soziologischen Sinne verstanden werden.

Immerhin: in der Bildergalerie, die sich, wenig später, der alte Dubslav von Stechlin vom künftigen Wohnzimmer seines Sohns vorstellt, hängt auch ein Porträt von Karl Marx! Und schließlich: in dem Roman sollte sogar erzählt werden, daß man den Hamburger Scharfrichter Rosenfeld, als er die 99 Likedeeler geköpft hatte, fragte, ob er müde sei. Und der, bis zu den Knöcheln im Blut stehend, antwortete: nein, er könne jetzt auch noch den ganzen Senat der Stadt hinrichten – was ihm freilich selber den Kopf kostete.

So viel politisch-historische Brisanz ist in den meisten anderen Texten natürlich nicht verborgen. Doch anregend, zum Teil köstlich humorvoll und oft autobiographisch bekenntnisreich sind sie – meist ungedruckt – fast immer. Der Bogen spannt sich von kleinen Späßen (Priester: »Sagen Sie, Ungläubiger, was hat Sie hergebracht?« »A Schandarm, Hochwürden.«) über ausgereifte Aphorismen (»Der einzige wahre Luxus des Lebens ist die *Freiheit*.«) über das ironische Selbstbekenntnis *Mein Kirchenjahr* bis zu umfangreicheren Skizzen, die schon Figuren, erzählerische Struktur, ja Dialoge aufweisen. Und darunter befindet sich eine köstliche Trouvaille, zu der ich den Editoren gratuliere: *Auf dem Flachdach oder Mir gegenüber*. Es ist der einzige mir bekannte Text, in dem Fontane den Blick aus dem Fenster

seines Arbeitszimmers auf die *Dächer* der gegenüberliegenden Häuser richtet; den *Blick nach unten* auf die morgendlich quirilige Potsdamer Straße hatte er dagegen in dem Gedicht *Würd es mir fehlen, würd ich's vermissen* in köstlichen Versen längst beschrieben. Und er beobachtet, wie bei untergehender Sonne drei junge Mädchen auf dem Flachdach gegenüber eine dort aufgestellte Minerva-Statue scheinbar in ihren Reigen einbeziehen. Er weiß, daß es eine poetische Täuschung ist. Aber »etwas war nicht Täuschung gewesen: drei Mädchen aus dem Volk hatten sich auf dem Flachdach mir gegenüber in anmutigem Tanze gedreht und unsrem Alltagsleben auf Minuten etwas von dem gegeben was unserem Leben am meisten fehlt – einen italischen Hauch, etwas von der Grazie des Südens.« Die zahlreichen Schreibansätze und Korrekturen belegen, wie ihn das reizende abendliche Genrebild angeregt und bewegt hat.

Dergleichen Preziosen findet man beim Blättern und Schmökern, und sie garnieren die streng wissenschaftliche Edition auf vorteilhafte Weise.

Gotthard Erler

Theodor Fontane: Dichter und Romancier. Seine Rezeption im 20. und 21. Jahrhundert.

Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Richard Faber. Würzburg: Königshausen & Neumann 2015. 303 S. (=Fontaneana Band 14) € 39,80

Der »Romancier« steht im 14. Band der *Fontaneana*, herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Richard Faber, mit sieben Beiträgen im Mittelpunkt der literatur- und kulturwissenschaftlichen Untersuchungen, während dem »Dichter« – hier: dem Balladen-Dichter – zwei und der Fontane-Rezeption im 20. und 21. Jahrhundert vier Beiträge gewidmet sind. Diese Studien gehen auf eine Potsdamer Ringvorlesung zurück und bieten rezeptions- und literarästhetische, kultursoziologische und kulturphilosophische Fragestellungen, profund recherchierte historische Kontexte, diskussionsfreudige Thesen.

Gibt es »ein balladeskes Weltbild« in Fontanes Balladen, so lautet eine Frage, die Rüdiger Görner in seiner breit angelegten Untersuchung zu dem von Fontane favorisierten poetischen Genre stellt und auf die in den Dichtungen aufgegriffenen historischen Stoffe (vor allem der englischen und schottischen Geschichte) projiziert. R. Görner vertritt die These, Fontanes Balladen können als »Antwort auf Nietzsches Frage nach dem Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« gelesen werden«. Ralf Georg Czapla präsentiert sowohl die Genese als auch die einschlägigen kulturhistorischen Referenzen der Ballade *Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland* (1889) und weist mit starken Argumenten nach, dass es sich bei diesem Schulbuch-Klassiker um ein dezidiert reformpädagogisches

Statement gegen die herrschende »schwarze Pädagogik« handle und nicht, wie vielfach behauptet werde, um eine rückwärtsgewandte »Beschwörung einer idealisierten Vergangenheit«.

Die Beiträge zum »Romancier« bestätigen einerseits die von Maria Brosig (229) erwähnte »Hitparade« der Fontane-Forschung (Platz 1 der meistinterpretierten Werke: *Effi Briest*, gefolgt von *Der Stechlin*, auf Platz 3: *Irrungen, Wirrungen*). Doch es kommen auch seltener analysierte Romane wie *Quitt* (1890) zur Sprache: James N. Bade bewertet diesen Roman als die »kühnste Kritik Fontanes am Kaiserreich der 1880er Jahre« und als seinen »politischsten Roman«, denn in *Quitt* stelle Fontane »eine tolerante, egalitäre und pazifistische Mennoniten-Siedlung als funktionierende Alternative zum bornierten, militaristischen und hierarchischen Preußen« dar, die in der Fontane-Forschung wenig Beachtung gefunden habe. Das von J. N. Bade konstatierte Desinteresse gegenüber dem in Amerika spielenden zweiten Teil des Romans liege u. a. an mangelhaften Kenntnissen der Kulturgeschichte der in die Vereinigten Staaten emigrierten Mennoniten. J. N. Bade rekonstruiert die dem Roman eingeschriebenen kulturgeschichtlichen Kontexte en détail und illustriert seine Entdeckungen mit ausdrucksstarken Abbildungen. Erkennbar wird dabei, wie umfassend Fontane für *Quitt* recherchierte. Bades Fazit: Dank der anschaulichen Darstellung der Mennoniten-Gemeinde in Darlington sei dieser Roman »von überzeugender Authentizität« und heute so aktuell wie in den 1880er Jahren.

Madleen Podewski fragt nach der Relevanz der Romantik für das Konzept des Realismus und analysiert die literarhistorisch angeblich so unverrückbar festgeschriebene Abgrenzung der beiden Epochen und die mit ihr einhergehenden Schreibweisen. Ausgehend von der ästhetischen Moderne erörtert sie u. a. die Möglichkeiten des Realismus, sich zur Romantik zu positionieren und zu entscheiden, welche romantischen Errungenschaften unverzichtbar seien: Selbstreflexivität, Subjektzentriertheit, Antisystematik. Fontane setze sich in *Vor dem Sturm* kritisch mit der Romantik auseinander und gehe gewissermaßen auf Distanz, indem er das »Romantisieren« den randständigen Figuren überlasse und die realitätstauglichen Protagonisten mit einer Glück versprechenden Zukunftsperspektive ausstatte, ohne dabei auf das Romantisch-Poetische der Hauptfiguren völlig zu verzichten.

Barbara Naumann liest *Die Poggenpuhls*, denen sie adelsstolzes Verharren in einem auf Dauer gestellten »Erschöpfungszustand« attestiert, im Horizont der Dekadenz-Literatur. Doch im Unterschied zur westeuropäischen Fin-de-Siècle-Literatur finde sich bei den auf Gewesenes fixierten, finanziell ruinierten Poggenpuhls keine Spur von Lust am Untergang, von dekadenter Erotik ganz zu schweigen: »Fontanes Dekadenzdarstellung zielt darauf, den Eros nicht im Untergang, sondern im Gespräch festzuhalten.«

Mit Thomas Mann, gegen die These zum Smalltalk von Hans Blumenberg, arbeitet sie Fontanes Ästhetik des Gesprächs heraus und weist überzeugend nach, dass sich in *Die Poggenpuhls* die »Lust am Text« exklusiv in den kunstvoll gestalteten Gesprächen der Romanfiguren entfaltet, die nichts anderes tun und tun können als reden. Ihre These zu Fontanes Gesprächskunst und mithin zu Fontanes Philosophie des Gesprächs ließe sich ohne weiteres auf den *Stechlin* anwenden.

Den Roman *Stechlin* beleuchten die Beiträge von Elmar Locher und Achim Geisenhanslüke: E. Locher diskutiert eingangs das Verhältnis von »Wort« und »Wert« (bzw. Bedeutung) im Denken Ferdinand de Saussures sowie zeitgenössische Geld- und Wertediskurse und lenkt den Blick auf die Rolle des Geldes in den Gesprächen der Romanfiguren. Wie in *Die Poggenpuhls* wird im *Stechlin* ja auch unermüdlich, *umschweifend, beiläufig* und in – heute nicht ganz einfach dekodierbaren – Anspielungen geredet. Dabei geht es, wie E. Locher überzeugend darstellt, immer wieder um das Geld und dessen Wert. Eine andere, gleichermaßen aufschlussreiche Dimension der Gespräche, die im *Stechlin* insgesamt weniger belanglos erscheinen als in den *Poggenpuhls*, analysiert A. Geisenhanslüke im Rekurs auf Walter Benjamins Interpretationsthese zu den *Wahlverwandtschaften* Goethes. Dabei geht es ihm um die Unterhaltungen zur Wahl der Lebenspartner/innen, das Reden über Ehe, Ehelosigkeit, Eheglück und Ehe-Unglück im *Stechlin*. In den Fokus werden die im vielfachen Wortsinn »unerhörten« Paare gerückt: Woldemar und Armgard, Melusine und Pfarrer Lorenzen sowie Dubslav Stechlin und Agnes. Eindrucksvoll gelingt A. Geisenhanslüke die Analyse der literarischen Gestaltung der Gespräche über das Aufkommen des Neuen, den Untergang des Alten und schließlich des stillen, »schmerzlosen« Sterbens »eines Alten«.

Die wirkmächtige literarische Gestaltung des Gedenkens der Toten in Fontanes Werk insgesamt untersucht Lothar Müller. Er nimmt dabei Fontane als »Friedhofsgärtner an einer kulturellen Epochenschwelle« und das in den *Wanderungen* und Romanen allgegenwärtige »Friedhofswesen« in den Blick: Friedhöfe, Gruften, Gräber, Grabsteine, Inschriften etc. Während die modernen industriellen Gesellschaften Sterben und Tod tabuisierten und unsichtbar machten, blühe der alteuropäische Tod im späten 19. Jahrhundert literarisch noch einmal auf und »in der deutschen Erzählkunst (...) steht Theodor Fontane im Zentrum dieses Aufblühens«. L. Müller arbeitet an einschlägigen Textbeispielen die narrativ-konstitutive, strukturbildende Bedeutung der Gedenkkultur in Fontanes Werk heraus und kommt zu pertinenten Erkenntnissen: In den *Wanderungen* erweisen sich, so L. Müller, die Gräber als »topographische Fixpunkte«, in *Vor dem Sturm* werde der »Gräberspezialist« zum Romancier, und in den darauf folgenden Gesellschaftsromanen halte der Tod Einzug in den bürgerlichen Alltag. Fontanes literarische Evokation des Todes verzichte indes auf die

realistische Darstellung des physischen Todes. In Müllers vergleichender Betrachtung der literarischen Darstellung des Sterbens und des Todes der Ehebrecherinnen Emma Bovary und Effi Briest wird die enorme Verschiedenheit der beiden Ehebruchsromane sinnfällig: Flaubert beschreibt Emmas Leiche schonungslos. Bei Fontane findet sich, Effis Tod betreffend, eine Leerstelle (typographisch herausgehoben durch mehrere Leerzeilen, d.h. einem »blanc«); mit einigem Abstand erfolgt die Erwähnung der »weißen Marmorplatte, darauf stand nichts als »Effi Briest« und darunter ein Kreuz« – ein Grab ohne weitere Inschrift, was es beim »Gräberspezialisten« Fontane eigentlich nicht gebe; doch, so L. Müller: »Der gesamte Roman ist diese Inschrift.«

Mit der »Ehebrecherin« befasst sich auch Sabine Engel: Sie analysiert das venezianische Gemälde *Christus und die Ehebrecherin* (16. Jhd.), durchforstet diesbezüglich Fontanes Reiseaufzeichnungen anlässlich seiner Italienreise im Jahre 1874 und bezieht ihre Befunde auf den Roman *L'Adultera*. Geklärt wird dabei die verwickelte Rezeptionsgeschichte des lange Zeit Tintoretto zugeschriebenen Gemäldes der »Adultera«, das Fontane in Venedig betrachtet haben könnte; anschließend erörtert S. Engel die Wirkung des Gemäldes im Roman *L'Adultera*, der fünf Jahre nach dem Venedig-Aufenthalt entstand. Aus der Perspektive ihrer kultur- und kunstgeschichtlich grundierten Interpretation erweist sich Fontane als eigenwilliger Connaisseur, der hinsichtlich der Figur der »Ehebrecherin« im Sinne des Renaissance-Humanismus, der dem venezianischen Gemälde *Christus und die Ehebrecherin* eine starke emotionale Wirkung verleihe, vor allem »Milde« walten lasse.

Die Abteilung »Fontane-Rezeption im 20. und 21. Jahrhundert« wird eröffnet von Manuel Köppen: Er analysiert die *Effi Briest*-Verfilmungen, eine »Mini-Serie deutscher Filmgeschichte«, bestehend aus bislang fünf Spielfilmen mit durchweg prominenter Besetzung, ausschließlich deutsche Produktionen (das internationale Filmgeschäft konnte der »preußischen Ehebrecherin« offenbar bis dato nichts abgewinnen). M. Köppen lenkt die Aufmerksamkeit auf die Entstehungsgeschichten, die filmästhetischen und mentalitätsgeschichtlichen Besonderheiten der fünf *Effi Briest*-Filme: *Der Schritt vom Wege* (1939) von Gustav Gründgens/Ufa; *Rosen im Herbst* (BRD 1955) von Rudolf Jugerts; *Effi Briest* (DDR 1969/70) von Wolfgang Luderer; *Fontane Effi Briest* (BRD 1972–74) von Rainer Werner Fassbinder; *Effi Briest* (D 2009) von Hermine Huntgeburth. M. Köppen macht nachvollziehbar, wie die Bezugnahme der einzelnen Spielfilme aufeinander funktioniert, wobei sich (abgesehen von der ersten *Effi Briest*-Verfilmung) nur Fassbinder diesem interfilmischen »Spiel« widersetzt habe.

Zwei literarische Rezeptionsweisen in Form des Romans beleuchtet Maria Brosig: Sie liest Moritz Bielers Roman *Maria Morzeck oder das Kaninchen bin ich* (1969) und Günter de Bruyns *Neue Herrlichkeit* (1984)

jeweils als literarische Referenzen auf *Irrungen, Wirrungen*. Die zweifache Spezialistin – Fontane-Forscherin und Expertin für DDR-Literatur- und -Kulturgeschichte – bietet aufschlussreiche Einblicke in den DDR-kritischen ›Dialog der Autoren‹ und würdigt, glänzend formuliert, eine besonders produktive Form literarischer Rezeption.

Wolf von Wolzogen berichtet von seiner 2013 unternommenen Frankreichreise auf den Spuren Fontanes zu den Gedächtnisorten des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71: Es sind 2013 jedoch dreifach gezeichnete, in drei Kriegen zerstörte Orte, Landschaften und deutsch-französische, europäische, transatlantische Katastrophenerinnerungen, die W. von Wolzogen in seinen persönlichen Notaten geschichtsphilosophisch reflektiert, mit Fotografien untermauert und mit pazifistisch-aufklärerischem Impetus dem kollektiven Gedächtnis einschreibt.

Eine bedenkliche Form der Fontane-Rezeption rückt Richard Faber abschließend in seiner kritischen Miscelle in den Blick: ein Fontane-Zitat auf dem Wahlplakat des brandenburgischen AfD-Vorsitzenden Gauland. Die beigefügte Fotografie des Plakats lässt keinen Zweifel aufkommen: Es handelt sich um einen (nicht vollständig zitierten) Satz aus dem Vorwort zum ersten Band der *Wanderungen*. R. Faber stellt das Zitat in den Werk-Kontext und erläutert die Problematik der politischen Instrumentalisierung Fontanes. Im Horizont der Lektüre des ›Reiseberichts‹ von W. von Wolzogen wird die Unhaltbarkeit, um nicht zu sagen die abgründige Absurdität der Vereinnahmung Fontanes durch eine anti-europäische Partei wie die AfD umso deutlicher: Denn es ist die Europäische Union, die als einzige friedensstiftende Alternative der tödlichen Abfolge deutsch-französischer Kriege seit 1870/71 Einhalt geboten hat.

Insgesamt bietet dieser sorgfältig präsentierte Band Aufschluss über neue Akzente der Fontane-Forschung, eine Vielfalt kulturwissenschaftlich ausgerichtete Interpretationsperspektiven und faszinierende Lesarten.

Brunhilde Wehinger

Mit feinem Humor und großem Ernst: Helmuth Nürnbergers Fontane-Studien

Helmuth Nürnberger: »Auf der Treppe von Sanssouci.« Studien zu Fontane.

Hrsg. von Michael Ewert und Christine Hehle. Würzburg: Königshausen & Neumann 2016. 321 S. (Fontaneana; 15) € 48,00

Im Jahre 2000 erschien zu Helmuth Nürnbergers siebzigstem Geburtstag eine Sammlung seiner Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte mit dem rätselhaften Titel *Das Schloß der Kinderfrau*. In der Einleitung ist die Rede von Fontane als Nürnbergers ›Leitstern‹, der aber in Wahrheit einige andere Sterne neben sich dulden mußte. Das Wort ›einige‹ ist eine klare

Untertreibung. Helmuth Nürnberger schrieb maßgebende Studien über Joseph Roth, Franz Grillparzer, Stefan Zweig, Rainer Maria Rilke, Sigrid Damm und viele andere Autorinnen und Autoren. Die Liste mit ihren Namen ist erstaunlich groß und die Substanz der Studien ist hochkarätig.

Zur genannten Sammlung mit der Vielfalt an Studien gesellt sich nun ein Buch, das ganz und gar Helmuth Nürnbergers Leitstern Theodor Fontane gewidmet ist: »*Auf der Treppe von Sanssouci*«. Studien zu Fontane. In ihrem Vorwort verwenden die Herausgeber den schönen Begriff »sympathetisch«, um die geheimnisvolle Wirkung von Nürnbergers Stil anzudeuten (S. 10). Die Lust am Schreiben und die Lust am Spiel mit der Sprache sind in jeder der hier ausgewählten Studien Nürnbergers zu Fontane spürbar vorhanden und verschaffen dem Leser anhaltende Freude. Der Leser steht bei Helmuth Nürnberger nicht draußen vor der Tür, sondern ist willkommener Gast, an den allerdings Ansprüche gestellt werden. Wenn man duseind liest, übersieht man die köstlichen Finessen.

In allen hier gesammelten Texten spricht ein menschlich engagierter Forscher, vielleicht am persönlichsten in »*Ein Schloß stieg auf...*«. *Kinross House – eine visuelle Anregung für Fontanes Rheinsberg-Erlebnis am Leven-See? Wer gibt auf behutsame Weise die Anregung zur Vertiefung von Fontanes Erlebnis in Schottland? Es ist Helmuth Nürnberger, der sich in Fontanes Reisedarstellung einmischt und die Beschreibung ergänzt. Im Kapitel *Lochleven-Castle in Jenseit des Tweed* nimmt Fontane erstaunlicherweise das prominente, unübersehbare Kinross House nicht wahr. Das läßt Helmuth Nürnberg nicht zu. Er ergänzt die Beschreibung mit den Sätzen: »[...] der für das Publikum geöffnete Garten gewinnt sogleich die Sympathie des Betrachters. Seine klare Schönheit wird durch die Aussicht auf das historische Gemäuer im See friedvoll erweitert – der große Architekt William Bruce bedurfte keiner künstlichen Ruine, um eine romantische Stimmung zu vermitteln. Seine luzide Konzeption setzte wie von selbst zwei Zeitalter miteinander in Beziehung« (S. 161). Die Sprache nähert sich der vertrauten Fontaneschen Art der Beschreibung. Der Schluß macht diese Nähe noch deutlicher sichtbar: »Das ist schon alles, was sich mit Sicherheit sagen läßt. Wem dies zu wenig ist, der fahre an einem Sommertag zum Leven-See. Der Garten von Kinross-House blüht, und seine Farben hauchen dem grau-goldenen Sandstein des Palastes frisches Leben ein. Zwischen den Bäumen des Inselchens im See ragen die Mauerreste des alten Douglas-Schlusses auf, zeitweilig das unfreiwillige Domizil von Schottlands unglücklicher Königin [...]« (S. 166). Hier berühren sich Fontanes Stil und die Darstellungsweise Helmuth Nürnbergers.*

Helmuth Nürnbergers besonderes Interesse gilt Fontanes Aufenthalt in England. Drei der Studien handeln von Fontanes Erfahrungen in London und Schottland. Hier und auch in den Beiträgen über Fontanes Briefstil, über Künstler als Themen Fontanescher Gedichte und über die europäische

Dimension der märkischen Region fällt der sprachliche Reichtum auf. Ein markantes Stilmerkmal ist die Variation der verwendeten Begriffe. Der Leser erlebt aus nächster Nähe die Suche nach dem richtigen Wort. Das Schreiben über die »retardierenden Momente« bei Fontane charakterisiert ebenso Nürnbergers eigenen Stil: »Ein höherer Grad von Bewußtsein scheint erreicht, die Kunst denkt über sich selber nach, sie wird sich selbst zum Gegenstand [...]« (S. 76). Ohne die Parallele zu strapazieren, ist zu beobachten, daß die Reihung nüancierender Ausdrücke die Beteiligung des Lesers intensiviert. Der Leser kann sich auch geschmeichelt fühlen, da er das Verfahren erkannt hat und nunmehr mitdenken darf.

Nachdem Helmuth Nürnberger sich 1967 in seinem Buch *Der frühe Fontane* besonders mit dem Publizisten Fontane beschäftigte, galt sein Interesse mehr und mehr dem mittleren Fontane aus der Zeit nach dem Londoner Aufenthalt, aus dessen Entwicklung das Romanwerk hervorging. Die Bedeutung der Übergangsphase, für die England eine bedeutsame Rolle spielte, macht Nürnberger skeptisch gegenüber Verabsolutierungen, die über ihrer Entdeckung des »eigentlichen« Fontane den Entwicklungsprozeß des Dichters unterschlagen. Er bewundert Thomas Mann und seinen wirkungsgeschichtlich eminent wichtigen Essay *Der alte Fontane*, aber er spart nicht mit Kritik an Manns Einseitigkeit.

Nürnberger offenbart die Größe des Briefschreibers, Dichters und Romanautors Fontane wie niemand sonst, aber er hebt Fontane nicht in den Himmel. Daher die mit Humor formulierte, nichtsdestoweniger grundsätzliche Kritik an der »Zungenfertigkeit« von Walter Jens in dessen Buch *Wer am besten redet, ist der reinste Mensch* (S. 261). Bereits an der subtilen Änderung des Zitats aus dem *Stechlin*, das Jens zum Ausgangspunkt seines grenzenlosen Lobes nimmt, demonstriert Nürnberger seinen scharfen, analysierenden Blick. Aber er gibt Jens nicht dem Gelächter preis, sondern hebt auch seine Qualitäten hervor, sei es mit einem milden Lächeln.

Helmuth Nürnberger verfügt über das Vermögen, Selbstverständlichkeiten auf ihre Wahrheit zu befragen. Das gilt sehr deutlich für das Begriffspaar Provinz/Welt, mit dem Fontane den Unterschied zwischen Theodor Storm (Husumer Deich) und sich (London Bridge) deutlich zu machen versuchte. Nürnberger untersucht die Tragweite dieses (Storm) herabsetzenden Vergleichs, relativiert ihn, kommt aber in zweiter Instanz zu der Schlußfolgerung, daß bei Fontane im Provinziellen die Offenheit zur Welt präsent sei.

Fachjargon wirkt exklusiv. Helmuth Nürnberger scheut sich nicht, die Sprache über Literatur und Geschichte, die der Komplexität der Sache gerecht werden soll, ohne Reserve zu verwenden. Er benutzt diese Sprache aber so, daß sie den interessierten Leser nicht abschüttelt. Einerseits ist dafür sein Variieren, sein leichtes Abwandeln der Ausdrücke verantwortlich, andererseits sein offensichtliches Vergnügen, einen Vortrag

überraschend zu beginnen und am Schluß, auf höherer Stufe, zum Anfang zurückzukehren. Das einzige Wort, über das der Rezensent stolperte, ist »austarieren« (S. 259).

Zum Reichtum des sprachlichen Stils gesellt sich in diesen Studien Helmuth Nürnbergers der Reichtum an Welt, der Welt aus der Zeit vor dem zwanzigsten Jahrhundert und der Welt der damaligen Gegenwart. Die Menschen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts kommen dem Leser näher, besonders dadurch, daß sie sich in einer konkurrierenden oder unbequemen Position Fontane gegenüber befinden. Ein solcher Mensch ist Theodor Mommsen, der mit Lorbeeren gekrönte Kenner der römischen Geschichte, dem 1902 der Nobelpreis für Literatur zuerkannt wurde. Fontane fühlte sich ziemlich gering im Vergleich zu diesem Mann, dem er als Mitglied des betreffenden akademischen Gremiums die Doktorwürde der Humboldt Universität zu verdanken hatte. In seinen Dankesbezeugungen an Mommsen nimmt Fontane die Haltung des überschwenglich Demütigen an, was nicht angenehm ist. Das Streiflicht, das auf Mommsen fällt, erhellt das Profil Fontanes. Der interessierte Leser wird das Gegebene weiterspinnen, so etwa die Beziehung zu Paul Heyse, der um die vorletzte Jahrhundertwende soviel Ansehen genoß, daß er 1910 den Nobelpreis für Literatur erhielt. Steht Heyse heutzutage mit Recht im Abseits?

Helmuth Nürnberger stellt sein Licht nicht unter den Scheffel. Er teilt sein Wissen mit allen Interessierten und zeigt Wege für fruchtbare weitere Forschung. Die Studie über Theodor Fontane und Colmar von der Goltz ist ein sprechendes Beispiel für die anregende Erörterung von Fontanes Bekanntschaft mit einem prominenten Zeitgenossen. Fontanes Leben ist der Mittelpunkt einer Vielzahl von Beziehungen, die einen Großteil Europas umfassen. Zur Exploration dieser Welt lädt Helmuth Nürnberger ein. Die Gemeinde der Leser Fontanes ist ihm zu großem Dank verpflichtet.

Hans Ester

Vermischtes

George und Theodor Fontane.¹ Briefe – Hoffnungen – Trauer

Heide Streiter-Buscher

Söhne und Väter. Kein Menschenzeitalter ohne dieses Spannungsduo. Von den drei Söhnen Theodor Fontanes musste George, der Erstgeborene, die klassische Rolle übernehmen. Er wusste es wohl nicht. Und der Vater? Hat er es gewusst? Und wusste er, was er tat, als er den Sohn unter die Soldaten schickte? Wir wollen uns kein spätes Urteil darüber anmaßen. Aber wir können heute Einblick nehmen in diese Vater-Sohn-Beziehung, weil sich, dem Zufall sei Dank, ein Fenster geöffnet hat, ein Brieffenster. Nicht Georges Briefe an seine Eltern, Geschwister und andere Adressaten sind es; sie gehören weiterhin zu den seit 1945 vermissten Beständen des Theodor-Fontane-Archivs.² Nein, es sind die 38 Briefe und sieben Postkarten, die George in siebzehn Jahren (1869–1886) an die Schriftstellerin Ludovica Hesekei, seine Spielgefährtin aus Kindertagen und schwesterliche Vertraute, gerichtet hat. Das Staatsarchiv Coburg hat sich in glückhafter Weise als Fundort dieser Briefe erwiesen.³ Sie ergänzen und erweitern das »Lebensbild« George Fontanes, das Edith Krauß aus bisher bekannten und unbekanntem Dokumenten zusammengetragen hat.⁴

Ludovicas Gegenbriefe gelten als verschollen. Sie war die älteste Tochter des Journalisten und Schriftstellers George Hesekei. Früh entwickelte sie – sehr zum Missfallen des Vaters – ein starkes Bewusstsein ihrer Aufgabe als Schriftstellerin. In einer auf männliche Schreibdominanz aufgebauten Literaturwelt war das für eine junge Bürgerliche ein nur begrenzt anerkannter Lebensweg. Bis 1887, als sie vierzigjährig den verwitweten Pfarrer Wilhelm Johnsen aus Neustadt bei Coburg heiratete, hatte sie hintereinander weg 29, oft mehrbändige Werke veröffentlicht, zumeist Romane und Erzählungen trivial-literarischen, vaterländisch-historischen Inhalts, die dem erstarkten Nationalbewusstsein nach der Reichseinigung entgegenkamen. Ihre erzieherisch angelegten Vergangenheitsbilder vermitteln eine preußisch-protestantische Ethik auf einer konservativ grundierten, vorzugsweise im Adel angesiedelten Daseinsbühne, wo stets das Böse bestraft wird und das Gute siegt. »Huschel-Lise« hat Fontane sie genannt.⁵ Und

›hingehuscht‹ sind die Vergangenheiten, die sie mehr äußerlich als innerlich heraufziehen lässt. Ihr mit zehn Auflagen erfolgreichster Roman *Unterm Sparrenschild* (1877), der die durch die Reformation in Thüringen ausgelösten Irrungen und Wirrungen im Hause derer von Witzleben auf Ilmenrode fiktional ausmalt, ist heute vergessen wie ihre anderen Romane und Erzählungen auch. Nur noch als Briefpartnerin Theodor Fontanes und Rezensentin seiner frühen Romane ist sie im ›Gedächtnis‹ der Forschung präsent.



Ludovica Hesekei,
ca. 1871.
Foto: C. Brasch,
Berlin
NL Martin Hesekei

George Fontanes Briefe an das »liebe Ludchen«, jugendlich-salopp, humorvoll oft und ebenso oft verzweiflungsvoll, öffnen zusammen mit Briefen des Vaters den Blick des Jungen und des Alten aufeinander. Dieser Blick führt zum Denken, Sprechen und Handeln des Vaters bis in dessen Romanwelt hinein und wieder zurück zum Sohnesschicksal. Ja, man kann sagen: Ohne die einsame Entscheidung des Vaters wären Briefe des Sohnes von anderem Inhalt und Klang gewesen als dem, der uns jetzt vorliegt.

Gehen wir also mitten hinein in Georges Leben. Wir sind im August 1877. Theodor Fontane besucht seinen Ältesten, preußischer Leutnant seines Zeichens, in dessen Magdeburger Garnison. Nur eine Stunde haben sie Zeit für Gespräch, Kaffee, Kuchen und Bier. Dann reist der Vater weiter nach Thale im Harz. Was mögen die beiden besprochen haben? Fontane schreibt seiner Frau einen Tag später, der Sohn habe ihm Speis und Trank spendiert, so etwas müsse man ja mitnehmen. Von George habe er wie immer einen freundlichen Eindruck gehabt, auch wenn ein wenig Befangenheit dabei gewesen sei, eine familiäre Spezialität. Außerdem: Väter geniereten immer, so sei es ihm schon mit dem eigenen Vater ergangen.⁶ Danach muss es ein heiteres Zusammentreffen zwischen dem 57jährigen und seinem Sohn gewesen sein, wenige Tage vor dessen 26. Geburtstag.

Aber nein, so glauben wir vermuten zu dürfen, dies und so viel Munterkeit wird wohl nicht alles gewesen sein. Hinter Fontanes Humor in Briefen verstecken sich oft Probleme eigener Befindlichkeit. Hat der Sohn nicht auch etwas zu dieser Begegnung gesagt? Zum Beispiel in dem langen Brief an seine Mutter vier Tage später? Wir wissen es nicht, denn dieser Brief gehört zum verschollenen Briefkonvolut. Hören wir aber die Version aus der Feder Georges in einem seiner Briefe an die vier Jahre ältere Ludovica Hesekei, geschrieben zwei Wochen nach der Begegnung mit dem Vater:

»Mein armer Papa ist körperlich und besonders geistig so herunter, daß wir alle ernstliche Besorgnisse hegen. Was das schlimmste ist, ihn verläßt sein frischer froher Muth und meine Mama die bekanntlich die Dinge sehr schwer nimmt scheint ihn mit ihrer hypochondrischen Neigung angesteckt zu haben. Er war vor ungefähr 14 Tagen auf der Durchreise nach *Thale* und habe ich ihn eine Stunde lang gesprochen. Er machte einen verzagenden Eindruck, wie wenn er sich selbst garnichts zutraute. Er verzweifelte am Gelingen ja sogar an der Vollendung seines Romans [*Vor dem Sturm*] etc. etc. So schlimm, wie ihn mir Mama geschildert hatte, war er allerdings nicht; die berliner Nachrichten sind nicht nur schwarz gefärbt, sondern durch und durch mit den allerschwärzesten Farben getränkt. Hoffentlich wird die frische Harzluft seine gesunkenen Lebensgeister wieder auf den Damm bringen.«⁷

Die Vermutung ist vielleicht nicht allzu kühn, dass der Vater trotz der knappen Zeit auch ein ernstes Wort zur militärischen Karriere des Sohnes hinterlegt hat. Aus Briefen wissen wir, dass Georges Absolvierung der

Kriegsakademie, Sprungbrett für jede Militärkarriere, zu den väterlichen Hoffnungen gehörte. Die sollten sich jedoch nie erfüllen.

George ist den Eltern ein besonders nahestehender Sohn – ihr »Liebling«, soweit diese Vorzugsstellung aus dem Ehebriefwechsel erkennbar ist, und zugleich, darin Georges literarischem Alter Ego Leo von Poggenpuhl nicht unähnlich, ihr »Angstkind«,⁸ mit dessen Entwicklung sie am meisten gehadert, dessen Selbstbezogenheit und »ungeregelte Finanzwirtschaft«⁹ ihnen am meisten Kummer gemacht und dessen Kommen und Nähe über ein Jahrzehnt vor allem vom Dichtervater als Belastung seiner Ruhe und Produktivität empfunden worden ist. George selbst scheint davon nichts geahnt zu haben. So schreibt der 28jährige in den ersten Julitagen 1879 an Ludovica: »Ich freue mich sehr auf die Ferien, besonders meine Nerven werden aufjauchzen. Ich gehe nach *Wernigerode* zu meinen Eltern, um ganz ruhig zu leben. Ruhe! Ein herrliches Wort.«¹⁰ Wenige Tage zuvor hatte Fontane seiner Frau geschrieben:

»Ich freue mich auf die *Wernigeroder* Tage, aber offen gestanden ich fürchte mich auch davor. Es wird wie ein Taubenschlag sein; und das soll dann die Ruhe sein, auf die ich 11 Monate gewartet habe! [...] Natürlich muß George *nach Hause* kommen dürfen, das ist sein gutes Recht, das er nicht verwirkt hat [...]. Er muß das elterliche Haus offen finden und Arme von Mutter und Geschwistern, die ihn empfangen. *Ich* aber werde zukünftig nach 3 mal 24 Stunden verschwinden und in irgend einem Thal der Ruhe nachgehen, deren ich bedarf und die jeder mir gönnen muß.«¹¹

Georges Briefe spiegeln den Familienton der Fontanes wieder, altersgemäß unbekümmert, persönlich liebenswürdig, untermischt mit kleinen Spöttereien und Berolinismen wie »darum keine Feindschaft nich«.¹² Sie offenbaren ein besonderes Vertrauensverhältnis zwischen Schreiber und Empfängerin, erkennbar nicht nur an Georges Unterschriften wie »Dein Pflegebruder«, »Dein alter Freund«, »Dein alter Junge«, sondern auch an intimen Bekenntnissen wie in einem Brief aus Magdeburg 1869: »Es ist furchtbar langweilig in diesem traurigen Nest. Das billige *Théâtre des variétés* kann mich nicht mehr reizen da das eine Fräulein, die mich hauptsächlich hinzog ein Engagement nach Braunschweig erhalten hat. (Diese Episode brauchst Du übrigens nicht weiter zu erzählen es bleibt Geheimniß zwischen uns beiden, wie vieles andre)«.¹³ Oder vierzehn Jahre später am Ende eines Briefes aus der Kadettenvoranstalt Wahlstatt in Schlesien:

»[...] die Nerven befinden sich denn allerdings jetzt in einer traurigen Verfassung. Dies hat meine Thätigkeit hier, aber zum größten Teil hat es mit seinem Singen *Richard Wagner* gethan. Ich bin jetzt wieder dermaßen verwagnert, daß es mir einfach unmöglich ist etwas andres zu spielen [...]. Er übt nur auf mich eine solche überwältigende, sich immer steigende Wirkung aus, die zwar wunderschön ist, die aber – das fühl ich – auch im höchsten Grade schädlich wirkt. Mit mir zusammen schwelgt die Frau des

[...] Hauptmann *Jordan*, die ich erst in *Wagner* eingeführt habe, die aber nachher rückwirkend meine eigentliche Begeisterung angefacht hat. Frau *Jordan* ist denn auch das Stichwort, wo es entweder zu reden oder zu schweigen gilt, und hier könnte ich schreiben und schreiben und könnte das Thema doch nicht erschöpfen. Aber Dir als meiner alten guten Freundin werde ich viel davon erzählen, Deiner Teilnahme darf ich ja gewiß sein. Für heute Schwamm drüber. [...] Aber *motus!* [pst] in Bezug auf die letzte Seite!!!«¹⁴

Wie aber war George Fontane überhaupt unter die Soldaten geraten? Wie Theodor Fontane selbst so hat auch sein Ältester das Gymnasium nicht bis zum Ende absolviert. In Untersekunda, da ist er sechzehn, wird er nicht versetzt. Soweit wir wissen, scheint eine Wiederholung der Klasse oder ein Schulwechsel nicht in Erwägung gezogen worden zu sein. Vater Fontane hatte ohnehin eine Abneigung gegen examinierte Weisheit. »Der Durchschnitts-Fontane ... ist immer aus Oberquarta abgegangen und hat sich dann weitergeschwindelt, das beste Teil seiner Bildung aus Journalen 3. Ranges zusammenlesend. *Ich* war schon eine Ausnahme.«¹⁵ In souveräner Selbsterkenntnis sieht er im Leben selbst den besten Wissensvermittler und entscheidenden Bildungsfaktor. Entsprechend handelte der Vater, als es darauf ankam.

»[...] wir beschließen, ihn Soldat werden zu lassen«, heißt es in seinem Tagebuch von 1868 lapidar.¹⁶ Wir? Nein, diese Entscheidung geht allein auf seine Kappe, durchaus normal nach den damaligen Familienusancen, aber ganz und gar unverständlich bei diesem Jungen, der zu nichts weniger geschaffen ist als zu einem Militär. Und der Vater weiß das. Aber er kennt auch sich selbst, sein lebenslanges Hadern mit der materiellen Seite des Lebens, die innere Spannung zwischen persönlichem Freiheitsstreben, Anerkennungsbefürfnis und sozialem Anpassungszwang, dieses ewige nicht wissen wohin und wie morgen weiter. Zahllos sind die uns bekannten Äußerungen Fontanes zu diesem Thema. Selbst in ihrer Widersprüchlichkeit lassen sie eine nie gestillte Sehnsucht nach Existenzsicherheit erkennen. Auf welchem beruflichen Feld, mochte nachrangig bleiben, solange es gesellschaftlich anerkannt war. Und das galt für das Militär in Preußen in hohem Maße, vor allem für den Offiziersstand, ganz im Gegensatz zu Fontanes damaliger Journalistenexistenz (zum Romancier wurde er ja erst viele Jahre später), die in seinen Augen immer nur eine Randexistenz ohne Reputation sein konnte.

So steht es um den Vater, als er den Sohn »wohlüberlegt«, wie er betont hat,¹⁷ auf einen Lebensweg mit vorhersehbar scharfen, im Kriegsfall zudem Tod bringenden Bedingungen schickt. Mit der Armee kannte sich Fontane aus. Intensiv ist er um diese Zeit als halboffizieller Kriegshistoriograph mit dem letzten erfolgreichen Feldzug von 1866 beschäftigt. Auch Georges jugendlicher Blick wird vom frischen Schlachtenruhm des preußischen

Militärs beeindruckt gewesen sein. Berlin als bevorzugter Schauplatz des glitzernden Staatswesens mag in dem Sechzehnjährigen den Wunsch nach Zugehörigkeit verstärkt haben. Jedenfalls scheint er mit der Vorstellung von sich selbst als Offizier in der allerersten Zeit einverstanden gewesen zu sein¹⁸ – »überraschenderweise«, wie Henriette von Merckel festgehalten hat.¹⁹

Der Sechzehnjährige konnte die Tragweite der Entscheidung für eine Offizierslaufbahn nicht ermessen und ebenso wenig das geringe Zutrauen des Vaters in die ökonomische Zukunftsfähigkeit musikalischer Anlagen. Zu jener Zeit scheint Fontane rückblickend die freie Existenz aus trüber Erfahrung seiner eigenen Anfänge nicht als Ideal, sondern als Ursache seines eigenen Problems gesehen zu haben. Das Modell seiner freischwebenden Berufsanfänge möchte er von seinen Kindern nicht wiederholt sehen. Er selbst allerdings wird nur zwei Jahre später die eigene Journalistenexistenz einer Revision unterziehen, den Tagesjournalismus an den Nagel hängen und das freie Schriftsteller-Dasein wählen und wiederum sechs Jahre später, nach dem unglücklichen Intermezzo als Erster Ständiger Sekretär der Bildenden Künste an der Königlichen Akademie der Künste, seine »Independenz«²⁰ preisen: »Die Glücksarten der Menschen sind eben verschieden; ›den enen sin Uhl is den annern sin Nachtigall!‹ Mir ist die Freiheit Nachtigall, den andern Leuten das Gehalt.« Und: »es kommt nur darauf an, daß jeder an seiner Stelle steht. Wo, ist gleichgültig.«²¹ Wie wahr, denkt man und bedauert, dass des Vaters Einsichten von 1876 für George viele Jahre zu spät kamen.

Im Frühjahr 1868 meldet Vater Fontane den Sohn also bei einem privaten »Militär-Bildungs-Institut« an, einem Repetitorium für Fähnrichs-Anwärter, die ihre obligatorische Aufnahme-Prüfung noch vor sich haben. Er gefalle sich da »sehr gut«, schreibt George seiner Tante nach den allerersten Tagen beim Repetitor Reetzke.²² Aber das gute Gefühl hält nicht an: »[...] ich gebe mir alle Mühe die Sache leicht zu nehmen, fühle aber daß es mit dem Geschmack doch noch nicht viel besser geht«, bekennt er dem Vater nach viermonatigem angestrenghen Lernen.²³ Ein Signal! Wenige Tage darauf berichtet Mutter Emilie ihrem Mann über die »sehr günstig[e]« Reaktion Karl Zöllners auf Georges Klaviervorspiel.²⁴ Der aber geht in seinem Gegenbrief nicht darauf ein.

George besteht die Aufnahme-Prüfung, und das Schicksal nimmt seinen Lauf. Er tritt in das 3. Hessische Infanterie-Regiment in Kassel ein. »Trotz kleiner Leiden, er hat Glück, – unberufen und unbeschrien«, beruhigt sich der Vater nach Erhalt der ersten beiden Briefe aus Kassel.²⁵ Doch schon nach acht Tagen scheint er nicht frei von Besorgnis zu sein: »George's Ergehn, gleichviel ob er schreibt oder nicht schreibt, beschäftigt mich doch sehr.«²⁶ In seinem Tagebuch von 1868 wird er später festhalten, George habe in seinem Regiment in Kassel »zunächst angestrenghete aber glückliche

Wochen verlebt«.²⁷ Glückliche Wochen? Hat George sie in der Realität des Kasernenalltags wirklich erlebt? Wie erging es ihm tatsächlich?

Strenge, Ordnung, Nüchternheit, Demut, Pflichttreue sind die Prinzipien der preußisch-militärischen Erziehung. Unterordnung ist die Forderung, Anpassung der Weg. Was George einst im Kinderspiel sich ausgedacht haben mag, ist nun Wirklichkeit geworden. Vorstellung und Realität aber weichen weit voneinander ab. »Überhaupt – und das ist das Fatale der ganzen Karriere –, man muß sich immer ducken«,²⁸ wird der Dichter-Vater retrospektiv Leo von Poggenpuhl in den Mund legen in jenem kleinen späten Werk, das in Charakteren und Gesprächsthemen erkennbar aus Autobiographischem schöpft.

Trotz aller Unzufriedenheit mit sich selbst und der ganzen Welt, die George, oft schwermütig verfasst, Ludovica gesteht, reißt er sich gleichwohl zusammen in der Hoffnung, nach einem halben Jahr zum Fähnrich ernannt zu werden. »Man weiß doch dann, daß man etwas vorstellt, etwas gilt in der Gesellschaft«, schreibt er ihr.²⁹ Auch die Eltern scheinen hoffnungsvoll gewesen zu sein. George »wird nun in den nächsten Tagen Fähnrich werden, was seine ganze Seele in Anspruch nimmt. Glückliches Alter!« teilt Fontane seiner Mutter nach Neuruppin mit.³⁰



George Fontane als
Fähnrich in Cassel, 1868/69
Foto: J. R. Bellson Senior,
Cassel
StACo, NL Hesekei,
Nr. 22.5c

Doch die nach dem ersten halben Jahr fällige Ernennung zum Fähnrich bleibt aus. In dieser Situation vertraut George seiner Briefpartnerin tief deprimiert an: »Mir geht es hier jetzt recht schlecht [...]. Gegen Dich will ich nicht lange Worte machen.[.] Mir wäre besser ich wäre nicht geboren, denn eine so gänzliche Untauglichkeit zu etwas Gutem und Ordentlichen liegt in mir, daß ich mit Furcht und Grauen in die Zukunft sehe.«³¹

Die Zerstörung seiner Hoffnungen stürzt ihn in tiefe Verzweiflung. Das Unvollkommene der eigenen Existenz in dieser Welt des Pflicht- und Untertanenbewusstseins scheint ihm jedes Selbstvertrauen genommen zu haben. Er zieht sich auf einen nur ihm gehörenden Bereich zurück, auf den der Musik. Von Opern- und Konzertbesuchen ist die Rede. Mozarts *Figaros Hochzeit* ist dem Siebzehnjährigen »die schönste« Oper, die er kennt.³² Kurz darauf ist es Meyerbeers Erfolgsoper *Die Hugenotten*, die ihn »so gewaltig« anzieht.³³ Auch das eigene Klavierspiel hilft ihm, sich zu finden. »Ich spiele sehr fleißig Klavier und hoffe wenn ich im Sommer nach meinem alten Berlin komme Dir Verschiedenes vorspielen zu können«, verspricht er der Freundin.³⁴

Dem Vater ist gerade in diesen ersten Ausbildungsmonaten Georges Briefschreibetalent aufgefallen. Mit »alles frisch, knapp, humoristisch, völlig ungesucht«³⁵ bringt er seine »Überraschung« über die »bemerkenswerthe literarische Begabung« seines Ältesten zu Papier.³⁶ Und er meint sogar, in Georges Stil seinen eigenen wiederzuerkennen, und bekennt freimütig, dass George ihm, »nach der humoristischen Seite hin, weit voraus« sei und »das Maßhalten«, das er sich »erst mühevoll erobert habe«, »von Natur« aus habe.³⁷

Ja, solche Erkenntnis hätte doch, so möchte man denken, spätestens dann ein Umdenken des Vaters bewirken können, als George als soldatisch ungeeignet aus dem Kasseler Regiment entlassen wird. Zu Georges Ausscheiden aus dem Militär kommt es jedoch nicht. Der Vater strebt stattdessen einen Garnisons- und Regiments-Wechsel an. Das ist kein einfaches Unterfangen. Und doch setzt er alles daran, seinem Sohn die Fortsetzung der Militärausbildung zu ermöglichen. Dies erhellt aus einigen Fragmenten von Fontanes Hand auf der Rückseite anderer Texte im Bestand des Theodor-Fontane-Archivs. Diese Bruchstücke von Briefentwürfen lassen die Not eines um die richtige Wortwahl ringenden Vaters erkennen, der in jenen Tagen des »Nicht aus- noch ein-wissen[s]«,³⁸ wie dort zu lesen ist, sich an verschiedene, nicht in allen Fällen eindeutig zu identifizierende Personen beim Militär wendet. Von berufener Seite versucht er zur eigenen Entscheidungsfindung in Erfahrung zu bringen, ob »aus dem Jungen sich noch jemals ein ordentlicher brauchbarer Soldat«³⁹ entwickeln könne und ob er in einem anderen Regiment oder »auf einem andren Boden« eine »ehrliche Chance« habe, »besser zu gedeihen«. ⁴⁰ Eindeutig geben die Fragmente zu erkennen, dass er seine »eigene schließliche Entscheidung«⁴¹ vom Ergebnis

der Auskünfte abhängig machen werde. Zugleich formuliert er aber auch, dass er seinen Sohn nicht »mit einer Art Eigensinn innerhalb einer Sphäre festhalten« wolle, »in die er nicht gehört«⁴² – Formulierungen, die so klingen, als sei er sich sehr wohl der Dimension seines Beharrens bewusst. Dominierend aber bleibt offenbar sein Bestreben, dem Sohn eine gesicherte Existenzgrundlage zu ermöglichen. Mit seinen Worten: »Ich möchte das [?] alles doch nur thun, wenn ich einen Segen davon erwarten [...] dürfte.«⁴³

An keiner Stelle ist hier oder im erhaltenen Elternbriefwechsel die Rede davon, wie der Sohn darüber denkt. Ein Aufbegehren gegen die väterliche Entscheidung scheint es nicht gegeben zu haben. Im Generationenverständnis gelten noch die tradierten Autoritätsnormen der Vätergenerationen. Das Thema des Vater-Sohn-Konflikts beginnt erst im Zuge der gesellschaftlichen Veränderungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Vaterautorität in Frage zu stellen, literarisch geformt beispielsweise von Turgenjew in *Väter und Söhne* (1862) oder auch von Theodor Storm in seinen beiden Novellen *Carsten Curator* (1878) und *Hans und Heinz Kirch* (1882).

Nach zäh sich hinziehendem Bemühen gelingt es schließlich, Franz von Zychlinski, Kommandeur des 2. Brandenburgischen Infanterie-Regiments in Magdeburg, Fontane aus früherem literarischem Austausch bekannt, zu bewegen, George in sein Regiment aufzunehmen. Zychlinski gegenüber entschuldigt der Vater den Misserfolg seines Sohnes beim Kasseler Regiment einsichtig mit dessen Individualität. In einem der Briefentwurf-Fragmente spricht er von seiner »festen Überzeugung [...], daß vielleicht kaum die Hälfte der Verschuldung auf meinen Jungen fällt. Er war zu jung, unselbständig, scheu, verlegen, mied die Offiziere mehr als daß er sie ...«⁴⁴ – man wird hier wohl ergänzen dürfen: für sich einzunehmen verstand. Wollte der Vater nicht wahrhaben, dass diese Einschätzung nur ein dreiviertel Jahr später noch genauso zutreffend sein könnte?

Ende August 1869 tritt George also in Zychlinskis Magdeburger Infanterie-Regiment ein. Sechs Wochen später erhält Ludovica einen ersten Brief von dort:

»Nur die allerneuesten und besten Nachrichten schreibe ich Dir heute. Am vergangenen Mittwoch bin ich zum Unteroffizier befördert worden. Du kannst Dir denken, daß ich jetzt mich hier riesig zusammennehme, alle guten Eigenschaften zusammenkratze und sie den Leuten an den Kopf schmeiße. Kurz und gut ich fühle mich hier sehr glücklich; die Offiziere sind fast ohne Ausnahme (und diese Ausnahmen verstehen es nicht ihre Freundlichkeit so an den Tag zu legen) sehr freundlich zu mir; für meinen Hauptmann ginge ich durch 3 Feuer; diesen Mann kann ich Dir garnicht beschreiben, so vollkommen erscheint er mir. Eine Liebe, vielleicht zu einem weiblichen Wesen, könnte, solange er in meinem Herzen wohnt, dasselbe nicht berühren.«⁴⁵

Zychlinskis Erziehungsstil hat Einfluss auf den jungen Offiziersaspiranten. Er versteht es, in den jugendlichen Freiheitsdrang die Bereitschaft zur »Pflichterfüllung« einzupflanzen. Dabei legt er weniger Wert auf »Exerzierplatzdressur« und schätzt »die Bedeutung des militärischen Formenwesens für die Disziplin geringer« ein »als in der Armee herkömmlich«. ⁴⁶ Gleichwohl ist sein Regiment bekannt für in strammer Schule erzogener Zucht und Ordnung. Dieser militärhistorisch als »Ideal« gelobten Ausbildungs- und Sozialisierungsmaxime hat sich George anpassen können, wenn auch nicht von Anfang an.

Das Verschlafen des obligatorischen Kirchgangs, nicht standesgemäßer Umgang mit einem Kneipenwirt, das Besprechen »dienstliche[r] Dinge« in »Kreisen«, »in welche sie nicht hingehören«, ⁴⁷ und andere Grenzüberschreitungen verschaffen ihm anfangs nicht nur ernste Ermahnungen, sondern mitunter auch einen 24stündigen Karzer-Aufenthalt. »[...] wenn man sich so verschwindend klein fühlt, hat man nichts als Schändlichkeiten, um sich vor sich und andern zu behaupten« ⁴⁸, erklärt der junge Leichtfuß Leo von Poggenpuhl im Roman des verstehenden Erzählers.

George, geistig unterfordert, weiß zunächst nicht, was er der als »schauderhaft« und »bodenlos« empfundenen Langeweile entgegensetzen kann ⁴⁹. »[...] der Geist darbt, und das Herz darbt. Überhaupt scheint darben mein Los«, klagt sein literarisches Ich Leo. ⁵⁰ Und so sucht der junge Fähnrich auch ein Ventil in der Welt der leichten Muse. So schwärmerisch-harmlos die kleine Episode mit der schon erwähnten Varieté-Schauspielerin auch gewesen sein mag, so eindeutig hat er sich damit dem preußisch-militärischen Sittenkodex und Kastendenken widersetzt, nach denen der Offizier stets bestrebt sein soll, »nur diejenigen Kreise für seinen Umgang zu wählen, in denen gute Sitte herrschend ist«, und dass er »am wenigsten an öffentlichen Orten aus dem Auge lassen« darf, »daß er nicht bloß als gebildeter Mann, sondern als Träger der Ehre und der gesteigerten Pflichten seines Standes« aufzutreten hat. ⁵¹ Schauspielerkreise galten in der Offizierswelt wegen lockerer Moral als »Halbwelt«. Kontakte dazu waren eines Offiziers unwürdig und daher verpönt. Der Dichter-Vater versucht Einhalt zu gebieten. »Ich habe ihm geschrieben, daß er sich zusammen nehmen soll, um nicht noch in der 12. Stunde Fiasco zu machen.« Zugleich aber ist er voller Mitgefühl: »Natürlich hat so'n armer Junge es schwer; zu den Offizieren gehört er nicht; wo soll er nun hin? er kann sich die Gesellschaft nicht malen und nimmt sie, wie er sie findet.« ⁵² In der direkten Begegnung Weihnachten 1869 trifft Georges Entwicklung und Selbstdarstellung die Eltern unvorbereitet. Fontane in seinem Tagebuch: »Die Weihnachtstage vergingen nicht sehr angenehm; George war auf 14 Tage zum Besuch bei uns und erfreute uns wenig durch seine Haltung. Der »Fähnrich« machte sich geltender als es unsren Wünschen entsprach. Unruhig traten wir ins neue Jahr.« ⁵³

Im neuen Jahr, am 1. März 1870, beginnt Georges vorschriftsmäßige Ausbildung an der Kriegsschule in Hannover. »Zu wenig Löhnung« ist auch hier wieder seine Klage.⁵⁴ »[...] nirgends Geld, nirgends Rückendeckung, und dazu jung und ein Leutnant«, das sei »eine ganz verdeubelte Geschichte«, wird später Leo von Poggenpuhl stellvertretend für ihn klagen.⁵⁵ »Gepfeffert[e]« Briefe des Vaters mit der Anfrage, ob George »sein Leben nicht endlich so einrichten wolle, daß [...] seine Erscheinung und seine Briefe, die bis jetzt immer nur gleichbedeutend mit Aerger und Sorge gewesen wären, endlich anfangen, Freude zu machen!« versuchen den Sohn moralisch zu packen. Aber zugleich, im Zwiespalt seiner Empfindungen, beruhigt der Dichter sich selbst und seine Frau: »Es sind ja nicht Summen, die schwer ins Gewicht fallen; alles ist nur grade so, daß es einen ärgern kann.«⁵⁶

Es sei »nutzlos, [...] an George Abhandlungen über Sparsamkeit zu schreiben«,⁵⁷ resigniert der Vater schließlich und kommt zu dem Fazit: »wir müssen wie Eggers sagt, seine historische Entwicklung abwarten u. so



Leutnant George Fontane
in Gisors, Frankreich 1870.
Frontispiz der *Feldpost-
briefe* 1914
Foto: Aug^{te} Josset, Gisors
TFA Potsdam

lange wie möglich in Güte zu ihm stehn.«⁵⁸ Und so bleibt es wie bei den Poggenpuhls dabei, ihm »immer wieder zu helfen und ihn vor einer Katastrophe zu bewahren, darauf war alles Dichten und Trachten gerichtet. Kein Opfer erschien zu groß.«⁵⁹

Georges normalerweise dreivierteljährige Kriegsschul-Ausbildung endet bereits am 19. Juli, dem Tag der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland. Die vorgezogene Prüfung ist nur noch Formsache. Georges Beförderung zum Offizier steht nun nichts mehr im Wege. Seine fünf Feldpostbriefe an Ludovica stammen aus der späteren Phase des Krieges, dem Kampf gegen die Republik und den Monaten des ermüdenden Wartens während der Belagerung von Paris. Militärische Marschrouten, wechselnde Einquartierungen, müßiger Zeitvertreib und der »Mangel hier an wirklich ernster Beschäftigung«⁶⁰ sind die Themen dieser Briefe. Humorvoll kaschiert er seine Begegnungen mit der feindlichen Granatfeuerabwehr: »[...] die sausenenden Granaten machen einen riesigen Scherz, aber der Mensch gewöhnt sich an alles, selbst, wie auch Papa neulich schrieb, an Granaten.«⁶¹ Und doch meint er, »so ein Winterfeldzug ist nicht von Pappe«, und sehnt »das baldige Ende dieses schrecklichen Krieges«⁶² herbei. Acht Tage nach der Proklamation von Versailles am 18. Jan. 1871 stellt er als Diener seines Monarchen erstaunt fest: »Daß unser guter alter *Rex* jetzt *Imperator* geworden ist, hat hier doch im Allgemeinen nicht solchen Eindruck gemacht, wie man wohl hätte wünschen können; der Krieg stumpft eben furchtbar ab; das einzige was uns wohl aus unsrer Apathie aufrütteln könnte, wäre der Fall von Paris. Ach und das dauert noch sehr lange.«⁶³

Quartierfragen waren für George immer auch wichtig in Bezug auf die Menschen, auf die er trifft, insbesondere solche weiblichen Geschlechts; so schreibt er über Beaumont in jenem Frühjahr 1871, sich wohl auch vor der Briefpartnerin aufspielend: »Ich bekam ein sehr schönes Quartier mit zwei reizenden jungen Mädchen, die eine, eine Pariserin, machte mir am andern Morgen den Abschied sehr schwer.«⁶⁴

Einen Monat vor Kriegsende besucht Theodor Fontane den inzwischen 19jährigen George auf seiner Informationsreise zum Kriegsschauplatz. Es ist ein freudiges Wiedersehen, emotional für Vater und Sohn in gleichem Maße. Nach dem dreitägigen Zusammensein fernab der Truppe, intensiv genutzt und erlebt von beiden, nimmt der Vater in einem knappen psychologisierenden Charakterbild die mögliche Zukunft seines »noch ganz im Werden« stehenden Ältesten in den Blick: einerseits den »bon camarade«, der von Billard, Kegel und Kneipe nicht lassen kann, und andererseits die »feine Künstlernatur«, »speziell« den »Humoristen.«⁶⁵ Hatte die Nähe dieser wenigen Tage eine späte Klarsicht gebracht? Und war es sehndes Hoffen, sich im Sohn sein Alter Ego vorzustellen?

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich quartiert George sich nicht in den Militärquartieren innerhalb der Magdeburger Festungsanlagen ein,

sondern mietet ein »Logement nicht im feinsten Viertel«, wie er betont.⁶⁶ Und er mietet ein Klavier. Man darf vermuten, dass neben solchen Ausgaben und den oft zitierten aufgelaufenen Equipierungskosten auch Spielschulden eine Rolle gespielt haben könnten, die seine Finanzen immer wieder ins Minus gebracht haben. Von Glücksspielen ist in seinen Briefen als »Beschäftigung in diesem »Pfuhl der Langeweile«⁶⁷ wiederholt die Rede.

Er »lebe 10mal lieber in der kleinsten französischen Stadt« als in Magdeburg. Zurückgesehnt habe er sich »nicht eine Secunde«, hatte er Ludovica noch aus Argenteuil gestanden.⁶⁸ Und doch muss er sich jetzt zurück in der Magdeburger Kasernenwelt wieder disziplinieren und im Wacheschieben und Rekrutenexerzieren seinen Offiziersberuf erfüllen. Bemerkungen resignativer Mutlosigkeit lassen erkennen, wie sehr er sich am falschen Platz fühlt. Gleichwohl ist er bestrebt, »ein tüchtiger Offizier zu werden«.⁶⁹ Die Bedingungslosigkeit aber, mit der er sich dem militärischen Leben zu unterwerfen hat, bedroht die Fassade seiner militärischen Existenz. Sein Überleben darin verlangt nach Camouflage und Verstellung. Er baut sich eine nur ihm gehörende, neigungserfüllte Zweitexistenz auf, über die er mit seinen Kameraden nicht spricht. Ludovica aber berichtet er umso freimütiger davon. Theater und Musik, speziell das Klavierspiel, beherrschen diese Fluchtburg. Eine Zeitlang spielt er nur Schumann und allenfalls Bach. Diese sind ihm »eine so schwere Speise, so inhaltsvoll«, dass ihm »alles andre dagegen mehr oder weniger leicht und flach erscheint.« Bei Beethoven beklagt er seinen »Mangel an Technik«, der, so schreibt er, »leider bei mir vorhanden ist u. der sich nie wird ersetzen lassen, - denn, was *Hänschen* nicht lernt, lernt *Hans* wenigstens schwer.« Schumann sei »ja viel viel schwerer zu spielen, aber so *paradox* es klingen« möge, er werde »doch eher mit ihm fertig«.⁷⁰

Und George wiederentdeckt die Literatur. Die Auswahl seiner Lektüren lassen die Literatursozialisation durch sein Elternhaus erkennen. Er interessiert sich auch für das literarische Schaffen seines Vaters und widerlegt dessen larmoyante Klage gegenüber Mathilde von Rohr, dass keines seiner Kinder zu einer »echten und tiefen Anerkennung« seiner »Bestrebungen« komme, »weil ihnen die relative Resultatlosigkeit dieser Bestrebungen unbequem« sei.⁷¹ George dagegen schätzt gerade *Vor dem Sturm* (1878) höher ein als Friedrich Spielhagens seinerzeit vielgelesenen Zeitroman *Sturmflut* (1877): »*Vor dem Sturm* gefällt mir besser, wenn es auch langweiliger ist, was ich speziell nicht finde; in meines Papas Roman ist nach meinem Geschmack kein Wort zu viel u. welches ich gern missen wollte, während ich *Spielhagen summa summarum* gern 200 Seiten schenkte, die geradezu langweilig sind. Einiges ist allerdings geradezu meisterhaft.«⁷²

Georges Ausflüge in Nebenwelten scheinen ihm die nötige Kraft gegeben zu haben für das von ihm eigentlich Verlangte. Fontane hat dafür in *Die Poggenpuhls* eine sinnreiche Metapher gefunden, die er Leutnant Leo von

Poggenpuhl in den Mund legt und die zeigt, wie sehr er sich, uneingeschränkt in der Rückschau, in seinen Sohn hat hineindenken können:

»wer immer in einer Wüste Sahara lebt, der kann ohne Fata Morgana mit Palmen und Obelisken und all dergleichen gar nicht existieren. Fata Morgana, sag' ich. Wenn es dann, wenn man näherkommt, auch nichts ist, so hat man doch eine Stunde lang gelebt und gehofft und hat wieder Courage gekriegt und wadet gemütlich weiter durch den Sand. Und so sind denn die Bilder, die so trügerisch und unwirklich vor uns gaukeln, doch eigentlich ein Glück.«⁷³

Langfristig haben George solche Spiegelungen der Lösung seiner Situation keinen Schritt nähergebracht. Dementsprechend desillusioniert klingen seine Briefe: »Nichts macht mir Spaß, ausgenommen meine Musik; ja wenn ich die nicht hätte, wäre ich wirklich unglücklich. So bin ich wenigstens nur bis zum Excess gleichgültig und übelgelaunt. Andere Verhältnisse, reizende Briefe von meinen Eltern tragen auch nicht dazu bei meine Laune zu verbessern.«⁷⁴ Eltern und Geschwister scheinen von Georges innerer Verfassung nicht allzu viel bemerkt zu haben. Sobald die Kasernenmauern hinter ihm lagen, hatte dieser junge Mann offenbar die Fähigkeit, alles abzuschütteln, was ihn bewegte. Im Familienkreis zeigte er sich den Seinen



Leutnant George Fontane,
Magdeburg 1873
Foto: Julius Kosmehl,
Magdeburg
StACo, NL Hesekei,
Nr. 22.5d

»heiter wie immer«⁷⁵ und »kreuzfidel«⁷⁶. Wie es wirklich in ihm aussah, behielt er für sich. »Nach Hause hab ich natürlich geschrieben ich machte mir weiter nichts daraus«, vertraut er einmal Ludovica an, als seine Hoffnung auf Abkommandierung zum Bezirksadjutanten in Halle sich nicht erfüllt hatte.⁷⁷

Im gewachsenen Bewusstsein der Verantwortung für sich selbst vollzog sich in den Magdeburger Jahren aber auch ein Reifungsprozess, der zu dem Entschluss führte, seinem unerfüllten Leben eine Wendung zu geben. Im selben Jahr 1875, als Zychlinski als Generalleutnant die Führung der 15. Division in Köln übernimmt, beschließt der inzwischen Vierundzwanzigjährige, sich der Musik zu versagen und sein Klavier abzuschaffen; »die Musik« werde ihm »zu gefährlich« schreibt er. »Ich will mich jetzt ernstlich hinter die Bücher setzen um spätestens im März 77 mein Examen zur Kriegs-Akademie machen zu können.«⁷⁸ Dieses Ziel bestimmt nun sein Leben. Und in seiner Fluchtburg setzt er neue Akzente:

»Ich, sonst der leidenschaftlichste Musikfreund, der ohne dieselbe nicht glaubte leben zu können, ich rühre schon seit mehreren Monaten keine Taste mehr an. Und was das sonderbarste ist, diese scheinbare Entbehrung ist mir gar keine Entbehrung, ja ich entsinne mich kaum eines Moments, in dem ich mir den alten Zustand zurückgewünscht, denke im Gegentheil den neuen noch recht lange zu erhalten. Was thut er denn nun? Arbeitet er, spielt er, kneipt er? Nichts von alledem. Dem Arbeiten kommt meine Beschäftigung allerdings am nächsten, obwohl ich es doch nicht so nennen darf. Da ich wenig Dienst habe, liege ich den ganzen Tag auf dem Sofa, und lese, lese, lese. Mit furchtbarer Deutlichkeit ist mir meine grenzenlose Unwissenheit, meine polizeiwidrige Unbelesenheit, die ich früher – befangen in meinem musikalischen Dusel – wohl ahnte, von der ich mir aber weder Rechenschaft geben konnte noch wollte, vor die Seele getreten und thue ich jetzt alles das Versäumte nachzuholen. Dies ist aber nicht so leicht, als ich gedacht [...]. Denn – leider muß ich's gestehn – ich habe vollkommen lesen verlernt. Es ist mir fast unmöglich meine Gedanken derartig zu concentriren, wie es die Lectüre eines nur etwas tiefer gehenden Werkes verlangt.«⁷⁹

Auf Ludovicas offenbare Vorhaltung, er sei vor allen Dingen Offizier, antwortet er ihr empört, das sei seine Meinung »ganz und gar nicht, zu allererst« wolle er »gebildeter Mensch sein.«⁸⁰ Eine Zeit der geistigen Entwicklung, ein Bewusstwerden des eigenen Wesens, der eigenen Defizite, der eigenen Neigungen setzt ein, eine Zeit, die gleichwohl einhergeht mit einem permanenten Sich-nicht-wohl-fühlen-können: »Leider habe ich jetzt fortwährend eine schwarze Brille auf durch die man natürlich eben Alles schwarz sieht und so wird man des eigentlich Erfreulichen nicht recht froh und empfindet sein Gegentheil doppelt unangenehm.«⁸¹

Im Dezember 1877 hält Fontane erstaunt fest: »George [...] steckt im Cadettenlehrer-Examen. Was man nicht alles erlebt!«⁸² Und nach weiteren

5 Jahren, als George sich als angehender Militärlehrer bereits bewährt hat, wird er die erfahrungsgetränkte Selbsterkenntnis niederschreiben: »Am allerwenigsten muß man an den Charakteren herumbasteln wollen; es führt zu gar nichts, außer zu Verstimmung und Aergerniß. Wie sich ein Mensch giebt, das ist nicht ein Zufall, auch meistens nicht ein Erziehungsfehler, sondern der Ausdruck seiner Natur.«⁸³ Man denkt: Auch falsche Entscheidungsmotive können solcher »Bastelei« gleichkommen.

Und noch etwas muss hier erwähnt werden: Fontanes Glaube an Preußens Gloria ist inzwischen gründlich erschüttert worden. Das Phänomen der gewachsenen Stellung des kaiserzeitlichen Militärs und die massive Förderung nationaler Kampforientierung mussten von ihm als Anhänger altpreußischen Soldatentums als schwer erträglich empfunden werden. An seinen Journalistenkollegen Hermann Kletke schreibt er 1880: »Zwei meiner Söhne sind zur Zeit Soldat, aber ich bekenne offen, daß mich die allein-seligmachende Militairhose nach gerade zur Verzweiflung bringt. Sparta-nerthum! Bah, Maschinenthum ist es. Und jeden Tag wird es toller.«⁸⁴

Zurück zu George: Sekondeleutnants konnten sich nach entsprechender Qualifikation als Militärlehrer an den Kadettenausbildungsstätten bewerben. Königstreue und Patriotismus, Ehre und Pflichterfüllung, Gehorsam und Opferbereitschaft, Kameradschaft und Korpsgeist sind hier die Erziehungsprinzipien, strenge Regeln und Zucht die Methoden zu deren Durchsetzung. In autobiographischen und autobiographisch unterlegten fiktionalen Texten über eine solche *Vergitterte Jugend*⁸⁵ sind Kränkungen, Quälereien, Erpressungen, Perversitäten, Misshandlungen, sexuelle Übergriffe der Kadetten untereinander, wie sie unter kasernierter Jugend entstehen können, die spezifischen Themen, nachlesbar z.B. in Robert Musils kleinem Roman *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*.

Die Anforderungen an die Unterricht gebenden Offiziere »hinsichtlich sachlicher und pädagogischer Qualifikation« waren im Gegensatz zu denen der Zivillehrer gering. Der Schriftsteller Ernst von Salomon, einst selbst Kadett, berichtet:

»Gerade das, was den Zivilpaukern in hohem Grade mangelte, machte den Reiz der Offiziere aus: Sie verstanden es, zu selbständiger Leistung anzuspornen, sie lernten sozusagen mit, besaßen nicht die Autorität des Mehrwissenden, sondern die des Schnellerbegreifenden, und es gab also vor ihrem befreienden Gelächter keine Möglichkeit, eine doktrinäre Würde zu verletzen. Ihre Stunden waren auch die einzigen, in denen uneingeschränkte und lebendige Disziplin herrschte.«⁸⁶

Für den Offizier und Kriegsteilnehmer George Fontane war das ein Nebenweg. Aber er sah darin seine einzige Chance, »einen gewissen Nutzen« zu haben und »Gutes leisten« zu können. Jetzt zum ersten Mal, zehn Jahre nach seinem Eintritt in die Armee, erfüllt ihn sein Beruf mit »Lust und Liebe.«⁸⁷ »Mein Unterricht macht mir große Freude«⁸⁸ und »Meine

Lehrthätigkeit nimmt mich zum großen Theil in Anspruch und macht mir viel Freude«⁸⁹ sind die Botschaften, die er nun als Kadettenerzieher in Oranienstein an der Lahn an Ludovica aussendet. Er unterrichtet Geschichte, vertretungsweise auch Französisch und Englisch.

»Ich habe, was eigentlich unerhört ist, gar keine Turnstunden bekommen, sondern nur wissenschaftliche und zwar 8 Geschichtsstunden in Quarta, Unter u. Ober Tertia und augenblicklich 5 französische Vertretung[s]stunden in U. Tertia wöchentlich. Dazu, wirst Du wohl einsehen, muß man eine ganze Menge arbeiten, aber wie wohl schmeckt mir diese geistige Arbeit u. wie preise ich täglich mein Geschick, was mich vor Exerciren und Felddienstübungen gnädig bewahrt. Auch pekuniär ist das Kommando von großem Vortheil, was bei meinen stets schiefen Vermögensverhältnissen nicht hoch g[e]ltnug anzuschlagen ist. Ich stehe mich doch so, daß ich meinem Papa nun nicht mehr auf der Tasche zu liegen brauche.«⁹⁰

Georges Lehr-Engagement kommentiert der Vater brieflich nicht ohne Skepsis: »Er gibt wöchentlich elf Stunden und erhebt sich bis zu der Betrachtung: ›Bar Geld lockt‹. Ob er dabei auch an den Schneider denkt, der diese Anschauung unzweifelhaft teilt, weiß ich nicht.«⁹¹ Aber es ist Ehrgeiz, der in George geweckt ist. Ludovica meldet er im Sommer darauf: »Ich habe jetzt sehr viel zu thun; wöchentlich 18 Stunden, am meisten von allen hier anwesenden Herren, die eigentlichen Lehrer natürlich ausgenommen, Geschichte, Englisch, Französisch, letzteres allerdings nur vertretungsweise aber auf meine Bitte, da ich natürlich alles thue um dereinst in eine Militärlehrerstelle einrücken zu können.«⁹² Weitgehend zufrieden meint er einschränkend: »man könnte doch noch so manches haben z. B. eine Frau, wozu ich nachgrade anfangs mich herzlich zu sehnen, was allerdings nicht mit dem, was mein Vater über mich gesagt hat übereinstimmt.«⁹³ Fontane hatte Ludovica Wochen zuvor geschrieben, dass George »ein ›alter Herr‹ zu werden« anfangs.⁹⁴ Er sieht seinen Sohn »mal wieder in ernstlicher Gefahr; ich prophezei' es Dir«, schreibt er seiner Frau, »daß er mit einem ganz armen Mädchen auf der Bildfläche erscheint. Dergleichen erbt fort und ist auch recht gut, oder wenigstens nicht schlimm.« Unter solchen Gedanken kommt der Vater auf die Idee, im Bekanntenkreis Ausschau nach einer geeigneten Partnerin für seinen Ältesten zu halten und seine Frau als Vermittlerin zu animieren: »Ist Hedwig noch heil übrig geblieben? Könnte sie George nicht heirathen, nachdem er bei Clärchen einem adligen Hauptmann den Vorrang hat lassen müssen?«⁹⁵

»Herzensaffären« nehmen in Georges Briefen gelegentlich breiten Raum ein. Mit »die Mädels mögen mich immer ganz gern, aber lieben is nich«,⁹⁶ bringt er sein Dilemma auf den Punkt. Im Einvernehmen mit Ludovica erkennt er in seiner Abneigung gegen »Gefühlsduselei« und »Liebesfaselei« seinen »Kardinalfehler«. Überdies halte er »recht wenig vom weiblichen Geschlecht« und stehe daher, da er das auch offen zeige, »nicht sehr in Gunst«.

»Es ist mir unmöglich, im Gespräch mit Damen meine moquanten Bemerkungen, Ironisierungen, Neckereien, schnoddrigen Redensarten [...] zu unterlassen, selbst nicht, wenn ich mich für eine Dame interessire [...]; und was das übelste ist, so soll ich fast immer, wenn ich mich mit einer Dame unterhalte auch noch ein Gesicht machen, als lachte ich sie innerlich aus und als wäre alles Unsinn was sie sagte. »Lassen Sie nur Ihr verd... Gesicht haben mir meine Kameraden xmal gesagt. Interessier ich mich nun lebhaft für eine Dame, so geht es mir, wie es den meisten Menschen geht, ich werde unsagbar dumm und langweilig, suche nach den schönsten Gesprächsthemen, und bringe stets ungewaschenes Zeug hervor; in dieser Noth greife ich dann wieder zu der gewöhnlichen Unterhaltung, kleine Bosheiten etc. etc. Es ist mir garnicht gegeben eine Dame, die ich gern habe, dies merken zu lassen. Ein Rath läßt sich nicht ertheilen, es ist halt ein Fehler der Natur.«⁹⁷

Zwei Jahre später, vom 1. Oktober 1879 bis April 1882, ist George als Erzieher mit Lehrverpflichtungen in Geschichte und Englisch an die Berliner Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde abkommandiert. Das nüchterne und freudlose Klima innerhalb dieser Backsteinkaserne genügt dem Erlebnishunger eines Jungesellen Ende Zwanzig nicht. George stiehlt sich möglichst oft aus der militärischen Ordnungswelt, pflegt seine musikalischen und literarischen Interessen, besucht Theater, Oper und Konzerte, Bälle und gesellschaftliche Vergnügungen in der aufstrebenden Metropole.

Es gibt aber auch ein berufliches Highlight: Das Kaiserpaar, Wilhelm I. und Kaiserin Augusta, statten der Hauptkadettenanstalt am 4. September 1880 einen Besuch ab. Zum Besichtigungsprogramm gehört auch das Lehrgebäude. Auf ausdrücklichen Wunsch Seiner Majestät sollte der Unterrichtsverlauf dadurch nicht gestört werden. »Zuerst gingen ihre Majestäten mit Gefolge«, wie die *Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung* vier Tage später auf Seite zwei berichtet, in die Prima und anschließend in die Tertia, »wo vom Lehrer Fontane englischer Unterricht ertheilt wurde. Auch hier verweilten Ihre Majestäten, dem Gange des Unterrichts mit größtem Interesse folgend, längere Zeit und führten mit dem Unterrichtsgeber in englischer Sprache ebenfalls eine längere Conversation.«⁹⁸ Begeistert schreibt Martha Fontane ihren Eltern: »Ich stellte mir immer räumlich vor, den Kaiser und daneben George! Wilhelm ist doch nun einmal momentan der erste Mann der Welt.«⁹⁹

Knapp zwei Jahre später wird George, inzwischen zum Premierleutnant ernannt, als nunmehr Militärlehrer an die Kadettenvoranstalt Wahlstatt in Schlesien abkommandiert. Die Einsamkeit der aus einem ehemaligen Benediktinerkloster in ein Kadetteninstitut umgewandelten Anlage kommt einer »Quarantäne« gleich, besonders in den Wintermonaten, und wirkt auf den jungen Militärlehrer trotz der gerade hier angetroffenen Offizierskameradschaft bedrückend isolierend. »Ein Leben ist das Dasein hier – wenigstens auf die Dauer – kaum zu nennen«, klagt er Ludovica bereits nach zwei Monaten.



Kadettenerzieher George
Fontane, Berlin 1881
Foto: L. Haase & Co, Berlin
StACo, NL Hesekei, Nr. 20.7d

»Ich habe eine große, schöne Wohnung, die Zimmer sind 18' hoch. Meublirt sind davon allerdings nur zwei u. auch diese mit classischer Einfachheit. Es fehlt eben die Hauptsache darin – die Frau. Na damit wird ja nun wohl nichts mehr werden, obwohl ich unter sothanen Verhältnissen nicht abgeneigt wäre. Aber woher nehmen und nicht stehlen; der Raub der Sabinerinnen war garnicht so übel.«¹⁰⁰

Dem Vater tut sein Ältester »in seiner Vereinsamung leid«: »Wer 10 Jahre lang in Magdeburg und Halberstadt ein Arrangeur und Schwerenöther und dann zwei oder drei Jahre lang von Lichterfelde aus Concert- und Opern-Besucher war, kann in Wahlstatt nicht auf seine Rechnung kommen«,¹⁰¹ meint er mitfühlend.

In der Wahlstätter Abgeschiedenheit verfällt George der, so sein Vater in *L'Adultera*, »Wagner-Hexerei«¹⁰² mehr denn je zuvor. Seine Leidenschaft für Wagners Musik und der ebenso leidenschaftliche Wille zu ihrer Aneignung zeugen erneut von der Sehnsucht, aus dem freudlosen Militärdasein auszubrechen und sich in den Fängen eines »schwermütigen und schläfrigen Glücks«¹⁰³ zu verlieren. Und unter dem Eindruck der sinnverwirrenden Wirkung von *Tristan und Isolde* verfängt er sich nur zu gern in einer Art

Leutnant Trotha-Gerda Buddenbrook-Konstellation, wie die eingangs zitierte Affäre mit der Frau seines Hauptmanns Jordan nahelegt.

Vier Jahre später wird George als Militärlehrer erneut versetzt, jetzt wiederum an die Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde. Dazu kommt die Ernennung zum Hauptmann à la suite im November 1885. Ein großes Ziel ist erreicht. Der Vater hält brieflich fest: »[...] George in glänzendster Stimmung, weil ihm von allen Seiten der Hof gemacht wird. Hauptmann und Assessor – was kost't die Welt? Ich habe dies süße Gefühl nie kennen gelernt. Aber ich gönne es Euch.«¹⁰⁴ Am 24. Dezember verlobt sich George. Ludovica teilt er auf einer Reichspost-Karte tags darauf mit: »Dir, liebes *Ludchen*, muß ich doch das freudige Ereignis noch vor der offiziellen Veröffentlichung mitteilen. Ich habe mich gestern mit Frl. *Martha Robert*, Tochter des Justizrats *R.* in *Berlin* verlobt und bin natürlich überglücklich.«¹⁰⁵ Einige Monate später schickt George ihr »das ziemlich gelungene Bildnis eines sehr glücklichen Brautpaares«.¹⁰⁶ Die Braut ist 14 Jahre jünger als George. Fontane wird sie seine »weiße Pastellschwiegertochter«¹⁰⁷ und die »Beauté mit dem Fischschwanz« nennen.¹⁰⁸

Die Hochzeit findet ein halbes Jahr später im *Englischen Haus* in Berlin statt. Nur 15 Monate später stirbt George mit 36 Jahren an den Folgen eines akuten Blinddarmdurchbruchs.



Hauptmann
George Fontane
und Martha Robert
als Verlobte,
Berlin 1886
Foto: L. Haase & Co,
Berlin
StACo, NL Hesekei,
Nr. 20.1

Ein Schock. Mitten im Beginn eines neuen Lebensabschnitts das jähe Ende aller Hoffnungen, für die junge Frau, für die Familie des Toten, gewiss auch für Ludovica, Georges Seelenvertraute, und besonders für den Vater, dem dieser Sohn in Sorge, Hader und Liebe stets so nahe gewesen ist. Hält er stand, findet er einen Ausweg aus dem Tunnel seiner Gefühle, denen das lebendige Objekt so plötzlich entrissen worden ist? Unwiederbringlich! Am 27. September 1887 steht er vor dem frischen Grab und stellt Fragen an den da drin, der nicht mehr antworten kann. Was er fragt oder hätte fragen wollen, können wir in des Vaters ein Jahr später geschriebenen Gedicht lesen. Es heißt *Am Jahrestag*, erinnert an Atmosphäre und militärisch-pompösen Rahmen der Beisetzung und gipfelt inmitten gottergebener Verbrämung in der Frage »Das Leben, war dir's wenig, war dir's viel?«¹⁰⁹ In einem zweiten Gedicht *Meine Gräber* aus demselben Jahr nennt er den toten Sohn in seinem Grab »seines Todes froh.«¹¹⁰ Mit 36 Jahren? fragt der Leser und sucht nach der Wahrheit dahinter. Die zeigt sich in anderen Äußerungen, vor allem in Briefen aus den Tagen und Wochen unmittelbar nach Georges Tod. Fontanes Panzerung nach außen »Nur keine Sentimentalitäten«¹¹¹ prägt in extremen Gefühlssituationen sein Verhalten. Seine Mitwelt hat er damit irritiert. Noch deutlicher erweist sich diese Haltung in der Art, mit der er sich in die schriftstellerische Arbeit stürzt, desto entschlossener, je mächtiger die Trauer nach ihm greift. Man lese dazu seinen unter solchen Bedingungen vollendeten Roman *Unwiederbringlich*. Wir kennen Gleiches aus Goethes Leben, als dessen Sohn August plötzlich starb. Und David Grossman hat in seiner Friedenspreisrede 2010 öffentlich gemacht, wie er nur durch sofortiges Weiterschreiben an seinem Roman *Eine Frau flieht vor einer Nachricht* den Kriegstod des Sohnes Uri hat seelisch bewältigen können.¹¹²

Fontane plane eine »Biographie seines ältesten Sohnes George«, hat Henriette von Merckel in ihren *Erinnerungen an die Familie Fontane* vier Monate nach Georges Tod festgehalten.¹¹³ Von diesem Plan, der eine Art aus Trauer gefasster Selbsttherapie gewesen sein mag, sind keine nachweisbaren Dokumente überliefert. Und doch gibt es Spuren der Beschäftigung damit. Auch Fontanes Reise nach Bayreuth 1889, zwei Jahre nach Georges Tod, und seine erstaunliche Absicht, an allen drei Aufführungen der Wagner-Festspiele teilzunehmen, dürften dazugehört haben. Hier, am Originalschauplatz, konnte er das gemeinschaftsbildende Phänomen Wagner und die Inszenierungskunst seiner Werke erleben und den Leidenschaften seines »Wagner-fanatichen«¹¹⁴ Sohnes nahe sein, vielleicht auch Verständnis für ihn erfahren. Seine Abwehrhaltung gegen jede Gefühlsüberwältigung aber zerbricht endgültig unter der emotionalen Wucht der mystischen Leitmotivklänge von Liebe, Glaube, Hoffen des von seinem Sohn geliebten *Parzifal*-Vorspiels. In panischer Betroffenheit verlässt er die Aufführung, gibt seine Festspielkarten zurück und ergreift buchstäblich die Flucht.¹¹⁵

Das George-Biographie-Vorhaben blieb im frühen Recherche-Zustand stecken. Aber ein »Nichts«¹¹⁶ gewinnt Gestalt, jene schon mehrfach zitierte Familiengeschichte *Die Poggenpuhls*. Als stoffgebender Nukleus erweisen sich hier, je mehr sich Leben und Sein George Fontanes erschließen, dieser Sohn und die eigene Familie, fiktional verschleiert und maskiert bis in Details hinein. Das betrifft nicht nur das schwierige Verhältnis Emilie und George Fontane / Albertine und Leo von Poggenpuhl, sondern auch Martha Fontanes / Manon von Poggenpuhls Versuch, den Bruder an die Freundin zu verheiraten, oder auch Georges Auszeichnung durch Seine Majestät den Kaiser, wenn auch auf Leos Freund Manfred von Klessentin übertragen, der sich einmal als Schauspieler, »durch Händeklatschen von seiten seiner Majestät ausgezeichnet«, sehr beglückt fühlte.¹¹⁷

»Das Leben, war dir's wenig, war dir's viel?« Der Vater kann eine Antwort nicht mehr erwarten. Ist sein Beharren auf Georges Soldatenlaufbahn eine Fehlentscheidung gewesen? Ist dem für ganz andere Lebensfelder ausgestatteten Sohn zu früh etwas genommen worden, was später nicht zurückzuholen war? Nur die Zeit, mehr Lebenszeit, hätte das weisen können.

Zeit – ihrer bedurfte der Vater nun selbst, so wollen wir annehmen, um in sein unablässiges Schreiben Wahrheiten hineinzulegen, für die in ihm selbst nicht Raum genug war. Zeit auch für Verklärungen wie in jenen beiden denkwürdigen Sätzen acht Jahre nach seines geliebten Sohnes Tod: »eigenthümlich reizendes Kind, bei dem man fühlte, der stirbt oder wird nicht glücklich. Er wurde aber doch 36 Jahr, machte den Krieg ganz fidel mit und lebte noch, wenn er nicht zu viel Salz- und Schmalzstullen gegessen hätte.«¹¹⁸

Anmerkungen

1 Voranmerkung zur Aussprache des Namens George: Theodor Fontanes Brief an Bernhard von Lepel wenige Wochen nach der Geburt seines ältesten Sohnes hat Verwirrung gestiftet über die in der Fontane-Familie geübte Aussprache des Namens George. Am 8. September 1851 schreibt Fontane dem Duz-Freund: »mein Kronprinz [...] soll [...] die Namen George Emil (sprich's französisch) erhalten.« (HFA IV, 1,192) Die Klammerbemerkung erweist sich als ein nötiger Zusatz: »Emil« soll trotz des ihm im Deutschen fehlenden End-e französisch, also Emile [e'mil], ausgesprochen werden – vielleicht in bewusstem Anklang an den Vornamen der Mutter (und Großmutter?) des Neugeborenen. Dass sich dieser Aussprachehinweis nicht auch auf den Namen George beziehen kann, wird einmal deutlich durch verschiedene Briefe, in denen Fontane und seine Frau die Verkleinerungsform Georgechen wählen, (z. B.: Theodor Fontane an Emilie Fontane (Mutter), 30. Dezember 1854 (HFA IV, 1, 393); Emilie Fontane an Theodor Fontane, 19. September 1855 u. 12. Juli 1856 (GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 1, 161 u. 338); Tagebucheinträge Theodor Fontanes vom 11. August 1856 u. 4. November 1857 (GBA *Tagebücher*. Bd. 1, 155 u. 284). Zum andern dekliniert Fontane den Vornamen George in seinen Tagebüchern u. Briefen deutsch, (z. B.: Tagebucheintrag 17. Oktober 1857: »George'n Geschichten aus meiner Swinemünder Jugend erzählt.« (GBA *Tagebücher*. Bd. 1, 278); an Elise Fontane, 2. März 1871: »Georgen [...] geht es gut.« (TFA_Ba 628_02973); an Mathilde von Rohr, 17. März 1872: »Lieutenant Wenzel [...], der mit Georgen zwei Leidenschaften gemein hat [...]« (HFA IV, 2, 401); an Emilie Fontane, 25. August 1874: »Ich lege Georgens wieder sehr netten Brief bei« (GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 3, 18).
Erweiterte Fassung meines Vortrags,

gehalten im Theodor-Fontane-Archiv am 9. Juni 2016 im Rahmen der Festwoche zum 25jährigen Bestehen der Universität Potsdam. Für die freundliche Erlaubnis zur Abbildung danke ich den Erben des NL Hesekei, dem Staatsarchiv Coburg und dem Theodor-Fontane-Archiv.

2 *Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs.* Hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam 1999, 104–121.

3 George Fontane: *Mein liebes Ludchen. Briefe an die Schriftstellerin Ludovica Hesekei 1869–1886.* Hrsg. von Heide Streiter-Buscher. Berlin 2014. Die Originalhandschriften werden aufbewahrt im Staatsarchiv Coburg: StACo, NL Hesekei, Nr. 32.

4 Edith Krauß: *Theodor Fontanes Ältester. Ein Lebensbild aus Briefen und Tagebüchern.* In: *Fontane Blätter* 96 (2013), 80–113.

5 Theodor Fontane an Paul Heyse, 11. Juni 1883. HFA IV, 3, 252.

6 10. August 1877. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 3, 77 f.

7 26. August 1877, wie Anm. 3, 167 f.

8 Theodor Fontane: *Die Poggenpuhls.* HFA I, 4, 485.

9 Theodor Fontane: *Tagebuch 1868.* GBA *Tagebücher*. Bd. 2, 33.

10 2. Juli 1879, wie Anm. 3, 188.

11 27. Juni 1879. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 3, 185.

12 26. Januar 1871, wie Anm. 3, 112.

13 23. November 1869. Ebd., 96.

- 14 2. Juli 1883. Ebd., 199 f.
- 15 Theodor Fontane an Sohn Theodor, 27. März 1875. GBA *Tagebücher*. Bd. 2, 307.
- 16 Ebd., 31.
- 17 Theodor Fontane an Mathilde von Rohr, 15. April 1870. HFA IV, 2, 294.
- 18 Ein erster Hinweis findet sich im Brief Theodor Fontanes an seine Frau vom 28. Juni 1867. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2, 277.
- 19 Henriette von Merckel: *Erinnerungen an die Familie Fontane (1865-1888)*. In: *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850-1870*. Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin 1987. Bd. 2, 258.
- 20 »Independenz über alles. Alles andre ist zuletzt nur Larifari.« Theodor Fontane an Emilie Fontane, 28. Mai 1870. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2, 496.
- 21 Theodor Fontane an Mathilde von Rohr, 17. Juni 1876. HFA IV, 2, 527 f.
- 22 George Fontane an Elise Fontane, 22. April 1868, wie Anm. 3, 38.
- 23 28. August 1868. Ebd., 39.
- 24 4. September 1868. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2, 353.
- 25 Theodor Fontane an Emilie Fontane, 12. Oktober 1868. Ebd., 362.
- 26 Ders. an dies., 16. Oktober 1868. Ebd., 366.
- 27 *Tagebuch 1868*. GBA *Tagebücher*. Bd. 2, 32.
- 28 *Die Poggenpuhls*. HFA I, 4, 550.
- 29 24. Mai [1869] (wie Anm. 3), 82.
- 30 29. Mai 1869. HFA IV, 2, 234.
- 31 2. Juli 1869, wie Anm. 3, 85 f.
- 32 24. Mai [1869]. Ebd., 82.
- 33 2. Juli 1869. Ebd., 87.
- 34 24. Mai [1869]. Ebd., 83.
- 35 Theodor Fontane an Elise Fontane, 30. Oktober 1868. HFA IV, 2, 223.
- 36 Ders. an Emilie Fontane, 7. Oktober 1869. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2, 402 f.
- 37 Ders. an dies., 25. April 1870. Ebd., 2, 451.
- 38 TFA NL Fontane, Kd 3, Bl. 14 – Rückseite Aufkleber 1.
- 39 Ebd., Bl. 15 – Rückseite Aufkleber 3.
- 40 Ebd., Bl. 15 – Rückseite Aufkleber 4.
- 41 Ebd., Bl. 15 – Rückseite Aufkleber 1.
- 42 Ebd., Bl. 14 – Rückseite Aufkleber 3.
- 43 Ebd., Bl. 14 – Rückseite Aufkleber 2.
- 44 Ebd., Bl. 17 – Rückseite Aufkleber 2.
- 45 11. Oktober 1869 (wie Anm. 3), 92.
- 46 Franz von Zychlinski: *Geschichte des 24. Infanterie-Regiments* (1854), Bd. 1, 1. Berlin ²1908. S. XII. Zu Zychlinski vgl. Jan Pacholski: *Das ganze Schlachtfeld – ein zauberhaftes Schauspiel. Theodor Fontane als Kriegsberichterstatter*. Wrocław, Görlitz 2005, 120–152.
- 47 Franz von Zychlinski an Theodor Fontane, 28. November 1869. In: George Fontane, wie Anm. 3, 47.

- 48 *Die Poggenpuhls*. HFA I, 4, 545.
- 49 2. Juli 1870, wie Anm. 3, 98.
- 50 Wie Anm. 48, 490.
- 51 *Offiziere im Bild von Dokumenten aus drei Jahrhunderten. Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte*. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt. Stuttgart 1964, 192.
- 52 Theodor Fontane an Emilie Fontane, 3. Dezember 1869. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2, 436.
- 53 *Tagebuch 1869*. GBA *Tagebücher*. Bd. 2, 35.
- 54 Theodor Fontane an Emilie Fontane, 6. Mai 1870. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2, 465.
- 55 *Die Poggenpuhls*. HFA I, 4, 497.
- 56 Theodor Fontane an Emilie Fontane, 6. Mai 1870. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2, 465.
- 57 Ders. an dies., 16. Mai 1870. Ebd., 480.
- 58 Ders. an dies., 9. Mai 1870. Ebd., 470.
- 59 *Die Poggenpuhls*. HFA I, 4, 485.
- 60 27. Mai 1871, wie Anm. 3, 117.
- 61 26. Januar 1871. Ebd., 111.
- 62 6. Dezember 1870. Ebd., 101.
- 63 26. Januar 1871. Ebd., 112.
- 64 27. Mai 1871. Ebd., 116.
- 65 Theodor Fontane an Emilie Fontane, 20. April 1871. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2, 561 f.
- 66 2. Juli 1871 (wie Anm. 3), 118.
- 67 13. September 1871. Ebd., 121.
- 68 27. Mai 1871. Ebd., 117.
- 69 13. September 1871. Ebd., 120.
- 70 16. August 1878. Ebd., 178.
- 71 3. Januar 1883. HFA IV, 3, 228.
- 72 14. Januar [1879], wie Anm. 3, 184.
- 73 *Die Poggenpuhls*. HFA I, 4, 502.
- 74 George Fontane an Ludovica Hesekeel, 2. Juli 1873 (wie Anm. 3), 130.
- 75 Theodor Fontane an Elise Fontane, 9. Oktober 1871. Prop 2, 311.
- 76 Ders. an Mathilde von Rohr, 25. September 1872. Ebd., 3, 134.
- 77 2. Juli 1874, wie Anm. 3, 134 f.
- 78 3. Juli 1875. Ebd., 138.
- 79 30. Juli 1876. Ebd., 141 f.
- 80 5. August 1876. Ebd., 146.
- 81 2. Juli 1877. Ebd., 163.
- 82 Theodor Fontane an Elise Fontane, 21. Dezember 1877. Prop 2, 333.
- 83 Ders. an Emilie Fontane, 27. August 1882. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 3, 286.
- 84 27. Februar 1880. HFA IV, 3, 63.

- 85 Hans-Joachim von Reitzenstein: *Vergitterte Jugend. Geschichten aus dem Kadettenkorps*. Berlin 1920.
- 86 Ernst von Salomon: *Die Kadetten*. Gütersloh 1933, 131.
- 87 2. Juli 1878, wie Anm. 3, 172 f.
- 88 15. August 1878. Ebd., 177.
- 89 2. Juli 1879. Ebd., 185.
- 90 2. Juli 1878. Ebd., 173.
- 91 Theodor Fontane an Theo Fontane, 11. Mai 1879. HFA IV, 3, 21.
- 92 2. Juli 1879, wie Anm. 3, 186.
- 93 15. August 1878. Ebd., 174 f.
- 94 Theodor Fontane an Ludovica Hesekei, 28. Mai 1878. Prop 4, 147.
- 95 8. August 1878. GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 3, 143.
- 96 9. Januar 1879, wie Anm. 3, 178 f.
- 97 14. Januar [1879]. Ebd., 181 f.
- 98 Anonym. In: *Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung*. Nr. 210, 8. September 1880.
- 99 10. September 1880. In: *Theodor und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz*. Hrsg. von Regina Dieterle. Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Bd. 4. Berlin, New York 2002, 85.
- 100 7. Juli 1882, wie Anm. 3, 195 f.
- 101 Theodor Fontane an Ludovica Hesekei, 10. September 1883. HFA IV, 3, 286.
- 102 HFA I, 2, 33.
- 103 Friedrich Nietzsche: *Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem*. In: Friedrich Nietzsche: *Werke in drei Bänden*. Hrsg. von Karl Schlechta. Darmstadt 1997, Bd. II, 918.
- 104 Theodor Fontane an Theo Fontane, 1. Dezember 1885. Teilweise unveröffentlichte Passage aus dem Originalbrief. SBB, Nachl. Theodor Fontane, III A, Erg. B 700 049r.
- 105 25. Dezember 1885, wie Anm. 3, 204.
- 106 2. April 1886. Ebd., 205.
- 107 Theodor Fontane an Martha Fontane, 9. September 1889. HFA IV, 3, 721.
- 108 Theodor Fontane an Georg Friedlaender, 14. Januar 1892. HFA IV, 4, 176.
- 109 *Am Jahrestag (27. September 1888)*. HFA I, 6, 348.
- 110 *Meine Gräber*. Ebd., 351.
- 111 Theodor Fontane an Martha Fontane, 6. Juli 1888. HFA IV, 3, 620.
- 112 David Grossman: *Dankesrede aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels*, Frankfurt a.M. 2010, 64 ff.
- 113 27. Januar 1888, wie Anm. 19, 263.
- 114 Theodor Fontane an Wilhelm Hertz, 31. Dezember 1878. HFA IV, 2, 648.
- 115 Vgl. Heide Streiter-Buscher: »Ach, Bayreuth hat mir ein Leides getan«. *Theodor Fontanes Flucht aus Richard Wagners »Scheunen-Tempel«*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* LVII (2013), 225.

116 Theodor Fontane an Georg Friedlaender, 4. Januar 1897. In: Theodor Fontane, *Briefe an Georg Friedlaender*. Hrsg. von Kurt Schreinert, Heidelberg 1954, 307.

117 *Die Poggenpuhls*. HFA I, 4, 522.

118 Theodor Fontane an Martha Fontane, 30. August 1895. HFA IV, 4, 475.

Bibliographie

Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Verzeichnet werden Bestandsergänzungen bis zum März 2017 sowie die Artikel des vorigen Hefes der *Fontane Blätter*.

Klaus-Peter Möller (Handschriften), Peter Schaefer (Druckschriften)

Handschriften

Briefkonvolut Theodor Fontane an Franz Riß (7 von 8 Briefen, vgl. Fontane Blätter 102, S. 8–33), 1893–1896

Theodor Fontane an Franz Riß, Berlin, 17.12.1893, eh.Br.m.U., 2 Bl.; 22,3 x 14 cm (HBV nicht verzeichnet) (TFA C 733)

Theodor Fontane vermutl. an P. Albert, den Hrsg. der Allgemeinen Kunst-Chronik, Berlin, 09.11.1894, eh.Br.m.U., 2 Bl.; 22,3 x 14 cm (HBV nicht verzeichnet) (TFA C 734)

Theodor Fontane an Franz Riß, Berlin, 05.01.1895, eh.Br.m.U., 2 Bl.; 20 x 12,6 cm (HBV nicht verzeichnet) (TFA C 735)

Theodor Fontane an Franz Riß, Berlin, 28.02.1895, eh.Br.m.U., 2 Bl.; 22 x 14,2 cm (HBV nicht verzeichnet) (TFA C 736)

Theodor Fontane an Franz Riß, Berlin, 01.01.1896, eh.Br.m.U., 2 Bl.; 22 x 14,3 cm (HBV nicht verzeichnet) (TFA C 737)

Theodor Fontane an Franz Riß, Berlin, 28.06.1896, eh.Br.m.U., 2 Bl.; 22,5 x 14,6 cm (HBV nicht verzeichnet) (TFA C 738)

Theodor Fontane an Franz Riß, Berlin, 20.07.1896, eh.Br.m.U., 2 Bl.; 22 x 14,2 cm (HBV nicht verzeichnet) (TFA C 739)

Briefkonvolut Theodor Fontane an Friedrich Witte (10 eh. Briefe, meist mit beiliegen-den Abschriften, sowie 4 weitere Abschriften), 1850–1888

Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 01.11.1850, eh.Br.m.U., 2 Bl., 23 x 14 cm (HBV 50/41) (TFA C 740,1), beil. masch. Abschr., 2 Bl., 29,8 x 23,2 cm (TFA C 740,1a)

Theodor Fontane an Friedrich Witte, o.O., 13.11.1850, masch. Abschr., 1 Bl., 29,8 x 23,2 cm (HBV 50/42) (TFA C 740,2a)

Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 03.01.1851, eh.Br.m.U., 4 Bl., 23,2 x 14,1 cm (HBV 51/1) (TFA C 740,3), beil. masch. Abschr., 4 Bl., 29,8 x 23,2 cm (TFA C 740,3a)

Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 19.03.1851, masch. Abschr., 4 Bl., 29,8 x 23,2 cm (HBV 51/12) (TFA C 740,4a)

Theodor Fontane an Friedrich Witte, o.O., 01.07.1851, eh.Br.m.U., 4 Bl., 23 x 14 cm (HBV 51/21) (TFA C 740,5), beil. e. masch. Abschr. 3 Bl., 29,8 x 23,2 cm (TFA C 740,5a)

Theodor Fontane an Friedrich Witte, o.O., 17.08.1851, masch. Abschr. 2 Bl., 29,8 x 23,2 cm (HBV 51/33) (TFA C 740,6a)

Theodor Fontane an Friedrich Witte, London, 09.06.1852, eh.Br.m.U., 2 Bl., 21 x 13,5 cm (HBV 52/31) (TFA C 740,7), beil. masch. Abschr. 2 Bl., 29,8 x 23,2 cm (TFA C 740,7a)

Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 18.10.1852, eh.Br.m.U., 2 Bl., 22,2 x 14,2 cm (HBV 52/51) (TFA C 740,8), beil. masch. Abschr., 3 Bl., 29,8 x 23,2 cm (TFA C 740,8a)

- Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 04.12.1852, eh.Br.m.U. m. e. Nachschrift von Emilie Fontane, 4 Bl., 23 x 14 cm (HBV 52/56) (TFA C 740,9), beil. masch. Abschr., 4 Bl., 29,8 x 23,2 cm (TFA C 740,9a)
- Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 16.02.1853, eh.Br.m.U., 2 Bl., 22,9 x 14,6 cm (HBV 53/6) (TFA C 740,10), beil. Masch. Abschr., 3 Bl., 29,8 x 23,2 cm (TFA C 740,10a)
- Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 03.10.1853, eh.Br.m.U., 4 Bl., 22,9 x 14,3 cm (HBV 53/38) (TFA C 740,11), beil. masch. Abschr., 4 Bl., 29,8 x 23,2 cm (TFA C 740,11a)
- Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 02.01.1865, 2 Bl., 22,5 x 14,1 cm (HBV 56/1) (TFA C 740,12), beil. masch. Abschr., 1 Bl., 29,8 x 23,2 cm (TFA C 740,12a)
- Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 05.01.1880, eh.Br.m.U., 2 Bl., 22 x 14,2 cm (HBV 80/1) (TFA C 740,13)
- Theodor Fontane an Friedrich Witte, Berlin, 11.11.1888, masch. Abschr., 1 Bl., 29,8 x 23,2 cm (HBV 88/174) (TFA C 740,14a)

Einzelstücke

- Theodor Fontane an Unbekannt, Berlin, 21.05.1879, eh.Br.m.U., 2 Bl.; 18 x 11,5 cm (HBV 79/41) (TFA C 742)
- Theodor Fontane an Max Jordan, Berlin, 23.04.1891, eh.Br.m.U., 2 Bl.; 22 x 14,2 cm (HBV nicht verzeichnet) (TFA C 741)
- Anton von Werner an Theodor Fontane, Berlin, 25.09.1876, eh.Br.m.U., 1 Bl.; 28 x 22 cm (TFA D 151)

Primärliteratur

- Fontane, Theodor: Fragmente: Erzählungen, Impressionen, Essays. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen. 2 Bde. 1: Texte. 2. Kommentare. Berlin [u.a.]: de Gruyter, 2016. XLIV, 456 S.; XII, 464 S. (B 832,1–2)
- Fontane, Theodor: Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland. Hrsg. von Maren Ermisch in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane-Arbeitsstelle, Universität Göttingen. Berlin: Aufbau 2016. VIII, 564 S. (Grosse Brandenburger Ausgabe. Begründet und hrsg. von Gotthard Erler. Fortgeführt von Gabriele Radecke und Heinrich Detering. Das reiseliterarische Werk; 2) (94/30)
- Rodenhauser, Nina (Hrsg.): Vom Wesen einer Schriftstellerpersönlichkeit. Theodor Fontane und Franz Xaver Reiß. Mit acht unbekanntem Briefen Fontanes. In: Fontane Blätter 102 (2016), 8–21. (P 2)

Sekundärliteratur

Bücher und Aufsätze

- Anderson, Paul Irving: Theodor Fontanes sieben Anläufe, das Westhavelland zu »erwandern«. In: Heinrich Heine und seine Denkmäler. Hrsg. Historischer Verein Brandenburg (Havel) e.V. Brandenburg an der Havel 2016, 142–158. (Z 2016,4)

- Delf von Wolzogen, Hanna: Der Exilverleger Fritz H. Landshoff im Vorlass von Gotthard Erlers und eine Fontane-Dissertation. In: Fontane Blätter 102 (2016), 157–162. (P 2)
- Erlers, Gotthard: Fritz Landshoff – Renommierter Exilverleger mit vergessener Fontane-Dissertation. In: Fontane Blätter 102 (2016), 163–169. (P 2)
- Fischer, Hubertus: Fontanes Kriege. Facetten und Formen. In: Tel Aviver Jahrbuch 44 (2016), 63–88. (Z 2016,1)
- Fischer, Hubertus: Menzel – Fontane: Wechselspiel in Bild und Text. In: Form und Funktion. Festschrift für Angelika Redder zum 65. Geburtstag. o.O. 2017, 317–334. (Z 2017,2)
- Hölscher, Max: Fontane und München. Eine Spurensuche. Karwe bei Neuruppin: Edition Rieger 2016. 71 S. : Ill. (B 829)
- Hölscher, Max: »Das Thatenzeugende« fehlt hier ganz und gar.« Max Bernsteins Rezension zu »Irrungen, Wirrungen«. In: Fontane Blätter 102 (2016), 34–47. (P 2)
- Lorenz, Erik; Rauh, Robert: Fontanes Fünf Schlösser. Alte und neue Geschichten aus der Mark Brandenburg. Berlin: edition q im be.bra verlag 2017. 288 S. :Abb. (B 869)
- Möller, Klaus-Peter: Mit Zopf und Knebelbart. Adolph Menzels Albumblatt für Fontanes Tunnel-Album. In: Fontane Blätter 102 (2016), 132–156. (P 2)
- Müller, Volker: Corvette Menz. Roman. Stadtroda: UND-Verlag 2017. 285 S. [aus dem Begleitschreiben des Autors: »Das Buch beruht auf einer freien Übertragung des Figurenensembles und einiger Handlungsstränge von Theodor Fontanes Roman »Frau Jenny Treibel« in die Gegenwart.«] (B 870)
- Seifert, Dietmar: Theodor Fontane, Ludwig Traube und die Digitalis-Droge. Ein Beitrag über ihre Bedeutung in Literatur und Medizin. In: Brandenburgisches Ärzteblatt 26 (2016), 27–29. (Z 2016,2)
- Spengler, Tilman: Fontane-Literaturpreis der Fontanestadt Neuruppin 2016 – Laudatio für Josef Bierbichler. In: Fontane Blätter 102 (2016), 124–128. (P 2)
- Taylor, Nadine: Co-creating characters with empathy. Fontane's »Unwiederbringlich«. In: German Life and Letters 70 (2017) 2, 155–173. (Z 2017,1)
- Theodor Fontane 1819–1898. Sein Leben – eine Chronologie. Zusammengestellt und fotografiert von Günter Rieger. Karwe: Edition Rieger 2017. 76 S., überw. ill. (B 849)
- Wagner, Wolf-Rüdiger: Effi Briest und ihr Wunsch nach einem japanischen Bettschirm. Ein Blick auf die Medien- und Kommunikationskultur in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. München: kopaed [2016]. 163 S. : Ill. (B 857)
- Wolpert, Georg: »Wer fehlt? Wer?« Theodor Fontane und »Der Monatsgast«. In: Fontane Blätter 102 (2016), 54–72. (P 2)
- Zuberbühler, Rolf: »Ich habe einen ganz freien Sinn, bin aber freilich nicht »freisinnig«. Fontanes politischer Altersroman »Der Stechlin«. In: Fontane Blätter 102 (2016), 74–114. (P 2)

Informationen

Autorenverzeichnis

- Dr. Hanna Delf von Wolzogen; Studium der Philosophie, Germanistik und Psychoanalyse in Giessen, Frankfurt am Main und Heidelberg. Seit 1996 Leiterin des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam. Herausgabe der Briefe Landauers (FU Berlin). Publikationen zur deutschen und deutsch-jüdischen Literatur und Philosophie sowie zu Fontane.
- PD Dr. Andreas Beck, geb. 1971; Promotion 2006 über geselliges Erzählen in Rahmenzyklen (Goethe, Tieck, E.T.A. Hoffmann), Habilitation 2012; Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ruhr-Universität Bochum. Forschungsschwerpunkte: Text/Bild-Beziehungen (insbesondere Emblemik sowie illustrierte Bücher und Zeitschriften des 19. Jahrhunderts), süddeutsch-katholische Literatur der Frühen Neuzeit, Geschichte des Märchens, Gedichte Fontanes.
- Prof. Dr. Petra McGillen, Assistant Professor of German Studies am Dartmouth College im US-Bundesstaat New Hampshire. Forschungsschwerpunkte: Literatur- und Mediengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, print culture, Materialität von Schreibverfahren und Theodor Fontanes Arbeitsweise. Derzeit Abschluss eines Buchmanuskripts, Arbeitstitel *The Compiler's Moment: Fontane and the Making of Literature in the Industrial Age of Print*.
- Dr. Gotthard Erler, geb. 1933; Germanistikstudium in Leipzig; seit 1961 Lektor; 1990–1998 Cheflektor und Programmgeschäftsführer beim Aufbau-Verlag; seit 1994 Herausgeber der von ihm begründeten Großen Brandenburger Fontane-Ausgabe (darin u.a. *Ehebriefwechsel*, 1998; *Die Reisetagebücher*, 2012 gemeinsam mit Christine Hehle); »*Das Herz bleibt immer jung*«. *Emilie Fontane*. Biographie, 2002; *Hinterm Berg wohnen auch Leute. Theodor Fontane, seine Familie, seine Freunde, seine Bücher*, 2013.
- Prof. Dr. Hans Ester, geb. 1946; studierte Germanistik und Afrikaans in Amsterdam, Johannesburg und Tübingen. Er lehrte deutsche Literatur an der Radboud Universität Nijmegen, Niederlande. Forschungsschwerpunkte: Fontane-Rezeption; Zur Wirkung Nietzsches im 20. Jahrhundert; DDR-Literatur. Letzte Buchpublikation: *Studien zur Kinder- und Jugendliteratur*. Hrsg. J. Enklaar, H. Ester, E. Tax, 2016.
- Dr. Heide Streiter-Buscher, geb. 1938; Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Klassischen Archäologie in Marburg, Köln, Bonn; Promotion 1968 über Fontane; freie Literaturwissenschaftlerin, Forschungsinteresse: Literatur und Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts.

Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

- Theodor Fontane. Fragmente. Erzählungen, Impressionen, Essays. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen. Band I: Texte; Band II: Kommentar. Berlin, Boston: de Gruyter 2016. XLIV, 456 S.; XII, 464 S. € 248 (Im Buchhandel erhältlich)
- Hanna Delf von Wolzogen / Richard Faber (Hrsg.): Theodor Fontane: Dichter und Romancier. Seine Rezeption im 20. und 21. Jahrhundert. Würzburg: Königshausen & Neumann 2015. 303 S. (Fontaneana; 14) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)
- Fontanes Briefe ediert. Internationale wissenschaftliche Tagung des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 18. bis 20. September 2013. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Rainer Falk. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 322 S. (Fontaneana; 12) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)
- Theodor Fontane. Berlin, Brandenburg, Preussen, Deutschland, Europa und die Welt. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen, Richard Faber und Helmut Peitsch. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 267 S. (Fontaneana; 13) € 38,00 (Im Buchhandel erhältlich)
- Chambers, Helen: Fontane-Studien. Gesammelte Aufsätze zu Romanen, Gedichten und Reportagen. Deutsche Übersetzungen von Christine Henschel. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 361 S. (Fontaneana; 11) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)
- Leuchtf Feuer. 20 kulturelle Gedächtnisorte. Brandenburg Mecklenburg-Vorpommern Sachsen Sachsen-Anhalt Thüringen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen u.a. Wiederstedt: Forschungsstätte für Frühromantik und Novalis-Museum Schloss Wiederstedt 2009. 227 S. € 14,95 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)
- Bade, James N.: Fontanes Landscapes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. 172 S. (Fontaneana; 7) € 28 (Im Buchhandel erhältlich)
- Was bleibt ...? Spuren der Geschichte am Pfingstberg. Potsdam 2009. 74 S. € 7 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)
- Religion als Relikt? Christliche Traditionen im Werk Fontanes. Internationales Symposium veranstaltet vom Theodor-Fontane-Archiv und der Theodor Fontane-Gesellschaft e. V. zum 70-jährigen Bestehen des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 21. bis 25. September 2005. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 271 S. (Fontaneana; 5) € 38 (Im Buchhandel erhältlich)

- Rasch, Wolfgang: Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2006. XLIX, 274 S. € 619 (Im Buchhandel erhältlich)
- Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Rezensionen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky, bearb. von Hanna Delf von Wolzogen, Christine Hehle und Ingolf Schwan. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. XXVI, 585 S. (Schriftenreihe wiss. Abhandlungen des Leo Baeck Institutes; 71) € 89 (Im Buchhandel erhältlich)
- Wolzogen, Hanna Delf von und Fischer, Hubertus (Hrsg.): Renate Böschstein. Verborgene Facetten – Studien zu Fontane. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 580 S. (Fontaneana; 3) € 49,80 / Sfr 87,20 (Im Buchhandel erhältlich)
- Kulturelle Gedächtnisorte von nationaler Bedeutung. Hrsg.: Kulturelle Gedächtnisorte (KGO) 2005. (22 S.) € 0,50
- Aus den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. Reihe hrsg. von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv:
- Theodor Fontane: Die Pfaueninsel. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2004. € 8,00 (vergriffen)
- Theodor Fontane: Caputh. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2003. 63 S. € 8,00 (vergriffen)
- Theodor Fontane: Rheinsberg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2002. 140 S. € 8,00 (vergriffen)
- Theodor Fontane: Schloss Paretz. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 86 S. € 8,00 (vergriffen)
- Theodor Fontane: Schloss Oranienburg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 92 S. € 8,00 (vergriffen)
- Theodor Fontane: Königs Wusterhausen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2000. 64 S. € 8,00 (vergriffen)

- »Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg«. Fontanes
 »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« im Kontext der europäischen
 Reiseliteratur. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs
 in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane Gesellschaft 18.–22. September
 2002 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen. Würzburg:
 Königshausen & Neumann 2003. 528 S. (Fontaneana; 1) € 68,00
 (Im Buchhandel erhältlich)
- Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium
 des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes
 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen
 in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I–III. Würzburg: Königs-
 hausen & Neumann 2000. Gesamtpreis € 102,00 (Im Buchhandel erhältlich)
 I. Der Preuße. Die Juden. Das Nationale. 324 S. Einzelpreis € 44,00
 II. Sprache. Ich. Roman. Frau. 261 S. Einzelpreis € 40,00
 III. Geschichte. Vergessen. Großstadt. Moderne. 311 S. Einzelpreis € 44,00
- Oceane kehrt zurück. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, und
 der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001. 109 S. Mit zahlr. Faks. € 17,50
 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)
- Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im
 Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam
 1999. 245 S. € 76,00 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Publikationen der Theodor Fontane Gesellschaft

- Dunkel, Alexandra: Figurationen des Polnischen im Werk Theodor Fontanes. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 10), Berlin: de Gruyter 2015, 290 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: 89,95)
- Metropole, Provinz und Welt. Raum und Mobilität in der Literatur des Realismus [Fontane, Raabe u.a.]. Hrsg. von Roland Berbig und Dirk Götttsche. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 9), Berlin: de Gruyter 2013, 349 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: € 89,95)
- Hoffmann, Nora: Photographie, Malerei und visuelle Wahrnehmung bei Theodor Fontane. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 8), Berlin: de Gruyter 2011, 376 S. *Sonderpreis: € 69,95 (Im Buchhandel: € 139,95)
- Fontane als Biograph. Hrsg. von Roland Berbig. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 7), Berlin: de Gruyter 2010, 272 S. *Sonderpreis: € 74,95 (Im Buchhandel: € 149,95)
- Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne. Hrsg. von Ursula Amrein und Regina Dieterle. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 6), Berlin: de Gruyter 2008, 284 S. *Sonderpreis: € 79,95 (Im Buchhandel: € 159,95)
- Theodor Fontane – Bernhard von Lepel, Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Gabriele Radecke. 2 Bände. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 5.1;5.2), Berlin, New York: de Gruyter 2006, 1430 S. *Sonderpreis: € 204,50 (Im Buchhandel: € 409,00)
- Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz. Hrsg. von Regina Dieterle. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 4), Berlin, New York: de Gruyter 2002, 971 S. *Sonderpreis: € 89,95 (Im Buchhandel: € 179,95)
- Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. Dargestellt von Roland Berbig unter Mitarbeit von Bettina Hartz. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 3), Berlin, New York: de Gruyter 2000, 498 S. *Sonderpreis: € 74,95 (Im Buchhandel: € 149,95)
- Theodor Fontane und Friedrich Eggers: Der Briefwechsel. Mit Fontanes Briefen an Karl Eggers und der Korrespondenz von Friedrich Eggers mit Emilie Fontane. Hrsg. von Roland Berbig. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 2), Berlin, New York: de Gruyter 1997, 480 S. *Sonderpreis: € 94,95 (Im Buchhandel: € 189,95)

Theodor Fontane: Unechte Korrespondenzen 1860-1865/1866-1870. Hrsg. von Heide Streiter-Buscher. 2 Bände. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 1.1; 1.2), Berlin, New York: de Gruyter 1996, 1296 S. *Sonderpreis: € 69,95 (Im Buchhandel: € 139,95)

* nur für Mitglieder der Theodor Fontane Gesellschaft – Bestellungen richten Sie bitte direkt an die Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft. Preisänderungen vorbehalten. Preise inkl. MwSt. zzgl. Versandkosten

Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e. V. 2010. Hrsg. von Patricia Howe. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013 (Fontaneana, Bd. 10), 220 S. € 29,80

Fontane und Italien. Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V., Mai 2009 in Monópoli (Apulien). Herausgegeben von Hubertus Fischer und Domenico Mugnolo. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011 (Fontaneana, Bd. 9), 200 S. € 26

Jolles, Charlotte: Ein Leben für Theodor Fontane. Gesammelte Aufsätze und Schriften aus sechs Jahrzehnten. Herausgegeben von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Helen Chambers. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009 (Fontaneana, Bd. 8), 423 S. € 49,80

Fontane und Polen, Fontane in Polen. Hrsg. von Hugo Aust und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008 (Fontaneana, Bd. 6), 136 S. € 19,80

Boccaccio und die Folgen. Fontane, Storm, Keller, Ebner-Eschenbach und die Novellenkunst des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Hugo Aust und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. (Fontaneana, Bd. 4), 171 S. € 19,80

Fontane, Kleist und Hölderlin – Literarisch-historische Begegnungen zwischen Hessen-Homburg und Preußen-Brandenburg. Hrsg. von Hugo Aust, Barbara Dölemeyer und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. (Fontaneana, Bd. 2) , 150 S. € 19,80

Die Fontaneana-Bände 1/3/5/11/13/14 sind herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv [vgl. Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs, S. 130 f].

»Die Gartenkunst« Jg. 21/ 2009 Heft 1: Frühjahrssymposium »Landschaftsbilder – Theodor Fontane und die Gartenkunst«. Worms: Wernersche Verlagsgesellschaft, 162 S. € 40,00

»Die Decadence ist da«. Theodor Fontane und die Literatur der Jahrhundertwende. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft vom 24. bis 26. Mai 2001 in München. Hrsg. von Gabriele Radecke. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002, 149 S. € 22,00

Fontane und Potsdam. Hrsg. von der Theodor Fontane Gesellschaft, dem Berliner Bibliophilen Abend und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Konzeption und Gestaltung: Werner Schuder, begleitende Texte: Gisela Heller. Berlin 1993. (Jahresgabe/Berliner Bibliophilen Abend 1994). 93 S. (Vergriffen)

»Theodor Fontane hat es aus geschrieben gans allein ...«. Fontanes erstes »Geschichten Buch«. Faksimileausgabe nach der Handschrift Nachl. Fontane 11 der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz. Hrsg. von Helmuth und Elisabeth Nürnberger. Berlin 1995. (Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz Bd. 2). 88 S. € 5,00 (Zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft)

30 Balladen – rund um den Ruppiner See. Balladen-Wettbewerb der Theodor Fontane Gesellschaft für die Neuruppiner Schulen 2012. Mit Illustrationen eines Kunstkurses des Evangelischen Gymnasiums Neuruppin. Hrsg. im Auftrag der TFG und der Evangelischen Schule Neuruppin von Claudia Drefahl, Klaus Goldkuhle und Bernd Thiemann. Regional-Verlag Ruppiner KG Pusch & Co., Neuruppin. 64 S. € 5,00 (Zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft)

Theodor Fontane

Fragmente

Erzählungen, Impressionen, Essays

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs

hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen

Diese kritische Edition bietet ca. 170 erzählerische bzw. essayistische Texte, die als Entwürfe überliefert sind. Fontanes Nachlass, der zu den größten Schriftstellernachlässen des 19. Jahrhunderts gehört, enthält außerordentlich viele solcher unvollendeten Texte. Über viele Stoffe und Sujets parallel verfügen zu können, gehörte für den Romancier zur *conditio sine qua non* seines Schaffensprozesses. Dazu zählen umfangreiche Romanmanuskripte ebenso wie kurz notierte Gesprächsskizzen und Figurentwürfe.

Fontane nutzte Notiz- und Tagebücher, eine Unmenge Folioblätter, recto und verso be- und überschrieben, beklebt oder blanco, auch makulierte Briefe und die berühmten Streifbänder, unter denen geordnet und umgeordnet wurde, aus vergangenen für zukünftige Schreibvorhaben.

Die Edition enthält Erzählfragmente, fragmentarische Impressionen und Essays sowie Titelzusammenstellungen.

Eine digitale Präsentation der Handschriften auf der Website des Theodor-Fontane-Archivs ist in Vorbereitung.



Leinen, 2 Bde.

Texte: XLIV, 456 Seiten, 46 Abb., 16 Farbtaf.

Kommentare: XII, 464 Seiten, 1 Abb.

€ 248,00 [D] / US\$ 347,00 / £ 186,99

ISBN 978-3-11-019567-5

eBook: € 248,00 [D] / US\$ 347,00 / £ 186,99

PDF ISBN 978-3-11-047319-3

EPUB ISBN 978-3-11-047353-7



DE GRUYTER

Genthiner Straße 13 · 10785 Berlin, Germany

T +49 (0)30.260 05-0 · F +49 (0)30.260 05-251 · www.degruyter.com

Gesellschaft der Freunde und Förderer des Theodor-Fontane-Archivs e.V.

Die Gesellschaft der Freunde und Förderer des Theodor-Fontane-Archivs e.V. hat sich zum Ziel gesetzt, das Fontane-Archiv in seiner Tätigkeit als Literaturarchiv und Zentrum der Fontane-Forschung zu unterstützen und seinen wissenschaftlichen und kulturellen Rang in der Öffentlichkeit nachdrücklich zu verdeutlichen.

Die Gesellschaft will das Archiv ideell und materiell unterstützen beim Erhalt und der weiteren Zusammenführung und Ergänzung des Fontane'schen Nachlasses, bei der Realisierung von Editionsprojekten und bei der Erschließung und musealen sowie medialen Präsentation der Archivbestände.

Maßgebliches Ziel der Gesellschaft ist es, dieses für die Person und das Werk Fontanes so bedeutende Archiv noch stärker als bisher in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen und es als Ort für fachliche Diskussionen, für den Austausch von Forschungsergebnissen, für Treffen von Fontane-Freunden, Schülerinnen, Schülern und Studierenden weiter auszubauen.

Den Vorstand der Gesellschaft bilden Herr Prof. Dr. Johann Holzner (Innsbruck) als erster Vorsitzender, Herr Prof. Dr. Joseph A. Kruse (Berlin) als 2. Vorsitzender, Herr Thomas Stark (Berlin) als Schatzmeister, Frau Friederike Zelke (Berlin) als Schriftführerin, Frau Dr. Hanna Delf von Wolzogen (Potsdam) und Herr Wolf-Heinrich Freiherr von Wolzogen (Potsdam) als Beisitzer/in und Herr Prof. Dr. Peer Trilcke (Potsdam) als Leiter des Archivs.

Werden Sie Freund oder Förderer des Theodor-Fontane-Archivs und tragen Sie mit Ihren Mitgliedsbeiträgen und Spenden zur Unterstützung der vielfältigen Aktivitäten des Archivs bei!

Kontakt: Rainer Falk, rfalk@uni-potsdam.de,
Telefon 0331-20139-79

Fontane Blätter im Abonnement

Wir bieten die *Fontane Blätter* als Einzelheft zum Preis von € 13,50 zzgl. Versandkosten oder im kostengünstigen Abonnement (2 Hefte jährlich) für jeweils € 9,50 zzgl. Versandkosten an.

Ferner sind erhältlich:
Das Register für *Fontane Blätter* 1/1965 – 57/1994.
126 S., das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965 – 102/2016.
31 S. (je € 2,00) sowie eine Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte. Den aktuellen Stand erfahren Sie unter www.fontanearchiv.de

Für Ihre Bestellung wenden Sie sich bitte an das
Theodor-Fontane-Archiv, Große Weinmeisterstr. 46/47,
14469 Potsdam, Telefon 0331. 20 13 96,
fontanearchiv@uni-potsdam.de

Richtlinien für Autoren der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv
Große Weinmeisterstraße 46/47
14469 Potsdam
fontanearchiv@uni-potsdam.de

Beiträge werden entsprechend dem Peer-Review-Verfahren von einem unabhängigen Beirat begutachtet. Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Beirat.

1. Manuskript

Das Manuskript soll auf fortlaufend nummerierten Seiten geschrieben werden. Der Umfang sollte einschließlich der Anmerkungen 25 Manuskriptseiten (à 3.000 Zeichen einschließlich Leerzeichen) nicht überschreiten. Rezensionen sollten auf 5 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und möglichst auf Anmerkungen verzichten. Das Manuskript bitte als E-Mail-Anhang (word-Datei/rtf-Datei und als pdf-Datei resp. als Ausdruck) senden.

2. Texteinrichtung

Text: Fließtext (ohne Silbentrennung), linksbündig.
Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile.
Titel von Werken, Zeitungen und Zeitschriften sowie Namen von Institutionen: *kursiv*.
Hervorhebungen ebenfalls: *kursiv*.

3. Zitate

In Anführungszeichen: „...“ oder: »...«.

Zitat im Zitat in einfachen Anführungszeichen: ‚...‘ bzw. ›...‹.

Zitate über mehr als 4 Zeilen bitte wie Absätze behandeln.

Auslassungen: drei Punkte in eckigen Klammern [...].

Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: [in eckigen Klammern].

4. Anmerkungen

Anmerkungen bitte als Endnoten in fortlaufender Zählung formatieren.

Endnotenziffern im Text hochgestellt, ohne Klammer oder Punkt. Endnoten

folgen auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie folgen

unmittelbar hinter dem Wort, wenn sie sich nur auf das Wort beziehen.

Namen von Autoren/Herausgebern in den Anmerkungen bitte nicht hervorheben.

Zitierweise in den Anmerkungen:

Selbständige Literatur:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), XX–XX, hier XX.

Unselbständige Literatur:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: Autor/Hrsg. (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), XX–XX, hier XX.

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: *Zeitschriftentitel*. Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) Heft/[Nr.], XX–XX, hier XX.

Wiederholte Zitate: Nachname, wie Anm. X, XX.

Zitate in direkter Folge: Ebd., XX.

Verweise: vgl.

5. Editionen

Beabsichtigen Sie die Edition von Briefen/Texten nach Handschriften oder Drucken, so setzen Sie sich bitte mit den Herausgebern in Verbindung.

Der Darstellung edierter Texte oder Briefe im Zusammenhang eines Autorenbeitrags erfolgt als Anhang zum Autortext. Edierte Texte/Briefe bitte im Titel resp. im Untertitel anzeigen.

6. Siglen und Abkürzungen

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler u. a. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1969–1993. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, XX)
Bsp.: Theodor Fontane: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt*. In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, 438.

FBG (Fontane Bibliographie) Wolfgang Rasch: *Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung*. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2006.

FChronik (Fontane Chronik) Roland Berbig: *Theodor Fontane Chronik*. 5 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2010.

GBA (Große Brandenburger Ausgabe) Begründet und hrsg. von Gotthard Erler. Fortgeführt von Gabriele Radecke und Heinrich Detering. Berlin: Aufbau-Verlag 1994 ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft*. In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. 1994, 299.

HBV (Hanser Briefverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis und Register*. Hrsg. von Charlotte Jolles und Walter Müller-Seidel. München: Hanser 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. München: Hanser 1962–1997. (Abteilung, Bd. evtl. Aufl. Jahr, XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe*. In: HFA I, 7. ²1984, 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Edgar Gross, Kurt Schreinert u.a. München: Nymphenburger 1959–1975. (Bd. Jahr, XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe*. In: NFA XXIV. 1975, 9–39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe*. I–IV. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt u. mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Berlin: Propyläen 1968–1971.

TFA Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

Bl. Blatt

eh. eigenhändig

Hrsg. Herausgeber(in)

hrsg. herausgegeben

Hs. Handschrift

hs. handschriftlich

m.U. mit Unterschrift

o.O. ohne Ort

o.D. ohne Datum

Ts. Typoskript

7. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: hochauflösende Scans (300 dpi), in Ausnahmefällen auch Schwarzweißzeichnungen bzw. Hochglanzfotos.

Die Abb.-Folge bitte im Manuskript durch geklammerte Nummerierung: (Abb. 1) anzeigen.

Abb. mit folgenden Angaben auszeichnen: Maler/Fotograf: Titel, Jahr, Besitzende Institution/Person (Rechteinhaber), Signatur.

Bitte beachten Sie, dass Abbildungen nur gedruckt werden können, wenn eine Reproduktionsgenehmigung vorliegt. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Andreas Köstler

Redaktion: Peter Schaefer, Potsdam; Susanna Brogi, Marbach

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Michael Ewert, München; Christine Hehle, Wien; Helmuth Nürnberger, Freienwill; Rolf Parr, Essen; Helmut Peitsch, Potsdam, Eda Sagara, Dublin

Sitz der Redaktion: Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

Anschriften:

Theodor-Fontane-Archiv
Große Weinmeisterstr. 46/47
14469 Potsdam
Telefon: 0331. 20 13 96
Fax: 0331. 2 01 39 70
fontanearchiv@uni-potsdam.de
www.fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1–3
16816 Neuruppin
Telefon: 03391. 65 27 72
Fax: 03391. 65 27 73
fontane-gesellschaft@t-online.de
www.fontane-gesellschaft.de

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, ein Exemplar ihrer Veröffentlichungen, Diplomarbeiten und Dissertationen im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden.

Für die uns im letzten Halbjahr zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie: Patricia Müller | weite Kreise

Satz: Una Holle Mohr

Druck: Königsdruck, Berlin

Verlag: Theodor-Fontane-Archiv

